This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

K. und k. Kriegsarchiv.

Bibliothekabteilung.

Einteilung A b 110

Exemplar 3

Karten und Pläne 12

Abbildungen

Sonstige Beilagen

Seitenzahl 1, IV, 607–738

Aus Dienstvorschrift v. J. 1899, S. 98:

Nicht-Militärs, ferner Militärbehörden, Offiziere und Militärbeamte außerhalb Wien, haben behufs Entleihung von Büchern die Bewilligung der k. und k. Kriegsarchivsdirektion einzuholen.

Das Weitergeben von entliehenen Büchern an andere Personen ist nicht gestattet.

Leihzeit 8 Wochen, Verlängerung bei der Kriegsarchivsdirektion anzusprechen. (Bureaux des Generalstabes und des Reichskriegsministeriums nach Bedarf.)

Beschädigungen, Randbemerkungen verpflichten den Schuldtragenden unbedingt zum Ersatz des Einkaufspreises.

STANFORD UNIVERSITY
JAN 1974
LIBRARY

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

III. Jahrgang • 1906 • Viertes Heft

Mit 5 Skizzen im Text und 12 Skizzen als Anlagen

Berlin
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

UNIVERSITY
RARIES
21 1914
U3
V6

Der Inhalt ist nicht amtlich.
Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind, bilden hiervon keine Ausnahme.
Übersetzungsrecht sowie alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sind vorbehalten.

Inhalt.

Seite

„1806". Vom Generaloberſten Grafen v. Schlieffen. Mit 8 Skizzen als Anlagen 607

Die Verpflegung des ruſſiſchen Mandſchureiheeres. Mit 2 Skizzen im Text und 2 Skizzen als Anlagen 657

Der Durchbruch in der neueren Kriegsgeſchichte. Mit 3 Skizzen im Text 667

Die kartographiſche Abteilung [illegible]iglich preußiſchen Landesaufnahme. I. Arbeitsgebiet und [illegible]n der kartographiſchen Abteilung. II. Die Bearbeitung der topo[illegible]a Spezial- und Überſichtskarten. III. Die Bearbeitung der Karte[illegible]den Militär-Dienſtgebrauch. Vom Oberſtleutnant v. Zglinicki. 685

Die gegenwärtige Ausrüſtung mit Feldkanonen in den verſchiedenen Staaten. Vom Major a. D. J. Schott 706

Studien nach Clauſewitz. Neue Folge. I. Der Herbſtfeldzug 1813. Vom Oberſtleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven. 2. Fortſetzung. Mit 1 Skizze im Text und 2 Skizzen als Anlagen 714

Die Zeitſchrift bringt Aufſätze taktiſchen und kriegsgeſchichtlichen Inhalts ſowie Nachrichten über intereſſante Truppenübungen und Mitteilungen über fremde Armeen. Bei letzteren wird vor allem Gewicht gelegt auf die Wiedergabe des für die Organiſation, Ausbildung und Führung Weſentlichen und Lehrreichen, und zwar nicht in der Form bloßer Zuſammenſtellungen, ſondern abgeſchloſſener Aufſätze. Der Generalſtab hat ſich hierbei von der Abſicht leiten laſſen, das ihm zufließende reichhaltige Material einem größeren Leſerkreiſe innerhalb der Armee zugä[illegible]ı machen.

Die Aufſätze ſind bemüht, den [illegible]aufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Beſtrebungen u[illegible]cheinungen auf militäriſchem Gebiet zu unterrichten ſowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktiſcher Fragen im allgemeinen beizutragen. Die Abhandlungen kriegsgeſchichtlichen Inhalts ſollen die Erfahrungen der neueren Kriegsgeſchichte für die Truppenführung nutzbar machen.

Die Schriftleitung der Zeitſchrift liegt in Händen der Kriegsgeſchichtlichen Abteilung I. — Die Hefte erſcheinen im erſten Monat eines jeden Vierteljahres. Der Umfang des ganzen Jahrganges beträgt 50 Druckbogen einſchließlich der Textſkizzen und Kartenbeilagen.

Ankündigung.

Im vierten Jahrgang (1907) der „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde“ wird die Fortsetzung der Schilderung der Kämpfe in Südwestafrika

Der Feldzug gegen die Hottentotten

veröffentlicht werden.

Ferner werden unter anderen die nachfolgenden Aufsätze erscheinen:

„Gedanken über Ausbildung und Verwendung der Kavallerie.“

Frhr. von Freytag-Loringhoven, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe:

„Studien nach Clausewitz. Neue Folge.“ (Fortsetzung.)

Friederich, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe:

„Über improvisierte Armeen.“

Balck, Major und Bataillonskommandeur im Inf. Regt. von Courbière:

„Maschinengewehre und ihre Verwendung.“

v. Heydebreck, Major im Großen Generalstabe:

„Die Eingeborenenfrage in den englischen Kolonien.“

Groß, Major und Kommandeur des Luftschiffer-Bataillons:

„Der Stand der Luftschifferfrage in den Armeen der Großmächte.“

Kirch, Hauptmann im Generalstabe der 25. Division:

„Wert und Bedeutung von Milizheeren, erörtert an den Heeren Englands, der Vereinigten Staaten, der Schweiz und der Niederlande.“

Ludwig, Hauptmann, aggr. dem Generalstabe der Armee:

„Kriegführung und Geld.“

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1906

Dritter Jahrgang

BIBLIOTHEK-A

Mit 24 Abbildungen im Text, 40 Skizzen- und Kartenbeilagen
und 14 Textskizzen

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Der Inhalt ist nicht amtlich.

Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind,
bilden hiervon keine Ausnahme.

Übersetzungsrecht sowie alle Rechte aus dem Gesetze
vom 19. Juni 1901 sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

Se

Über das Anwachsen der Heere. Vom Oberstleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven . . . .

Erlebnisse beim japanischen Heere. Vom Major Bronsart von Schellendorff. Mit 1 Karte als Anlage 2

Yorksche Ausbildung. Vom Major v. Hülsen 7

Episoden aus der Schlacht bei Mukden. I. Angriff der japanischen Brigade Nambu auf die „3 Häuser" und Yuhountun am 7. 3. 1905. II. Kämpfe der japanischen 2. Garde-Brigade vom 2. bis 7. 3. 1905. Mit 7 Skizzen als Anlagen 7

Moltkes Ansichten über feindliche Landungen an den deutschen Küsten. Vom Major v. Schmerfeld 8

Manövererfahrungen in Frankreich 10

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. A. Der Feldzug gegen die Hereros. Mit 6 Abbildungen und 2 Skizzen im Text und 2 Skizzen als Anlagen 13

Zweites Heft.

Rußlands mittelasiatische Stellung. Vom Hauptmann Frhrn. v. der Goltz. Mit 2 Skizzen als Anlagen 19

Studien nach Clausewitz. Neue Folge. I. Der Herbstfeldzug 1813. Vom Oberstleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven. Mit 2 Skizzen als Anlagen 23

Die Gebirgstruppen der österreichisch-ungarischen Armee. Vom Hauptmann Hecker . . 26

Die Pioniere auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Vom Major Scharr. Mit 3 Skizzen als Anlagen 27

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. A. Der Feldzug gegen die Hereros. (Fortsetzung.) Mit 6 Abbildungen und 2 Skizzen im Text und 5 Skizzen als Anlagen 31

Angriff und Verteidigung. Vom General der Infanterie z. D. Frhrn. v. Falkenhausen . 38

Drittes Heft.

Die Ausbildung der Pioniertruppe . . . . . .

Ein Beitrag zum Studium der Kolonialartillerie. Vom Generalleutnant z. D. H. Rohne

Studien nach Clauſewitz. Neue Folge. I. Der Herbſtfeldzug 1813. Vom Oberſtleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven. (Fortſetzung.) Mit 3 Skizzen als Anlagen.

Die Entwicklung der taktiſchen Anſchauungen in der engliſchen Armee nach dem Burenkriege. Vom Major Balck . . . . . .

Die Kämpfe der deutſchen Truppen in Südweſtafrika. A. Der Feldzug gegen die Hereros (Fortſetzung.) Mit 12 Abbildungen und 4 Skizzen im Text und 3 Skizzen als Anlagen

Viertes Heft.

„1806." Vom Generaloberſten Grafen v. Schlieffen. Mit 8 Skizzen als Anlagen. .

Die Verpflegung des ruſſiſchen Mandſchureiheeres. Mit 2 Skizzen im Text und 2 Skizzen als Anlagen . . . . . .

Der Durchbruch in der neueren Kriegsgeſchichte. Mit 3 Skizzen im Text . . . . .

Die kartographiſche Abteilung der Königlich preußiſchen Landesaufnahme. I. Arbeitsgebiet und Organiſation der kartographiſchen Abteilung. II. Die Bearbeitung der topographiſchen Spezial- und Überſichtskarten. III. Die Bearbeitung der Karten für den Militär-Dienſtgebrauch. Vom Oberſtleutnant v. Zglinicki . . . . . .

Die gegenwärtige Ausrüſtung mit Feldkanonen in den verſchiedenen Staaten. Von Major a. D. J. Schott . . . . . .

Studien nach Clauſewitz. Neue Folge. I. Der Herbſtfeldzug 1813. Vom Oberſtleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven. (Fortſetzung.) Mit 1 Skizze im Text und 2 Skizzen als Anlagen . . . . . .

Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

„1806".

Der Tag von Austerlitz hatte Österreich niedergeworfen, Rußland zum Rückzug gezwungen. Napoleon, im Frieden von Preßburg durch neue Länderabtretungen bereichert, gebot unumschränkt teils mit dem Titel eines Herrschers, teils unter dem Namen eines Beschützers über Frankreich, Italien, die Schweiz, die Niederlande, das südliche und das westliche Deutschland. Wie groß auch dieser Besitz war, der Begründer eines Weltreiches konnte sich mit ihm nicht begnügen. Immer blieb noch etwas zur Abrundung und Sicherung der Grenzen zu erwerben übrig. Der Mann, der durch den Krieg so hoch emporgekommen, konnte sich nicht plötzlich den Segnungen des Friedens hingeben. Die unterjochten Völker würden sich bald empört, die benachbarten Staaten den gegenseitigen Hader unterdrückt und sich zur Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen und des eingebüßten Ansehens geeinigt haben. Nicht nur um neue Eroberungen zu machen, sondern auch um das Erworbene zu sichern, wurde Napoleon unaufhaltsam vorwärts getrieben.

Es lag auf der Hand, daß der nächste Angriff auf Preußen gerichtet sein würde. Sein Gebiet, das die russische Front wie die österreichische Flanke deckte, die französische bedrohte, behinderte die Ausdehnung des Rheinbundes über das nördliche Deutschland. Bisher unbesiegt, hatte es durch die Drohung, dem Sieger von Ulm auf dem Marsch nach Austerlitz in den Arm zu fallen, den Zorn und den Haß des Mächtigen erregt. Ehe es indes bekämpft wurde, sollte es isoliert werden.

Von dem schwer leidenden Österreich war nicht zu erwarten, daß es eine verzweifelte Kraftanstrengung machen würde, um dem verhaßten Nebenbuhler, dessen Zaudern und Säumen die Niederlage vom 2. Dezember zur Last gelegt wurde, beizuspringen. Mit England hatte sich Preußen durch die Annahme von Hannover verfeindet. Schweden als englischer Verbündeter hatte ihm den Krieg erklärt. Um die Isolierung zu vollenden, schien nur noch erforderlich, Rußland durch einen Friedensschluß von einer Einmischung in die preußischen Angelegenheiten auszuschließen.

Während Verhandlungen hierüber im Gange waren, wurden bereits Vorkehrungen getroffen, um die friedliebendste Macht zu einer Kriegserklärung zu

zwingen. Bald durch Geſchenke, Freundlichkeiten und Schmeicheleien, bald durch Wied abnahme des Gegebenen, Drohungen und Beleidigungen, immer durch Täuſchung ſollte ſie in eine Lage gebracht werden, aus der nur der Krieg einen Ausweg bie konnte.

Die franzöſiſchen Machenſchaften nahmen nicht ganz den gewünſchten Verla Zu früh kamen ſie zutage. Der preußiſche Geſandte in Paris berichtete 6. Auguſt 1806 dem Berliner Kabinett Tatſachen, die an der Abſicht Napoleo Preußen mit Krieg zu überziehen, keinen Zweifel zuließen.

Damit blieb für Preußen noch Zeit, ſich auf das Unvermeidliche vorzubereit Vom Zaren war Unterſtützung mit Sicherheit zu erwarten. Die ruſſiſche Arm welche im vergangenen Dezember den Rückzug aus Mähren angetreten hatte, ſt noch marſch- und kriegsbereit nahe der oſtpreußiſchen Grenze. England, ſobald Preußen vor einem Krieg mit Frankreich ſah, zeigte ſich bereit, in Verhandlun einzutreten. Wenn auch nicht eine Hilfstruppe, ſo doch Subſidien waren von ihm erwarten. Schweden ließ ſich leicht beſchwichtigen. Sachſen, Heſſen und die ande norddeutſchen Staaten waren nach ihrer geographiſchen Lage durch einen Angriff Preußen ebenſo bedroht, wie dieſes ſelbſt. Wenn auch nicht um zu retten was n von Deutſchland übrig war, ſo doch im Intereſſe ihrer Selbſtändigkeit mußten ihre Truppen zu der preußiſchen Armee ſtoßen laſſen. Einige waren auch bereit, „ gemeinſamen Sache" zu dienen, andere hofften, ſich vor der drohenden Flut auf i Neutralität zu retten. Sämtlich hätten ſie einem Zwang, wenn auch nur ein ſcheinbaren, nachgegeben.

Alles zuſammen genommen, konnte Preußen, wenn es raſch und tatkrä handelte, nicht unerhebliche Streitkräfte unter ſeine Führung zuſammenbringen.

Die etatmäßige Stärke der damaligen preußiſchen Feldtruppen iſt berechnet worden auf	186 000	Mann,
Kurſachſen, Heſſen-Kaſſel und die übrigen nord- deutſchen Staaten konnten ſtellen etwa . . .	50 000	= ,
das ruſſiſche Hilfskorps iſt zu veranſchlagen auf	50 000 bis 70 000	=
	286 000 bis 306 000	Mann.

Mochte das „Iſt" hinter dem „Soll" auch noch ſoweit zurückbleiben, ſo war doch immerhin möglich, mit einer nicht unbeträchtlichen Überlegenheit der Zahl N poleon entgegenzutreten, der mit 160 000 Mann den Angriff unternommen hat.

Die Kräfte, über welche man verfügen konnte, wurden aber keineswegs ausgen Zwölf Jahre lang war das Beſtreben der preußiſchen Politik dahin gegangen, Frieden zu erhalten und inmitten der Kriegsſtürme das ruhige Leben einer neutra Macht zu führen. Alle ihre Künſte hatten die Staatsmänner auf Erreichung di

Zieles verwendet. Angesichts einer augenscheinlichen Gefahr waren sie nicht imstande, diese fest ins Auge zu fassen und ihr mit einem tatkräftigen Entschluß zu begegnen. Noch immer klammerten sie sich an jeden Strohhalm und hofften durch Verhandlungen den gefürchteten Krieg beschwören zu können. Die Notwendigkeit, einerseits der dringenden Gefahr zu begegnen, andererseits der Wunsch, möglichst alles zu vermeiden, was den rücksichtslosen Gegner zu unheilvollen Schritten veranlassen könnte, führte notgedrungen zu halben Maßregeln. So erhielt allerdings die Armee Befehl zur Mobilmachung, aber die Truppen in Ostpreußen und in einigen polnischen Landesteilen wurden davon ausgenommen. Erstere sollten als Reserve, letztere zur Unterdrückung eines möglichen Aufstandes in ihren Standorten verbleiben. In entfernten Provinzen wurden größere oder kleinere Korps, in entlegenen Festungen Besatzungen an Feldtruppen belassen.

Bei diesem Verfahren war es nicht möglich, von den norddeutschen Staaten die Stellung ihrer Kontingente mit dem gehörigen Nachdruck zu verlangen. Preußen konnte Oldenburg oder Mecklenburg nicht zumuten, ihre Gebiete zu entblößen, wenn es selbst zur Deckung von Westfalen, Ostfriesland, Hannover, Oberschlesien größere oder kleinere Truppenkorps zurückließ. Es konnte Hessen und Braunschweig nicht verargen, daß sie ihre Neutralität aufrecht erhalten wollten, da es selbst ihnen in diesem aussichtslosen Bestreben mit schlechtem Beispiel vorangegangen war. Es konnte von Rußland nicht fordern, sein Hilfskorps in Eilmärschen nach der Elbe vorgehen zu lassen, wenn die ostpreußischen und polnischen Regimenter bei ihren friedlichen Beschäftigungen verblieben.

So kam es, daß von den norddeutschen Staaten nur Kursachsen, noch dazu widerwillig, 18 000 Mann, Sachsen-Weimar ein Bataillon zur preußischen Armee treten ließen und „daß Preußen für den entscheidendsten Kampf, den es je zu bestehen gehabt hat, kaum 128 000 Mann gegenwärtig und bereit fand“. Es hätte den Feind mit Überlegenheit angreifen können, aber es ging ihm mit einer erheblichen Unterlegenheit entgegen. Man tröstete sich damit, daß im Kriege die Zahl nicht der ausschlaggebende Faktor ist. Ebenso wie es heute viele verständige Leute gibt, welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausendheere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten. Sie beriefen sich auf Friedrich den Großen, der nach vielen Unglücksfällen notgedrungen mit einer kleinen Armee einen verzweifelten Kampf durchgeführt hatte. Den Epigonen gelang es ohne weiteres, die kleine Armee herzustellen, aber es fehlte ihnen Friedrich der Große, und sie fanden sich gegenüber nicht den Prinzen von Soubise und Karl von Lothringen, sondern den Sieger von Marengo. Erst nach harten Prüfungen sollten sie zu der Wahrheit des Satzes gelangen, daß nur derjenige den Sieg verdient, der die größten Anstrengungen macht und alles aufbietet, ihn zu erringen.

Auf die Überlegenheit an Zahl hatte Preußen freiwillig verzichtet. Der Güte

der Truppen wollte es ſeine Erfolge verdanken. In der Tat konnte es noch immer auf ſeine Armee ſtolz ſein, die bei Revuen die Bewunderung Europas erregte. Auf dem Exerzierplatz erfüllte die Infanterie alle an ſie geſtellten Anforderungen in unübertroffener Weiſe. Auch im Kriege hat ihrem Angriff kein Feind widerſtehen können, ſobald das Schlachtfeld einigermaßen dem bekannten Exerzierplatz entſprach. Wenn es aber galt, ein von unſichtbaren Schützen beſetztes Dorf zu nehmen, eine Enge zu verteidigen, ein Avantgarden- oder Arrieregardengefecht zu führen, im Wald und im Gebirge zu kämpfen, ſo war dieſe auf dem Exerzierplatz ſo vortreffliche Infanterie völlig ratlos. Bei vielen Mängeln der Organiſation, der Bewaffnung und Bekleidung beſaß ſie aber Mannszucht und Todesverachtung genug, um allen Aufgaben gerecht zu werden, wenn man ſie nur einigermaßen darüber aufgeklärt hatte, wie dieſe zu löſen wären.

Die Kavallerie bewegte ſich ſchnell, attackierte feſt und geſchloſſen. Gewöhnlich wurde auch die feindliche Kavallerie im erſten Anſturm geworfen. Dann aber erſchien oft ein zweites Treffen, eine Reſerve, die in die Flanke des Verfolgers einbrach und den Sieger zum Beſiegten machte, der ſeinerſeits keine verfügbare Truppe zur Stelle hatte, um dem Durcheinander des Gefechts eine neue Wendung zu geben. Wo ſtärkere Kavallerie ſich zuſammenfand, wurden Regimenter und Schwadronen einzeln in vergeblichen Attacken verbraucht, nie die Maſſe zum einheitlichen Angriff an entſcheidender Stelle eingeſetzt.

Darf man den Berichten von Augenzeugen glauben, ſo hat die preußiſche Artillerie die franzöſiſche in Schnelligkeit des Feuers und in Genauigkeit des Schießens vielfach übertroffen. Sie ſtand ihr aber nach in einheitlicher Verwendung und in zweckmäßiger Wahl der Stellungen. Schon damals verſtanden die Franzoſen, ihre Batterien verdeckt und in den Flanken geſichert aufzuſtellen, während die preußiſchen offen und weit vorgeſchoben wiederholt eine leichte Beute der aufmerkſamen feindlichen Kavallerie wurden.

Alles in allem hatte die preußiſche Armee während eines langen Friedens eine vortreffliche Exerzierausbildung erhalten, war aber wenig für den Krieg vorbereitet und ſtieß auf einen Feind, bei deſſen Übungen einzig und allein die Forderungen des Gefechts und der Schlacht maßgebend waren und der ſoeben einen Feldzug zu einem ſiegreichen und glänzenden Abſchluß gebracht hatte.

Mit einem an Zahl unterlegenen, unzweckmäßig ausgebildeten Heere einen Waffengang zu unternehmen, von deſſen Ausgang das Daſein der Monarchie abhängig war, mußte ſchon an und für ſich ernſte Bedenken erregen. Noch ernſter wurden dieſe Bedenken, wenn man die Führung anſah, die mit dieſem ungenügenden Werkzeug außergewöhnliche Heldentaten verrichten ſollte.

Preußiſcher Oberbefehlshaber war der Herzog von Braunſchweig. Man hat ihn beſchuldigt, daß er überaltert, den kühnen Flug napoleoniſcher Kriegführung nicht erfaßt

hätte. Das Gegenteil kann behauptet werden. Der Einsicht, dem scharfen Verstande, der reichen Erfahrung des Herzogs hatten die kriegerischen Ereignisse der letzten zehn Jahre nicht entgehen können. Wenn einer in der preußischen Armee Napoleon verstand, so war es derjenige, der den Oberbefehl gegen ihn übernehmen sollte. Aber mit diesem Verständnis bemächtigte sich seiner die Überzeugung, daß er dem gewaltigen Kriegshelden nicht gewachsen sei. Angesichts der großen Aufgabe, welche ihm geworden war, verlor er auch das geringe Selbstvertrauen, das ihm „nach manchem Erfolge, aber auch nach manchem verfehlten Unternehmen“ noch geblieben war, vollständig. Unsicher und ungewiß haschte er für seine Pläne nach der Zustimmung anderer. Es bildete sich um ihn ein Kriegsrat von patriotischen und ehrgeizigen, aber wenig erfahrenen und sachverständigen Männern, die sich um so ungebundener in phantastischen Plänen ergehen konnten, als sie für deren Ausführung die Verantwortung nicht zu tragen brauchten. Die widersprechenden Meinungen wurden mühsam in einem Kompromiß vereinigt, das überhaupt schwer auszuführen war, besonders aber für denjenigen, welcher mit ihm nicht im mindesten einverstanden sein konnte.

Der Herzog von Braunschweig war Oberbefehlshaber der ganzen Armee und zugleich Befehlshaber der Hauptarmee. Eine zweite Armee wurde kommandiert von dem Fürsten Hohenlohe, der dem Herzog unterstellt war, aber sich doch einer gewissen Selbständigkeit erfreute. Diese Selbständigkeit zu erweitern, war das Streben des unter dem Einfluß eines ehrgeizigen Chefs des Generalstabes, des Obersten v. Massenbach, stehenden Fürsten. Die Schwierigkeiten, welche aus diesen Bestrebungen entstanden, wurden noch dadurch verschärft, daß der Fürst das gerade Gegenteil des Herzogs war. Hochherzig, ritterlich, ein tapferer und unverzagter Soldat, aber ohne Erfahrung in der napoleonischen Kriegführung, besaß er in vollem Maße das Selbstvertrauen, das dem Herzog von Braunschweig zu wünschen gewesen wäre, und glaubte, in „Bonaparte“ nur einen französischen Durchschnittsgeneral vor sich zu haben, wie er solche in der Rheinkampagne kennen gelernt hatte.

Unter den übrigen preußischen Generalen waren viele ausgezeichnete Exerziermeister, die den Drill auf das beste förderten, aber wenige, die etwas vom Feldherrn in sich hatten, und kaum einer, der nach dem Worte König Friedrichs „in das Große vom Kriege entriert“ gewesen wäre. Und gerade jetzt hatte der Krieg einen neuen ungewohnten Umfang angenommen. Nicht lange sollte es dauern, und 160 000 Mann werden in einer geschlossenen Armee den Vormarsch antreten.

Auf der einen Seite einer der größten Feldherren der Welt, ein großes, wohl bewaffnetes, wohl ausgebildetes Heer, mit in langen Kriegen geübten Generalen, auf der anderen Seite ein kleines, kriegsmäßig nicht gut ausgebildetes, schlecht bewaffnetes Heer und so gut wie gar keine Führung. Die Partie war sehr ungleich.

Wie ungleich sie auch war, der Kampf mußte von Preußen aufgenommen werden. Der ihm von Napoleon zugefügten Beleidigungen und Demütigungen waren zu viele.

Hannover war ihm abgetreten worden und wird dann ohne sein Wissen England al Friedenspreis angeboten. Preußen wird aufgefordert, sich an die Spitze eines nord deutschen Bundes zu stellen, heimlich werden aber die wichtigsten Glieder dieses Bunde Sachsen und Hessen, eingeladen, dem Rheinbund beizutreten. Beträchtliche Bereicherunge aus dem Besitzstand anderer norddeutscher Fürsten werden ihnen als Lohn vorgehalte

Preußen konnte im Frieden weder mit Ehren, noch überhaupt seine Selbständigke bewahren. Es mußte sich der Willkür des Tyrannen überlassen oder zu den Waffen greife

Wählte es das letztere, so durfte es nicht, wie ihm nachträglich geraten worde ist, hinter die Oder zurückgehen, um bei seiner Schwäche zunächst die Unterstützun der Russen abzuwarten. Eine Beleidigung rächt man nicht durch einen Rückzu Nicht ohne Schwertstreich konnten die besten Provinzen, ja die Hauptstadt aufgegebe und die norddeutschen Staaten im Stich gelassen werden. Wenn diese ihre Sel ständigkeit im Anschluß an Preußen auch nur widerwillig oder gar nicht verteidige wollten, dem gefürchteten Napoleon hätten sie als Vasallen bereitwilligst Heeresfol geleistet. Durch ein Zurückgehen hinter die Oder wären die französischen Streitkräf und Hilfsquellen vermehrt, die preußischen verringert worden, ohne daß durch d russische Hilfskorps ein genügender Ausgleich gegeben, die Kriegslage verbessert worde wäre. Preußen hätte sich selbst aus Deutschland herausgedrängt, um mit Rußland Hilfe zu versuchen, es dem Gebieter Westeuropas wieder abzunehmen.

Auch Napoleon, der geringschätzig genug von Preußen dachte, hielt eine freiwilli Räumung des linken Oderufers doch nicht für möglich. Wohl aber faßte er den Fa ins Auge, daß die preußische Armee hinter der Elbe stehen bleiben könnte. Auch di war unmöglich, wenn der König, wie es in dem preußischen Kriegsmanifest heiß „um das unglückliche Deutschland von dem Joche, worunter es erliegt, zu befreie die Waffen ergreifen wollte“.

Tatsächlich dachte Preußen nicht daran, hinter die Elbe, geschweige denn hint die Oder zurückzugehen. Es hätte gar zu gern den Krieg vermieden, aber es w doch entschlossen, seine Ehre zu retten, es war sich doch der Aufgabe, nicht bloß d eigene Gebiet, sondern auch alles, was von Deutschland übrig geblieben, zu schütze vollständig bewußt. Nicht minder war es davon durchdrungen, daß es durch sei Vergangenheit und durch die Taten seiner Vorfahren verpflichtet sei, auch a Schwächerer diesen Schutz durch eine mannhafte Offensive zur Geltung zu bringe

Darüber waren sich freilich die Einsichtigeren klar, daß zur Durchführung ein Offensive, und um den so sehr überlegenen Feind über den Rhein und bis Par zurückzuwerfen, die 128 000 Mann schwerlich genügen würden. Aber einen einzig Sieg auch über die Überzahl konnte man doch von der Armee Friedrichs des Groß erhoffen, und dieser Sieg würde nicht nur die Russen und Norddeutschen, sonde auch die Österreicher, vielleicht sogar die Süddeutschen auf die preußische Se geführt haben.

Das waren aber fernliegende Hoffnungen. Zunächst ging Preußen fast allein dem unbesiegten Feldherrn entgegen, der bisher jeden Gegner zerschmettert hatte. Nur auf einen aufrichtigen Verbündeten konnte es zählen, auf den Herzog von Weimar mit seinem Schützenbataillon. Der Herzog von Braunschweig, der doch die preußische Armee zum Siege führen sollte, hielt seine eigene Truppe vorsichtig von dem ungewissen Unternehmen zurück. Der Kurfürst von Sachsen stellte allerdings 18 000 Mann, ließ aber in den Tuilerien keinen Zweifel darüber, daß seine Truppen nur gezwungen marschierten. Sein Gesandter blieb in Paris, um jeden Augenblick die Verhandlungen wieder anknüpfen zu können. England hatte sich entgegenkommend gezeigt, wollte aber Hannover zurückerhalten, Preußen diesen wichtigen Bestandteil Norddeutschlands nicht herausgeben. Von der ersten Schlacht wurde die Entscheidung abhängig gemacht. Rußland hätte bereitwillig Hilfe geleistet, wenn ihm nur beizeiten angegeben worden wäre, wo und wann es seine Armee einsetzen sollte. Jetzt gerade aber drohte der Sultan, der Verbündete Frankreichs, mit einem Kriege an der Donau. Mit voller Kraft und sogleich vermochte Rußland nicht, dem bedrängten Preußen beizustehen.

Durch sein eigenes vorsichtiges und schwankendes Verfahren, noch mehr durch Napoleons ebenso zielbewußte wie ränkevolle Politik war Preußen in eine Zwangslage gebracht worden. Es mußte so gut wie allein gegen den Zwingherrn Europas in die Schranken treten. Für diesen Krieg fehlte es seiner Armee eigentlich an allen Dingen, durch welche Siege erfochten werden: die höhere Zahl, die wirksamere Waffe, die bessere Ausbildung, die größere Kriegstüchtigkeit, die überlegene Führung, etwas von dem Feuer, das die tote Masse in Bewegung setzt, ein Geringes des Geistes, der Leben bringt. Dagegen fehlte ihr nicht das, was Mit- und Nachwelt ihr abzusprechen sich bemüht hat: Tapferkeit und Todesverachtung.

Die französischen Korps hatten sich nach Beendigung des Feldzuges von 1805 nach Süddeutschland zurückgezogen und waren in Bayern, Württemberg, am Main und am Rhein untergebracht worden.*) Ihr rechter Flügel lehnte sich an den Inn, ihr linker reichte über die Sieg bis in die Gegend von Köln. Von Wesel ab schloß sich die niederländische Armee an.

Die große Armee, soweit sie im Oktober 1806 in Tätigkeit kam, bestand aus:

Garde-Infanterie Lefebvre, Paris,
1. Korps Bernadotte, 2 später 3 Divisionen, Ansbach,
3. = Davoust, 3 Divisionen, Nördlingen,
4. = Soult, 3 = , Passau,
5. = Lannes, 2 = , Dinkelsbühl,
6. = Ney, 2 = , Memmingen,
7. = Augereau, 2 = , Diez.

Division Dupont, welche später zum 1. Korps stieß, Bonn.

*) Skizze 1.

(Die Diviſionen zu 6 bis 12 Bataillonen, das Korps mit 1 leichten Kavallerie-Brigade — 9 Eskadrons — und 24 bis 48 Geſchützen.)

Kavallerie-Reſerve, Murat:

2 leichte Brigaden: Laſalle, Milhaud.

2 ſchwere Diviſionen: Nanſouty, Hautpoul.

4 Dragoner-Diviſionen: Klein, Beaumont, Sahuc, Grouchy.

Für den Oktober nicht in Betracht kamen:

Garde-Kavallerie, Beſſieres, Paris,

8. Korps, Mortier (noch in der Bildung begriffen), Mainz,

2 bayeriſche Diviſionen, die Kontingente von Württemberg, Baden, Heſſen, Naſſau und der übrigen Rheinbundfürſten, die niederländiſche Armee.

In welcher Weiſe die Franzoſen aus ihrer ausgedehnten Aufſtellung vorrücken würden, war nicht vorherzuſagen. Soviel war aber gewiß, daß ſie ihre Front erheblich würden verkürzen müſſen. Das weit nach Deutſchland hinein vorſpringende Böhmen verhinderte den rechten Flügel, ſich öſtlich über Hof hinaus auszudehnen. Nach der Verteilung der Truppen in dem Unterkunftsbezirk und nach den geographiſchen und Geländeverhältniſſen war es nicht wahrſcheinlich, daß der linke Flügel weiter nördlich als über Kaſſel marſchieren würde.

Innerhalb der Linie Hof—Kaſſel war alſo die franzöſiſche Armee zu erwarten, und gegen eben dieſe Linie ſetzten ſich auch die preußiſchen Heeresteile nach einem am 25. Auguſt gegebenen Befehl in Bewegung:

Blücher ſammelte die weſtfäliſchen Truppen bei Paderborn,

Rüchel marſchierte mit den hannoverſchen Leine aufwärts bis Göttingen,

die magdeburgiſchen und märkiſchen unter unmittelbarem Befehl des Herzogs von Braunſchweig wurden über Magdeburg auf Halle in Marſch geſetzt,

Grawert ſollte mit den ſchleſiſchen und ſüdpreußiſchen Regimentern über Dresden auf Gera marſchieren,

Kalkreuth, welcher den Schweden gegenüber an der Peene geſtanden hatte, ging nach Prenzlau,

Herzog Eugen von Württemberg mit den weſtpreußiſchen Truppen wurde auf Küſtrin in Marſch geſetzt,

Tauentzien ſtand mit den bayreuthiſchen bei Hof,

das heſſiſche Korps, auf welches damals noch gerechnet wurde, ſollte bei Kaſſel den rechten Flügel,

die Sachſen im Anſchluß an Grawert den linken Flügel bilden und mit dieſem unter den Befehl des Fürſten Hohenlohe treten.

Um die Truppen aus den zum Teil weit entfernten Provinzen an die bedrohte Grenze zu führen, mochten die gegebenen Anmarſchrichtungen ganz zweckmäßig ſein. Um aber gegen den Feind zum Angriff vorzugehen, war die angenommene Front zu

breit. Der schwächere der beiden Gegner hatte alle Veranlassung, seine Kräfte zusammenzuziehen. Auch wenn sie sämtlich vereinigt wurden, war die kleinere preußische Armee der französischen nicht gewachsen. Sie mußte suchen, nicht die Gesamtheit des Gegners, sondern nur einen Teil anzugreifen. Das war schwierig. Es gehörte nicht zu Napoleons Gewohnheiten, Heeresteile abzusondern. Er mußte indes Gebirge und Flüsse überschreiten. Bei diesen Gelegenheiten war auch Napoleon nicht imstande, seine Armee so eng zusammenzuhalten, daß jederzeit der eine Flügel durch den anderen, die Mitte durch die beiden Flügel, das erste Treffen durch das zweite hätte unterstützt werden können.

Der Ansicht, daß man Napoleon gegenüber „konzentriert" sein müsse, war auch der Herzog von Braunschweig. Er beabsichtigte die gesamte Armee, mit alleiniger Ausnahme des Blücherschen Korps, bei Naumburg zu versammeln, um von dort, wenn der Anmarsch des Feindes nicht eine andere Richtung verlangte, auf Bayreuth, also gegen das Gebirge, vorzugehen. Auf diese Weise hatten die Preußen Aussicht, den rechten Flügel des Feindes, dieser mochte über Hof oder weiter westlich vorgehen, anzugreifen und zu schlagen, bevor er sich aus dem Gebirge entwickelte und ehe die Mitte und der linke Flügel zur Unterstützung herankamen. Auch im Falle eines Mißerfolges wurde wenig auf das Spiel gesetzt, der Rückzug war nach Möglichkeit gesichert.

Der Plan des Herzogs fand jedoch nicht den Beifall des Hauptquartiers.

Den Strategen damaliger Zeit erschien es zu plump, mit einer geschlossenen Armee vorzugehen. Die Kunst lag in der Teilung der Kräfte, an denen man doch an und für sich nicht genug hatte, in der Absendung von Korps zur Sicherung der Flanken, Deckung von Länderteilen und Hauptstädten und zur Beunruhigung der rückwärtigen Verbindungen des Feindes.

Der napoleonische Grundsatz der Massenbildung war nicht begriffen, der Moltkesche Ausspruch vom 19. August 1870: „Man kann in der Schlacht nicht stark genug sein" wäre an den Theoretikern von 1806 unverstanden vorübergegangen.

Der Vorschlag, die ganze Armee bei Naumburg zu versammeln, wurde dahin abgeändert, daß nur die Hauptarmee (4 Divisionen) nach Naumburg, Hohenlohe dagegen mit den Sachsen und Grawert (4 Divisionen) nach Chemnitz — Avantgarde Zwickau — rücken sollte. Rüchel, durch eine Division Blüchers verstärkt, hatte sich mit den Hessen bei Fritzlar zu vereinigen, um dann auf Bamberg, Würzburg oder Frankfurt vorzugehen, Blücher in Westfalen zu verbleiben. Kalkreuth (2 Divisionen) sollte nach Leipzig, der Herzog von Württemberg auf Torgau nachrücken, Tauentzien (1 Division) bei Hof bleiben. Kamen diese unter dem 8. September gegebenen Anordnungen zur Ausführung, so würden voraussichtlich nicht nur der Herzog von Württemberg, sondern auch Rüchel, Blücher und die Hessen von der Schlacht ausgeschlossen worden sein. Der Kurfürst von Hessen indes, der sich nicht entschließen konnte, mit Entschiedenheit auf Preußens Seite zu treten, legte gegen die beabsichtigte Verletzung

seines Gebietes Verwahrung ein. Infolgedessen ging Rüchel selbständig nach Mühl
hausen, seine Avantgarde (Winning) nach Eisenach—Gotha, Blücher nach Göttingen
Die übrigen Heeresteile setzten ihre Märsche in den ihnen gegebenen Richtungen fort

Die Truppen hatten bei weitem noch nicht ihre Marschziele erreicht, als der
Herzog einen neuen, anscheinend von seinem Generalstabschef, Obersten v. Scharnhorst
aufgestellten Operationsplan vorlegte, der nach heftigen Debatten angenommen wurde.*
Er läßt sich kurz so ausdrücken: „Der Feind steht in einer dünnen Linie zwischen
dem Inn und der Sieg, in einer zweiten Linie dahinter zwischen dem Inn und
dem Neckar. Die Armee wird über den Thüringer Wald gehen und mit Über
legenheit die feindliche Aufstellung durchbrechen." Diese Idee muß unwillkürlich be
stechen, und ist auch von den meisten Schriftstellern zustimmend aufgenommen worden
Dem Plane fehlte indes eine genügende Grundlage. Er war am 25. September au
Nachrichten hin aufgestellt, die an jenem Tage einigermaßen zutrafen. Am 12. Oktobe
sollte aber erst der Südfuß des Thüringer Waldes bei Meiningen und Hildburg
hausen erreicht werden, um von dort gegen den Main vorzugehen. Es war nich
anzunehmen, daß der Feind seine lange und dünne Aufstellung 17 Tage lang bei
behalten und abwarten würde, bis beim Gegner alles zum Durchbruch bereit wäre

In der Tat ergab sich aus den während der ersten Tage des Oktober im preußischen
Hauptquartier eingehenden Nachrichten, daß der linke feindliche Flügel Ende Septembe
von der Lahn nach Würzburg abmarschiert war, daß Napoleon für den 3. Oktobe
ebendort erwartet, und daß zwischen Bamberg und Bayreuth feindliche Truppen ver
sammelt wurden. Von einer oder zwei langen dünnen Linien, die man durchbreche
konnte, war also schon nicht mehr die Rede. Der Feind zog vielmehr seine Korp
zwischen Bayreuth und Würzburg zusammen. Ein Vormarsch von dort über Fuld
und Eisenach, vollends über Kassel, war ausgeschlossen. Nur östlich der Hohen Rhö
war der Feind zu erwarten. Ob er aber im Vorgehen die ganze Linie Hof—Mei
ningen ausfüllen oder ob er sich zwischen diesen beiden Orten noch weiter zusammen
ziehen würde, darüber mußten die Meldungen der Husarenposten und Offizierpatrouille
abgewartet werden, die über den Thüringer Wald in das Werratal, nach Kobur
und gegen Bayreuth vorgeschickt waren. Soviel war aber schon jetzt zu erkennen
in der beabsichtigten Weise ließen sich die Operationen nicht durchführen. Diese Mög
lichkeit hatte aber auch Scharnhorst vorgesehen. Ausdrücklich hat er es ausgesprochen
daß man bei Ausführung des angenommenen Planes „immer in der Lage se
sich sowohl diesseits des Gebirges, wie im Werratal rechts und links, je nachdem e
die Umstände erfordern würden, zu wenden und in keine nachteilige Defensive z
fallen befürchten dürfe". Hier erforderten es die Umstände, sich links zu wende
Hatte man früher einen Angriff gegen den mutmaßlichen feindlichen rechten Flüg
verworfen, so war jetzt die Möglichkeit gegeben, gegen den linken vorzugehen.

*) Skizze 2.

Am 4. Oktober stand Rüchels Avantgarde bei Eisenach und Gotha, die 4 Divisionen der Hauptarmee in der Linie Kölleda—Apolda, die 2 Reserve-Divisionen des Grafen Kalkreuth einen Marsch dahinter. Von der Hohenloheschen Armee hatten die preußischen Truppen im Vormarsch von Chemnitz die Saale zwischen Jena und Orlamünde erreicht, die Avantgarde auf Weimar vorgeschoben. Die Sachsen waren noch in der Gegend von Gera und Zeitz zurückgeblieben. Tauentzien stand bei Hof. Der Herzog von Württemberg war nach Magdeburg in Marsch gesetzt, um, es ist schwer zu begreifen, einer feindlichen Umgehung durch Niedersachsen entgegenzutreten. Es war möglich, die Truppen der Hauptsache nach auf dem linken Saaleufer mit dem rechten Flügel von Eisenach, mit dem linken von Rudolstadt über den Thüringer Wald gegen den feindlichen linken Flügel vorgehen zu lassen, dieser mochte nun den Weg über Meiningen, über Hildburghausen oder über Koburg einschlagen.

Napoleon hat seinen Operationsplan nicht vollständig mitgeteilt. Nach Briefen aber, die er an verschiedene Personen gerichtet hat, und nach den Ereignissen, die vor uns liegen, kann über seine Absichten kaum ein Zweifel bestehen. Vor allem hat er ausgesprochen, geradenwegs auf Berlin und Dresden marschieren zu wollen. Dies ist von einem Schriftsteller getadelt worden, da die Lehren der Strategie den Marsch auf geographische Punkte verbieten. Die feindliche Armee müsse zum Zielpunkt genommen werden. Dieser Kritiker ist aber von einem anderen Schriftsteller dahin belehrt worden, daß zur Zeit eine feindliche Armee noch gar nicht vorhanden war, sondern erst aufmarschieren mußte, und daß Napoleon die Richtung auf Berlin gewählt habe, um die feindliche Armee zu finden. Wenn Napoleon nur dies erreichen wollte, so hätte er vom Main geradenwegs über den Thüringer Wald oder auch über Fulda—Eisenach auf Berlin marschieren können. Er hätte die feindliche Armee sicherlich unterwegs getroffen, sie über die Elbe, dann über die Oder, gleichzeitig aber auch auf ihre Verstärkungen und auf die russische Armee geworfen, die zur Unterstützung herankam. Es wäre ein Krieg geworden, wie wir ihn in der Mandschurei gesehen haben. Der Besiegte verstärkt sich immer wieder. Der Sieger schwächt sich, um das eroberte Land zu besetzen, Festungen einzuschließen, beide ermatten endlich und sind froh, Frieden schließen zu können.

Eine solche Art der Kriegführung lag nicht im Sinne Napoleons. Er wollte nicht zurücktreiben, sondern vernichten. Er zog seine Armee ganz auf dem rechten Flügel in der Linie Bayreuth—Bamberg zusammen, um von dort die Richtung über Leipzig auf Berlin einzuschlagen. Er hat einmal gesagt, die Preußen würden wohl hinter der Elbe stehen, ein andermal, sie würden wohl auf Frankfurt zu marschieren. Im letzteren Falle beabsichtigte er, links einzuschwenken und sie über den Rhein zu werfen. Dasselbe Manöver konnte er ausführen, wenn die Preußen mitten über den Thüringer Wald vorrückten. Mit einem Wort, sobald diese auf dem linken Saaleufer vorgingen oder standen, wollte Napoleon sie von Osten her angreifen

und ſie in weſtlicher Richtung weit weg von ihren Verbindungen und Verſtärkungen zurückwerfen.

Nicht ſo günſtig für Napoleon wäre es geweſen, wenn die Preußen nach dem Vorſchlag des Herzogs von Braunſchweig ihm auf dem rechten Saaleufer entgegengegangen wären. Bei ſeiner in jeder Beziehung großen Überlegenheit konnte er doch darauf rechnen, ſie zu ſchlagen, auf Berlin, das ſie noch hätten decken wollen, zurückzuwerfen und von der Oder abzudrängen. Blieben endlich die Preußen, wie es Napoleon für möglich hielt, hinter der Elbe ſtehen, ſo trat für ihn nicht der Fall des Marſches auf Berlin, ſondern desjenigen auf Dresden ein. Eine ſiegreiche Schlacht hätte es ihm auch in dieſem Falle ermöglicht, den Feind von der Oder abzudrängen, wenn nicht durch einen Übergang über dieſen Fluß ihm jenſeits zuvorzukommen.

Napoleon iſt getadelt worden, daß er ſo nahe an der böhmiſchen Grenze vorüberzog. Eine große Gefahr ſollte hierin liegen, da der Feind ihn in das neutrale Öſterreich hätte werfen können. Dieſe Gefahr trat nur dann ein, wenn er in einer Schlacht geſchlagen wurde. Eine ſolche Möglichkeit beſtand nach ſeiner Anſicht für ihn nicht. Ohne allzu große Überhebung hielt er ſich überzeugt, daß er nach einer zehnjährigen durch keine Niederlage unterbrochenen Siegeslaufbahn mit ſeinen an Zahl überlegenen kriegsgeübten Scharen den Mann von Valmy ſchlagen würde.

Der franzöſiſche Vormarſch erfolgte auf drei Straßen:

1. Bayreuth, Hof, Plauen, Gera,
2. Bamberg, Kronach, Lobenſtein, Schleiz,
3. Bamberg, Koburg, Saalfeld.

Auf jede kamen 2 Korps, aber von verſchiedener Stärke, ſo daß die linke Straße mit 4, die mittlere mit 7 (einſchl. Garde) und die rechte mit 5 Diviſionen belegt war. Napoleon rückte ſomit in ziemlicher Tiefe, in einem „Bataillon carré", wie er ſich ausdrückte, mit der Abſicht vor, nach Bedarf nach vorn aufzumarſchieren oder nach der Flanke abzuſchwenken. Nach unſeren Begriffen war dieſes Bataillon carré ziemlich luftig. Die Frontbreite betrug etwa 50, die Geſamttiefe nahe an 80 km. Erſtere war bedingt durch die wenigen gangbaren Straßen, welche damals über den Frankenwald führten, letztere durch das Beſtreben, ohne die hinteren Korps abzuwarten, die Saaleübergänge zwiſchen Hof und Saalfeld der Armee zu ſichern. Bis dahin war es durchaus fraglich, ob ein Korps, wenn angegriffen, durch ein anderes rechtzeitig unterſtützt werden konnte. Erſt nördlich der Saale vermochten die Kolonnen, wenn auch immer noch in ungünſtigem Gelände, mehr zuſammenzuſchließen und aufzurücken.

Eine Schwäche der franzöſiſchen Operation lag offenbar, wie dies Napoleon ſelbſt des öfteren geſagt hat, in der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs auf die nur 4 Diviſionen ſtarke, ſehr auseinandergezogene linke Kolonne, ſolange ſie ſich noch ſüdlich der Saale befand. Gegen dieſe linke Kolonne vermochten die Preußen ihre Kräfte einzuſetzen. Sie konnten linksſchwenkend mit dem rechten Flügel im Werratal

vorgehen und am 9. Oktober ungefähr die in der Skizze 3 angegebenen Punkte mit ihren Kolonnen erreichen. An demselben Tage waren die Franzosen tatsächlich bis zu den ebenfalls in der Skizze angegebenen Punkten gelangt. Am 10. wären alle preußischen Kolonnen zum Angriff vorgegangen, mit Ausnahme der drei linken Divisionen der Hohenloheschen Armee (Reserve, Sachsen, Tauentzien), welche vor einem überlegenen Angriff sich hinter die Saale unterhalb Rudolstadt zurückzuziehen hatten. Selbstverständlich konnten die französischen linken Flügelkorps schon früher einschwenken. Ihre Lage hätte sich aber dadurch keineswegs verbessert. Die Preußen wären immer im Vorteil gewesen. Sie hatten die Initiative und die Überraschung für sich. Sie vermochten ihre Bewegungen den Blicken der sehr mangelhaft aufklärenden französischen Kavallerie zu entziehen. Im Gebirge konnten sie sich mit geringen Kräften dem stärkeren Gegner, der seine Massen nicht entwickeln konnte, gewachsen zeigen. Auf dem rechten Flügel war eine erhebliche Truppenmenge vereinigt. Hinter der Saale, unterhalb Rudolstadt, ist für einige Zeit der Feind leicht aufzuhalten. Eine Entwicklung der französischen Armee nach der bedrohten linken Flanke war recht schwierig.

Allerdings wäre es bestenfalls zunächst nur zu einem Teilsiege gekommen. Aus mehreren Teilsiegen läßt sich aber ein vollständiger Sieg zusammensetzen. Konnten die Preußen diesen erringen, so wurden die Franzosen doch gegen die Grenze Böhmens gedrängt, in welchem Lande sich eine österreichische „Observations-Armee“ sammelte. Wurden sie geschlagen, so war voraussichtlich ihre Niederlage eine vernichtende.

Das Wagnis, welches die Preußen auf sich genommen hätten, war daher sehr groß. Aber in diesem Kriege war alles für sie ein großes Wagnis. In der äußerst schwierigen Lage, in welcher sie sich befanden, konnte nur ein verzweifeltes Unternehmen zum Siege führen.

Abgesehen davon, daß die preußischen Truppen auf einen Krieg im Gebirge, auf Gefechte in schwierigem Gelände, auf schnelle Bewegungen, die Generale auf die Führung in großen Verbänden keineswegs vorbereitet waren, fühlte sich der Herzog von Braunschweig nicht im mindesten geneigt, an ein Unternehmen zu gehen, welches raschen Entschluß, Schnelligkeit und Tatkraft in der Durchführung erforderte und bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte.

Im preußischen Kriegsrat, der bereits am 4. Oktober zusammengetreten war, wurde daher auch die Fortsetzung der im Gange befindlichen Operation und des Marsches über den Thüringer Wald verworfen. Es handelte sich im wesentlichen nur noch um die Frage, ob man auf das rechte Saaleufer übergehen, also im Grunde zu dem ursprünglichen Plan des Herzogs von Braunschweig zurückkehren, oder ob man zunächst, um die weitere Entwicklung abzuwarten, auf dem linken Ufer bleiben sollte.

In solchen zweifelhaften Fällen einigen sich die widerstrebenden Ansichten schließlich in der Regel auf eine Bereitschaftsstellung. Hier fand man deren mehrere: für

die Hauptarmee in Linie Gotha—Erfurt, für Kalkreuth nördlich Erfurt, für Hohenlohe bei Hochdorf—Magdala, Avantgarde in Stadt Ilm, für Rüchel bei Eisenach—Langensalza.

In diesen Stellungen glaubte man sich für alle Fälle gesichert. Kam der Feind doch noch über den Thüringer Wald oder sogar westlich dieses Gebirges vor, so trat man ihm mit ganzer Macht geradenwegs nach Belieben offensiv oder defensiv entgegen und hatte im Notfalle den Rückzug über die Elbe und auf Berlin hinter sich. Ging der Feind aber rechts der Saale vor, so sollte der Fluß überschritten werden, wobei es noch nicht ganz ausgemacht gewesen zu sein scheint, ob man den Feind angreifen oder ob man sich ihm vorlegen sollte.

In dem ersten Falle mochte alles auf das beste bestellt sein, aber dieser sehr unwahrscheinliche Fall trat nicht ein. Im zweiten Falle, der tatsächlich in die Erscheinung kam, war die Lage der Dinge so ungünstig wie möglich. Es ist der Fluch der Bereitschaftsstellungen, daß derjenige, der sich ihrer bedient, zu lange im Zweifel bleiben wird, ob er sich hierhin oder dorthin wenden soll. War dieser Zweifel beseitigt, so mußte die preußische Armee, um mit vollen Kräften über die Saale zu gehen, aus der langen Linie Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach links gegen diesen Fluß abmarschieren. Allzu schnell konnte ein solcher Abmarsch nicht ausgeführt werden. Inzwischen konnte es den Franzosen sehr wohl gelingen, aus dem Gebirge herauszukommen und die Saale oberhalb Saalfeld zu überschreiten. Dann fanden sie, wenn auch immer noch in etwas schwierigem Gelände, die Möglichkeit, sich zu vereinigen. Sie waren der Gefahr eines Angriffs auf ihren isolierten linken Flügel nicht mehr ausgesetzt.

Dagegen entstand für die preußische Armee die Schwierigkeit, entweder, wie es Fürst Hohenlohe für den 10. beabsichtigte, sich durch einen Flankenmarsch dem Feinde vorzulegen, oder, wie es der Herzog von Braunschweig anscheinend am 11. ausführen wollte, den auf dem rechten Ufer bereits so gut wie versammelten, weit überlegenen Feind anzugreifen. Immer hatte man sich durch das Saaletal mit seinen wenigen, steilen Übergängen durchzuwinden, und immer blieb die Gefahr, auf dieses Hindernis zurückgeworfen zu werden.

Clausewitz hat versucht, die Lage der Preußen auf dem linken Saaleufer als eine überaus günstige zu schildern. Er begründet diese Ansicht hauptsächlich damit, daß die Preußen sich dort in einer Flankenstellung befanden, an der Napoleon nicht vorbeimarschieren konnte, sondern die er anzugreifen, „zu honorieren“, gezwungen war. Es bedurfte aber für Napoleon eines solchen Zwanges nicht. Er beabsichtigte von vornherein, nicht nur auf dem rechten Saaleufer, wenn sie sich dort befanden, sondern noch lieber auf dem linken die Preußen anzugreifen, nicht weil ihn die Flankenstellung dazu nötigte, sondern weil er im Falle des Gelingens begründete Aussicht hatte, den Feind zu vernichten.

Clausewitz schlug vor, die Verteidigung auf dem linken Saaleufer aktiv zu führen. Kleinere Abteilungen sollten das tief eingeschnittene, nur an wenigen Stellen überschreitbare Flußtal sperren, die Armee selbst aber „von einer Zentralstellung aus über denjenigen Teil des Feindes herfallen, welcher die meisten Vorteile versprach“.

Die späteren Ereignisse scheinen Clausewitz recht zugeben. Es stellte sich die Möglichkeit heraus, von der Zentralstellung bei Weimar aus eine französische Kolonne mit Überlegenheit anzugreifen, aber nur weil sich Napoleon gegen seine sonstigen Gepflogenheiten getrennt hatte. Es war gewagt, unter der Voraussetzung eines solchen Fehlers einen Operationsplan zu entwerfen. Wurde der Fehler nicht begangen und gelang der Flußübergang, wie er nach der Kriegsgeschichte in den meisten Fällen gelungen ist, so war die viel schwächere preußische Armee, die mit dem Rücken gegen den Rhein stand, wie ebenfalls die späteren Ereignisse zeigen, so gut wie verloren.

Der Entschluß, auf dem linken Saaleufer Stellung zu nehmen, war somit äußerst gefährlich. Aus der schwierigen Lage, in der sie sich befanden, konnten die Preußen durch Stillestehen und Abwarten nicht herauskommen. Das Heil lag allein in der Bewegung und im Angriff. Sobald sie auf die Offensive durch den Thüringer Wald und auf den Angriff gegen den feindlichen linken Flügel verzichtet hatten, konnten sie einen Erfolg auf dem linken Saaleufer nicht erhoffen. Da sie Anstand nahmen, die eine Blöße, die sich der Feind gab, auszunutzen, mußten sie sich gegen die andere wenden. Schleunigst also schon am 5. mußten sie über die Saale zurückgehen und versuchen, die französischen Kolonnen, bevor diese sämtlich aus dem Gebirge herausgekommen und bevor alle zurückgebliebenen Korps herangezogen waren, einzeln zu schlagen. Es war nicht nötig, mit der Ausführung eines solchen Entschlusses zu warten, bis das Vorgehen der gesamten französischen Armee von Bayreuth—Bamberg her festgestellt war. Daß ein Teil in der allgemeinen Richtung auf Leipzig anmarschierte, stand fest. Wenn das Übrige einen anderen Weg wählte, so konnte eine solche Teilung der feindlichen Kräfte nur als vorteilhaft angesehen werden.

Die im Laufe des 8. eingegangenen Nachrichten beseitigten endlich jeden Zweifel, daß die Franzosen in drei Kolonnen von Bamberg—Bayreuth vorrückten. Nach den Beschlüssen des Kriegsrates mußte der Marsch nach der Saale angetreten werden. Schon schien es zu spät zu sein. Für den 9. wurde zunächst die Zusammenziehung der Hauptarmee bei Gotha—Erfurt, der Hohenloheschen Armee bei Hochdorf, angeordnet. Von dort sollte am 10. letztere an die Saale zwischen Rudolstadt—Kahla, erstere nach Kranichfeld, Tannroda, Blankenhain und Magdala rücken, Rüchel nach Gotha—Eisenach folgen. Die Avantgarden der Hauptarmee und des Rüchelschen Korps unter dem Herzog von Weimar und Winning wurden gegen die feindlichen Verbindungen auf Meiningen und Hammelburg entsendet und gingen damit für die nächsten Operationen verloren. Der Herzog von Württemberg mußte die Marschrichtung auf Magdeburg aufgeben und sich auf Halle wenden.

Am 9. früh gingen bei Hohenlohe Meldungen ein, nach welchen die (linke Kolonne) gegen Gräfenthal vordrangen und Saalburg (mittlere K nommen hätten. Schon früher hatten sie (rechte Kolonne) Hof besetzt, Ta infolgedessen auf Schleiz zurückgezogen. Es war keine Zeit zu verlieren, Preußen das rechte Saaleufer gewinnen wollten. Fürst Hohenlohe bes schon an diesem Tage den preußischen Teil seiner Armee an die Saa Rudolstadt, Orlamünde, Kahla, Jena zu führen*) und am 10. nach Mittel- marschieren, um in einer dort erkundeten Stellung die französische Armee z Ebendorthin sollten die noch auf dem rechten Ufer befindlichen sächsische zu Tauentziens Aufnahme vorgeschoben werden. Der selbständige Entschluß Hohenlohe, schon am 9. die Armee an diejenigen Saaleübergänge vorzufüh erst am 10. erreicht werden sollten, war, wenn ausführbar, durch die gerechtfertigt. Der für den 10. beabsichtigte Übergang über die Saale nicht ohne die Zustimmung des Höchstkommandierenden ausgeführt werden.

Diese wurde verweigert. Fürst Hohenlohe erschien viel zu schwach, um der französischen Armee, wenn sie auch noch nicht vollständig vereinigt war zustellen. Er wäre vernichtet worden, bevor noch die weit entfernte Hau seiner Unterstützung herbeikommen konnte.

Abgesehen von dem Verbot des Herzogs von Braunschweig, am 10 Saale zu gehen, zerfiel aber das vom Fürsten Hohenlohe beabsichtigte Un in sich, weil Tauentzien am 9. abends bei Schleiz in einem unvorsich nommenen, mangelhaft durchgeführten Arrieregardengefecht geschlagen wur die Sachsen und mit diesen am 10. weiter gegen die Saale zurückzog, un nach Orlamünde, Kahla und Jena bestimmten Abteilungen diese Marschz noch nicht mit allen Kräften erreichten und daher am 10. früh die Saale schreiten konnten.

Nur eine Bewegung wurde am 9. planmäßig ausgeführt. Die Ho Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand rückte von Stadt Ilm nach Der Prinz war in dem Glauben und mußte nach den ihm gemachten E in dem Glauben sein, die Hohenlohesche Armee würde am 10. den be Marsch nach Neustadt—Mittel-Pöllnitz antreten, welchen er selbst über Sc Pößneck begleiten und decken sollte. Meldungen, die von den Vorposten ließen annehmen, daß der Feind von Gräfenthal auf Saalfeld vorrücke, v der Richtung auf Neustadt abmarschieren und den Vormarsch der Armee fährden könne. Er hielt es mit Recht für seine Aufgabe und für seine P Feinde bei Saalfeld entgegenzutreten, ihn zurückzuwerfen oder wenigstens weiteren Vordringen zu verhindern. Unglücklicherweise führte ein gangl dorthin nur auf dem linken, keiner auf dem rechten Ufer. Einen bestimm

den der Prinz erbeten, abzuwarten, erlaubten die raschen Fortschritte des Feindes nicht. Ganz allein, ohne jede Aussicht auf Unterstützung, ohne jede Möglichkeit eines Erfolges, aber auch ohne Arg ging er mit der Avantgarde auf Saalfeld vor. Nachdem er in höchst ungünstiger Lage in ein Gefecht verwickelt worden war, erhielt er den Befehl zum Rückzug, den gleich auszuführen dem Neffen Friedrichs des Großen zu schwer fiel. Mit dem Feind in der linken Flanke und in der stets sich verlängernden Front, mit der Saale im Rücken, blieb ihm nichts übrig, als unter verheerendem Feuer rechts abzumarschieren. Durch einen Angriff der Infanterie brachte er den Feind zum Stehen, aber nur auf kurze Zeit. Seine Truppen wurden nahezu vernichtet. Er selbst fiel bei dem heldenmütigen Versuch, durch einen Kavallerieangriff seine Infanterie zu retten.

Der Herzog von Braunschweig hatte die Offensive über die Saale nur pflichtmäßig und nur mit halbem Herzen eingeleitet. Durch die Unglücksschläge von Schleiz und Saalfeld wurde der Rest jeder Unternehmungslust bei ihm vernichtet, und in völliger Ergebung ging er mit beiden Armeen nach Weimar und Jena zurück, um abzuwarten, was der Feind zu tun beschließen würde. Dort bezogen in den nächsten Tagen Lager:

Die 3 Divisionen der Hauptarmee bei Umpferstedt, die 2 Reserve-Divisionen rechts davon bis Weimar, sämtlich südlich der Straße Weimar—Jena, die Hohenlohesche Armee in der Linie Capellendorf—Schnecke (südlich Isserstedt), Rüchel rückte in die Gegend zwischen Weimar und Erfurt.

Für eine so verhängnisvolle Sache, wie es das Abwarten im Kriege ist, war aber nicht die geringste Zeit vorhanden. Von den 128 000 Mann, mit denen man in das Feld gezogen, waren nach allen Entsendungen und Verlusten noch nicht 100 000 mehr verfügbar. Werden die Abgänge der wenigen Tage bei den Franzosen auf 10 000 berechnet, so blieben diesen 150 000 Mann übrig. In dem Stärkeverhältnis von 2 : 3 über die Saale zu gehen und die versammelte französische Armee anzugreifen, an die man sich, solange sie im Gebirge getrennt war, nicht herangewagt hatte, erschien allerdings widersinnig. Die Stellung aber, die man sich zwischen Weimar und Jena ausgesucht hatte, mochte noch so stark sein, immerhin war es durchaus zweifelhaft, ob der Gegner sie in der Front angreifen oder nicht vielmehr auf dem rechten Saaleufer umgehen würde. Traute man sich wirklich zu, die schwierige Lage, in die man dadurch geraten würde, mit Geschicklichkeit und Entschlossenheit zum eigenen Vorteil auszunutzen, oder war es nicht besser, den General Rüchel, den Herzog von Weimar, den General Winning schleunigst heranzuziehen, das verhängnisvolle linke Saaleufer weiter unterhalb zu verlassen, sich mit dem Herzog von Württemberg zu vereinigen, um unter günstigeren Bedingungen dem Feinde die Spitze zu bieten?

Der Herzog von Braunschweig blieb stehen und wartete.

Napoleon war sein Verhalten klar vorgeschrieben. Er mußte mit
Bataillon carré auf dem rechten Saaleufer so lange weiter vorgehen, bis er di
liche linke Flanke gewonnen hatte, um dann zum Angriff einzuschwenken.
indes nicht frei von Bedenken. Die Masse seiner Kavallerie war nur wenig
Infanterie in der allgemeinen Richtung Leipzig—Berlin vorgeschickt. Sie ve
nicht zeitig und klar festzustellen, daß in dieser Richtung nichts vom Feinde vo
war, aber sie konnte noch weniger Meldungen darüber bringen, was auf den
Saaleufer vor sich ging. Betreffs des Verbleibens und der Bewegungen de
lichen Armee war Napoleon auf Nachrichten von Kundschaftern, Reisenden,
bewohnern angewiesen, aber diese Nachrichten waren ungenau, wenn nicht u
und trafen verspätet ein. In Ermangelung sicherer Nachrichten stellte er Berm
an. Er sagte sich: entweder greift mich der Feind an, er soll mir willkomm
oder er begibt sich in irgend eine Stellung, ich werde ihn mit Vergnügen an
oder endlich, er marschiert ab, ich werde ihm zuvorkommen.

Um dem Feinde zuvorzukommen, mußte er vorwärts marschieren, um
Erfolg anzugreifen, mußte er das nämliche tun. Er marschierte aber nicht
schiedener Weise vor, weil er besorgte, dann würde der erste Fall eintret
Feind würde über die Saale gehen und ihm zum Angriff in den Rücken
Er erklärte ein solches Unternehmen für unsinnig, aber er verlor doch Au
von wo er besonders den Angriff vermutete, keinen Augenblick aus dem Au
Wahrheit hätte ihm nichts willkommeneres begegnen können, als eine pr
Offensive gegen seinen Rücken. Solange er seine Armee vereinigt hatte, kon
der so viel schwächere Feind nichts andaben, er mochte gegen seine Front, geg
Flanke oder gegen seinen Rücken vorgehen. Napoleon brauchte nur sein B
carré nach der bedrohten Seite einschwenken zu lassen und konnte bei seine
Legenden des Sieges gewiß sein, eines Sieges, der um so entscheidender sein
je mehr der Feind zum Flanken- und Rückenangriff herumschwenkte und dab
Verbindungen verlor.

Die nicht zutreffende Nachricht, der Feind stünde bei Erfurt, ließ Napol
nehmen, daß es sich für ihn um einen Angriff, den zweiten der rechten Ang
Flügel, handele. Er beabsichtigte, gegen Erfurt vorzugehen und zwar mit einem
über Jena und Weimar, mit je einem Korps rechts und links davon. Das
und die Garde sollten als zweites Treffen folgen.

Zur Ausführung dieses vorgeschriebenen Befehls wurden aber am 12. nur das
7. Korps nach Jena und Kahla in Marsch gesetzt.* An der weiteren Durch
hinderte ihn mutmaßlich die Betrachtung, daß der Feind während des Vormarsches auf Erfurt in nördlicher Richtung abziehen könne, und daß d
Plan, ihn von seinen natürlichen Verbindungen abzudrängen, mißlingen würde

Korps mußten daher den Umgehungsmarsch auf Naumburg fortsetzen, zwei andere und die Garde wurden zurückgehalten, um in beiden Richtungen als Reserve zu dienen und gleichzeitig gegen die Offensive von Rudolstadt bereitzustehen. Napoleon war für einen Angriff, eine Verteidigung, einen Abmarsch des Feindes in gleicher Weise gerüstet, vereinigt war aber seine Armee nicht mehr.

Dieser Umgehungsmarsch Napoleons fordert unwillkürlich zum Vergleich mit demjenigen Friedrichs des Großen bei Leuthen heraus. Daß dieser Stunden, jener Tage dauerte, ist weniger erheblich als der andere Unterschied, daß der König mit der Umgehung der doppelt überlegenen Österreicher ein Wagnis sondergleichen unternahm, während Napoleon bei seiner großen Überlegenheit den Marsch auf dem rechten Saaleufer in völliger Sicherheit zurücklegen konnte. Dessenungeachtet wurde 1757 die Umgehung so weit durchgeführt, als es das Gelände irgend erlaubte, während 1806 der Marsch durch die Besorgnis ins Stocken geriet, der Feind könnte die linke Flanke und den Rücken angreifen. Eine derartige Gefahr, wenn überhaupt eine Gefahr, war in diesem Falle so gut wie gar nicht vorhanden, während 49 Jahre früher ein Angriff der linken Flanke durch die Kavallerie unter Luccheſe wirklich erfolgte, aber pariert und in einen der glänzendsten Siege verwandelt wurde.

In der Nacht vom 12. zum 13. erhielt Napoleon die verspätete Nachricht, der König von Preußen sei von Erfurt nach Weimar gegangen. Triumphierend rief er: „Der Schleier ist zerrissen, der Feind zieht ab.“ Man hätte glauben sollen, daß diesem Ausruf der Befehl an alle Korps folgen würde, schleunigst in Richtung Naumburg—Merseburg, Zeitz—Leipzig abzumarschieren, um dem Feinde zuvorzukommen. Aber nein, kein derartiger Befehl wird gegeben, denn wieder erhebt sich ein Zweifel: „Entweder greift der Feind Lannes (5. Korps bei Jena) an, oder er zieht ab.“ Endlich am Vormittag des 13. meldet Lannes: „Der Feind steht mit 30 000 Mann bei Jena.“ Nun war es klar. Der Feind marschiert nicht ab, sondern ergreift die Offensive in der Richtung auf Jena. Ebendorthin werden nun alle Korps befohlen. Das 5. und 7. waren schon nahe an Jena heran, das 4. und 6. sowie die Garde sollten in starken Märschen dorthin gehen, das 3. und 1. über Naumburg und Dornburg das Schlachtfeld erreichen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen. Alles schien völlig sicher zu sein, und alles war gänzlich falsch.

Seit dem Gefecht von Saalfeld war man im preußischen Hauptquartier der Ansicht, der Feind würde in Ausnutzung seines gewonnenen Vorteils links der Saale gegen die preußische Stellung zwischen Weimar und Jena vorgehen. Es war indes auf diesem Ufer vom Feinde nichts zu entdecken. Dagegen hatte der über Roda und Lobeda sich zurückziehende Tauentzien am 12. Oktober ein Arrieregardengefecht gegen einen im Saaletal abwärts ziehenden Feind zu bestehen gehabt. Abends lagerte ein französisches Korps, das auf 20 000 Mann geschätzt wurde, im Flußtal bei Lobeda. Ein weiteres feindliches Korps, so lauteten bestimmte Nachrichten, folgte dem ersteren.

Von Dornburg war ein drittes Korps, das auf dem rechten Ufer in der Richtung auf Naumburg in Staffeln hintereinander stand, beobachtet worden. Bereits am 11. war ein viertes Korps von Gera auf Zeitz marschiert.

Am Nachmittag des 12. endlich ging die Meldung ein, der Feind sei in Naum- burg eingedrungen. Solange wie möglich wehrte man sich im Hauptquartier zu Weimar gegen die Unglücksbotschaft: „die Franzosen stehen in unserem Rücken auf der Straße nach Berlin". Aber die ungeglaubten Meldungen wiederholten sich so oft, daß man sich endlich in das Unvermeidliche zu fügen gezwungen war.

Wenn auch von zwei französischen Korps Nachrichten fehlten, so mußte man doch gewärtigen, nächstens von Jena—Kösen her angegriffen zu werden. Das war freilich das, was von den Theoretikern der Flankenstellungen als etwas Wünschenswertes und Vorteilhaftes erklärt war. Aber vor der Wirklichkeit angekommen, wollte niemand mehr etwas von einer Theorie wissen, die zu einer Verteidigung mit dem Gesicht nach Berlin, mit dem Rücken nach dem Rhein führte.

Stehen bleiben, abwarten, daß der Feind das Unwahrscheinliche tut und weiter marschiert, um ihm dann zu folgen, hatten Strategen auch angeraten und damit ungefähr das getroffen, was für den Schwächeren dem Stärkeren gegenüber das gefährlichste ist.

Abzumarschieren, um sich dem Feinde zu entziehen, war nur noch allenfalls in nördlicher Richtung auf Magdeburg möglich. Zu diesem Auskunftsmittel wollte man doch noch nicht greifen.

So blieb nichts übrig als der Angriff. Zweimal hatten bereits die Preußen zu einem solchen angesetzt, zweimal bereits den Arm erhoben, um den Riesen nieder- zuschlagen. Aber beide Male waren sie im Gefühl ihrer Ohnmacht wieder umgekehrt. Das dritte Mal war keine Wahl mehr, eine Umkehr nicht mehr möglich. Der Feind stand zwischen ihnen und Berlin. Sie mußten den Angriff gegen den Übermächtigen wagen, aber den unter den obwaltenden Verhältnissen denkbar günstigsten Angriff. Das Unerwartete, aber längst Erwünschte, war eingetreten. Napoleon hatte sich, was ihm sonst selten begegnete, geteilt oder wenigstens über Gebühr ausgedehnt. Er ging nicht mit seinem Bataillon carré über Kösen und über die nächsten Saale- und Unstrutübergänge vor, sondern er stand mit einem Teile seiner Kräfte Jena gegenüber, mit einem anderen hatte er Naumburg erreicht, mit einem dritten mochte er die beiden anderen verstärken oder ihn zwischen diesen verwenden. Mit geringen Mitteln konnten die Preußen die schwierigen Saaleübergänge zwischen Jena und Camburg wenigstens auf einige Zeit sperren, die mutmaßliche feindliche Front fest- halten und mit allem, was sie im übrigen zusammenbringen konnten, den Feind, der sich bei Naumburg gezeigt hatte, angreifen.

In diesem Sinne erließ der Herzog von Braunschweig seine Anordnungen. Der Fürst Hohenlohe hatte bei Jena stehen zu bleiben und die Übergänge bei Dorn- burg und Camburg zu besetzen. Die Hauptarmee (fünf Divisionen und eine leichte

Bücherei des Heeres-Archivs Wien

Brigade) sollten am 13. nach Auerstedt marschieren, am 14. mit einer Division den Übergang bei Kösen sperren, mit je zwei Divisionen bei Freyburg und Laucha über die Unstrut gehen und Stellung nördlich der Saale mit dem rechten Flügel bei Freyburg nehmen. Der Herzog von Württemberg wurde nach Merseburg, Rüchel nach Weimar herangezogen.

Der Herzog von Braunschweig bezeichnete die beabsichtigte Bewegung als eine „retrograde“. Mochte er mit diesem Ausdruck sich oder andere täuschen und glauben machen wollen, es handle sich nur um ein Zurückgehen in eine neue Stellung, so ist doch gewiß: diese retrograde Bewegung war schnurstracks auf den Feind gerichtet und mußte die Hauptarmee zu einem Angriff führen, sei es, daß die Franzosen über Kösen vorgingen, sei es, daß sie hinter Kösen und Freyburg Stellung nahmen. Es wäre daher besser gewesen, die zum entscheidenden Angriff bestimmte Hauptarmee nicht nur durch das Korps Rüchel, sondern auch noch durch Teile der Hohenloheschen Armee zu verstärken und den Herzog von Württemberg näher heranzuziehen. Da aber die Franzosen nur mit einem Korps (Davoust) über Kösen vorgingen, mit einem (Bernadotte) gegen die Enge von Dornburg, mit den vier übrigen gegen diejenige von Jena anliefen, so konnte die Verteilung der Kräfte, wie sie der Herzog vorgenommen hatte, wohl genügen.

Eine gütige Vorsehung hatte alles getan, um den Preußen trotz der unvollkommenen Mittel, welche sie verwandten, einen Sieg zu ermöglichen und zu erleichtern. Aber ihre Führer erkannten nicht oder verschmähten die Gabe, die ihnen unverdienterweise in den Schoß geworfen war. Freilich mit einem Schlage wäre nicht alles abgemacht gewesen. Auch wenn Jena gehalten und Davoust geschlagen wurde, blieb noch viel zu tun übrig. Aber nach Beseitigung des besten französischen Korps wären doch voraussichtlich die preußischen Streitkräfte vereinigt, die rückwärtigen Verbindungen wieder gewonnen, das Vertrauen der Truppe für neue Kämpfe hergestellt worden.

Die eine Aufgabe, die dem Fürsten Hohenlohe geworden, „ein hinlängliches Korps nach Dornburg und Camburg zu detachieren, um die Hauptarmee während des Marsches gegen jeden unvermuteten Anfall in der rechten Flanke sicherzustellen“, war klar und einfach und mit den verfügbaren Kräften wohl zu lösen.

Camburg wurde indes gar nicht besetzt. In Dornburg stand vorübergehend eine schwache Abteilung. Dann wurde am 13. nachmittags der Schutz der dortigen Brücke dem Detachement Holtzendorff anvertraut, das aber am 14. früh dem Kanonendonner folgte und auf Closewitz marschierte. Das Korps Bernadotte konnte daher am 14. den Fluß bei Dornburg überschreiten, ohne auf nur einen einzigen Mann des Feindes zu stoßen. Von vornherein wurde durch diese Nichtbesetzung von Camburg und Dornburg ein Erfolg mindestens sehr zweifelhaft gemacht.

Der andere Teil der Hohenloheschen Aufgabe war weniger klar. Der Fürst sollte „in seiner Stellung bei Jena stehen bleiben“ mit dem Zusatz „er solle den

linken Flügel am Talrand der Saale dem Feind offensiv oder defensiv entgegenzutreten, immer in der Voraussetzung, daß Dornburg und Camburg besetzt wurden und besetzt blieben.

Die Nacht verlief für die Preußen in aller Ruhe. Das Gros behielt seine Stellung, wenn auch fast in seinem Rücken auf dem Landgrafenberg die Franzosen sich fortwährend verstärkten. Noch am Morgen des 14. glaubte der Fürst, daß es an diesem Tage zu keinem ernsteren Gefecht kommen würde. Erst nachdem der Kanonendonner schon längere Zeit zu hören gewesen war, berichtet er dem König, daß er „einen feindlichen Angriff gegen seine linke Flanke werde zu soutenieren haben“. Maßregeln gegen einen solchen Angriff werden aber nicht getroffen. Das Gros bleibt in seinem Lager. Mit diesem Entschluß oder Nichtentschluß war das Schicksal der Armee entschieden. Was noch geschah, war unabänderliche Folgerung.

Schon um 6 Uhr früh griffen die Franzosen die lang ausgedehnte Stellung der 8000 Mann (13 Bataillone, 8 Schwadronen, 1½ Batterien) unter Graf Tauentzien an: in der Mitte gegen Closewitz und Lützeroda das 5. Korps, dahinter die Garde. Links davon erstieg die Division Desjardins des 7. Korps die Höhe südwestlich Cospeda. Rechts ging die Division St. Hilaire des 4. Korps im Rautal aufwärts und wandte sich mit einer Brigade auf Closewitz, mit der anderen weiter nördlich durch den Wald gegen die feindliche linke Flanke. Nach dreistündigem Kampfe wichen die Preußen (13 schwache Bataillone gegen 44) vor dem weit überlegenen und umfassenden Angriff zunächst auf den Dornberg zurück, dann zogen aus der Mitte 5¾ Bataillone, ½ Batterie in Ordnung auf Kl. Romstedt, 2 Bataillone des linken Flügels, von den übrigen abgedrängt, auf Apolda ab, 3 Bataillone, 1 Batterie rechts, durch Nebel getäuscht und in die Isserstedter Forst geraten, wurden durch die Division Desjardins aufgerieben. 2¼ Bataillone blieben bei Isserstedt. Die Verluste werden auf 50 vH. berechnet. Die Munition war größtenteils verschossen.

Inzwischen hatte sich das schwache Detachement Holtzendorff (4 Bataillone, 16 Schwadronen, 2 Batterien), das westlich Dornburg in weitläufigen Quartieren untergebracht war, bei Rödigen zusammengezogen und ging auf selbständigen Entschluß gegen die feindliche rechte Flanke vor. Die Division St. Hilaire schwenkt dagegen rechts ab, die rechte Flügelbrigade (Wedel) des 5. Korps stellt sich dahinter als Reserve auf. Vor dem Angriff des preußischen Detachements stutzt zunächst die französische Division. Die feindliche Überlegenheit war aber zu groß, als daß der General v. Holtzendorff den Angriff hätte fortsetzen können. Er zieht sich unverfolgt zunächst auf Stobra, dann auf Apolda zurück.

Als der Kanonendonner von Lützerode—Closewitz vernehmbar wurde, und der Feind von Jena auf der Straße nach Weimar sowie gegen den Schwabhauser Grund vordrang (Division Heudelet, 7. Korps), verließ die sächsische Division (8 Bataillone,

3 Batterien) aus eigenem Antrieb das Lager und besetzte den Südrand des Isserstedter Grundes, die Schnecke und den Nordrand des Schwabhauser Grundes. Rechts davon nahm das preußische Detachement Bogislawski (1½ Bataillone, 6 Schwadronen) Aufstellung. Auch General Gerwert (10 Bataillone, 2 Batterien)*) wandte sich dem Kanonendonner zu. Er ließ links abmarschieren, links auf dem Haken schwenken, die Richtung auf Kl. Rauschstedt nehmen, um dort, mit dem Anfang angekommen, die Front wieder nach rechts herzustellen. Vier sächsische Bataillone, die Tags zuvor von dem Tauentzienschen Korps abgekommen waren und südlich Kötschau standen, marschierten freiwillig, um ihren bedrängten Kameraden beizustehen, auf Vierzehnheiligen. Sie wurden demnächst unter den Befehl des Generals Cerrini*) gestellt.

Durch diese Bewegungen, welche die Unterführer — sozusagen instinktmäßig — ausführten, wurde die Armee in die ungünstigste Lage gebracht. Sie verlor jede Verbindung mit der Hauptarmee, deren Arrieregarde sie erforderlichenfalls bilden sollte, sie hatte den Rückzug, wenn nötig, auf Naumburg—Freyburg zu nehmen, konnte aber, wenn geschlagen, nur in fast entgegengesetzter Richtung auf Weimar, weit ab von ihren Verbindungen, zurückgehen. Allerdings, wenn sie siegte, wurde der Feind in die Saale geworfen. Aber welche Aussicht hatte sie, diesen so vielfach überlegenen Feind zu besiegen?

Die Division Gerwert rückte, nachdem sie mit dem linken Flügel bei Kl. Rauschstedt eingeschwenkt war, langsam in südöstlicher Richtung vor. 19 Schwadronen gingen voraus, die sächsische Brigade Cerrini folgte als zweites Treffen, während die Trümmer von Saalfeld (5 Bataillone unter General Dyherrn) und die zusammengeschossenen 5½ Bataillone der Tauentzienschen Avantgarde, erstere westlich Isserstedt, letztere bei Kl. Rauschstedt, Reserven bildeten, auf die nicht zu rechnen war.

Der Feind, welcher Tauentzien gefolgt war, wurde zurückgeworfen. Rechtsschwenkend erreichte die Division die ungefähre Linie nördlich Isserstedt, westlich Vierzehnheiligen, Krippendorfer Windmühle. Um den weiten Raum auszufüllen, war die Brigade Cerrini rechts in die Verlängerung der Division vorgezogen worden. Die rechte Flanke wurde einigermaßen gedeckt durch die 2½ Bataillone Tauentziens, welche bei Isserstedt geblieben waren. In der eben bezeichneten Linie kam es zu einem im allgemeinen stehenden Gefecht. Die französischen Tirailleure im Gelände, besonders hinter den Mauern und Hecken von Vierzehnheiligen verborgen, richteten ihre sicheren Schüsse gegen die nicht zu fehlende preußisch-sächsische Schützenwand, die französische Artillerie kartätschte in sie hinein, während die Bataillone Gerwert-Cerrini regelmäßig und genau vom rechten zum linken Flügel eine ausreichende Salve nach der anderen abgaben, die Kavallerie vergebliche Attacken ritt und die Artillerie nur selten gegen die verborgenen Ziele etwas ausrichten vermochte.

*) Später traten noch zu Gerwert ein halbes, zu Cerrini 1 Bataillon.

Die Preußen-Sachsen hätten sich ebenso wie ihre Gegner decken und nötigenfalls auf die Erde legen sollen. Von einer solchen Kampfart wußten sie aber nichts. Sie waren gelehrt worden, gerade und aufrecht mit „fierte“ dem Feinde entgegenzugehen.

Einen Bajonettangriff hätten sie machen sollen, haben nachträglich die Gelehrten verlangt. Mit den Eisen in den Rippen ihrer Gegner hätten sie die Franzosen in die Saale werfen sollen. Allerdings war ein Teil der feindlichen Streitkräfte durch das Detachement Holtzendorff abgelenkt. 1½ Divisionen standen dort gegen 4 Bataillone im Gefecht. Aber es waren nicht unerhebliche Teile noch zurückgeblieben. Hinter den Schützenlinien, durch das Dorf, den Wald und die Höhen verborgen, standen die zusammengedrängten Massen, 15 Bataillone vom 5. Korps, 8 Bataillone Garde, 5 der Avantgarde des 6., die Division Desjardins des 7. Korps mit 9 Bataillonen.

Ein Bajonettangriff mit 15½ vielleicht 17¾ Bataillonen gegen 37 Bataillone erprobter, reichlich mit Munition versehener Truppen bietet nicht allzu große Aussicht auf Erfolg.

Der ungleiche Kampf war fast zu einer Unmöglichkeit geworden. Die lange Infanterielinie, ob ein Glied der Lineartaktik, in dessen Lücken das zweite und dritte Glied getreten, oder ob Schützen neuerer Taktik, zwischen die sich Verstärkungen eingeschoben ist schwer zu unterscheiden, wird immer lichter, die Salven immer dünner. Trotzdem hält Napoleon mit dem Angriff zurück. Erst muß das Gefecht gegen Holtzendorff abgetan, und erst müssen die zurückgebliebenen vier Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen herangekommen sein, ehe 8 Divisionen und die Garde (79 Bataillone) auf die durch dreistündiges unausgesetztes Feuer zur Schlacke verbrannten 17¾ Bataillone vorgeführt werden. Gegen die lange Linie, rechter Flügel auf Hermstedt, linker über Isserstedt, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von Massen gefolgt, avanciert, ist kein Widerstand möglich. Nicht Tapferkeit und Heldenmut, auch keine Taktik der Welt, keine Kunst oder schlau erdachte Exerziermanöver können gegen diese gewaltige Umfassung helfen. Die auf die Hälfte, ja auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzenen schlesischen und sächsischen Bataillone werden durch den gewaltigen Druck gegen Flanken und Rücken zurückgetragen. Der Umklammerung geben zuerst die Flügel nach. In der Mitte auf den Leichenbergen vor Vierzehnheiligen halten die Regimenter noch stand. Die Brigade Dyherrn, die Handvoll Menschen, die Saalfeld entronnen, wird in die vordere Linie vorgeführt. Je trotziger der Widerstand in der Mitte, desto weiter dringen die überragenden Flügel des Feindes vor und drohen mit völliger Umzingelung. Alles muß zurück. Sobald die Truppen sich gewendet und Feuer im Rücken erhalten, verlieren sie jeden Mut und Halt; Verwirrung reißt ein. Eine wilde Masse wälzt sich auf Weimar zu, und auf diese Masse stürzt sich die französische Kavallerie. In dem allgemeinen Chaos bewahren nur wenige Bataillone ihre Haltung.

Durch das Vorgehen der Franzoſen über Iſſerſtedt werden die Sachſen, welch die Schnecke, den Iſſerſtedter und Schwabhauſer Grund gegen die Diviſion Heudele verteidigen, im Rücken bedroht. Ohne Befehl will General v. Zezſchwitz ſeine Stellung nicht verlaſſen. Zu ſpät wird der Rückzug angetreten. Ein großer Teil der ſächſiſchen Diviſion wird gefangen genommen.

Der allgemeine Rückzug iſt in vollem Gange, als der General Rüchel, zu ſpät gerufen oder zu ſpät abmarſchiert, mit 15 Bataillonen von Weimar her das Schlachtfeld erreicht. Er geht durch Capellendorf über den Werlitzgraben und marſchiert jenſeits nach beiden Seiten auf. „Mit wahrer Ungeduld, des Sieges gewiß" ſtürmt das vorderſte Regiment gegen die feindliche Linie vor, die auf den Höhen von Kl. und Gr. Romſtedt bis Kötſchau den Angriff erwartet. In kürzeſter Zeit wird es durch das Kartätſch- und Gewehrfeuer der alles bewältigenden Übermacht mit Verluſt faſt ſämtlicher Offiziere in die Enge des Dorfes zurückgeworfen. Andere Regimenter wiederholen den Angriff; der Erfolg bleibt der gleiche.

Der General hätte nach dem Urteil der Geſchichtſchreiber beſſer daran getan hinter dem Werlitzgraben eine Aufnahmeſtellung zu wählen. Er war aber von der friderizianiſchen Überlieferung, daß „die Preußen allemal zuerſt angreifen ſollen" viel zu ſehr durchdrungen, als daß er einem ſo vorſichtigen Entſchluß zugänglich geweſen wäre.

Geändert hätte er durch eine Aufſtellung hinter dem Werlitzgraben den Gang der Ereigniſſe nur wenig. Die Hohenloheſche Armee war nicht mehr imſtande, rechts und links die Stellung zu verlängern und den nachdrängenden Franzoſen Widerſtand zu leiſten. Allein auf ſich angewieſen, war aber Rüchel viel zu ſchwach, um die einbrechende Flut auf die Dauer aufzuhalten. Er bei Capellendorf, wie Grawert bei Vierzehnheiligen haben ſich heldenmütig geſchlagen. Weder der eine noch der andere hat verdient, mit Schmach und Schande überhäuft zu werden. In jeder anderen Armee wären ihre Taten laut geprieſen worden. Daß ſie plan- und ziellos oder gar nicht geführt wurden, iſt nicht Grawert, nicht Rüchel, nicht den „verjunkerten Offizieren" und nicht den „durch Gamaſchendienſt und Parademarſch ſtumpfſinnig gewordenen Söldnern" zum Vorwurf zu machen.

Daß Napoleon mit im ganzen an 100 000 Mann die 13 Bataillone Tauentzien dann die 4 Bataillone Holtzendorff, die 15½ Bataillone Grawert-Cerrini, die 5 Bataillone Dyherrn, die 8 Bataillone Sachſen nebſt 1½ Bataillonen Boguslawski endlich die 15 Bataillone Rüchel nach- und nebeneinander geſchlagen hat, kann an und für ſich als eine beſondere Großtat kaum angeſehen werden.

Von irrigen Vorausſetzungen ausgehend und, wie es heißt, von der Beſchaffenheit des Saaletales nichts ahnend, war Napoleon mit ſeinen Hauptkräften gegen einen Engpaß geraten, hinter welchem eine Armee ſtand, ſtark genug, dieſe Thermopylen gegen jedes Perſerheer zu verteidigen — wenigſtens auf einige Zeit. Wie die Ther

moppylen umgangen worden sind, so wäre auch Jena umgangen worden. 24 Stunden, genügend, um der Hauptarmee für einen Sieg freie Hand zu verschaffen, hätten sich aber gewinnen lassen. Die Verteidigung wird indes unterlassen, vielleicht weil, wie Clausewitz sagt, „man mit einem preußischen Instinkt die Ebene suchte und nichts besseres tun zu können glaubte, als die garstigen unbequemen Abhänge des Saaletales den Franzosen zu überlassen und in der Ebene des Plateaus so weit zurückzugehen, daß man mit Echelons, wie sich gebührt, den Feind angreifen konnte“, vielleicht auch, weil man, ahnungslos was vorging, ratlos was zu tun, die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen.

Welche Gründe und Absichten auch vorgelegen haben, jedenfalls verschmähte man unter überaus günstigen Bedingungen nicht ganz dem Wortlaut, aber wohl dem Sinne des erhaltenen Befehls gemäß, sich gegen die Übermacht auf kurze Zeit zu verteidigen, und zog es vor, gegen Wortlaut und Sinn des nämlichen Befehls den ersten Feldherrn der Welt und sein gewaltiges Heer unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen mit Bruchteilen einer Minderheit anzugreifen.

Die begangenen Fehler wurden von Napoleon in meisterhafter Weise ausgenutzt. Welch ein Entschluß, angesichts der feindlichen Armee auf nicht viel mehr als bloßen Fußpfaden den Landgrafenberg zu erklettern, vier Korps nach dem einen Jena nachzuziehen, obgleich erst am Morgen des 14. durch das Gefecht gegen Tauentzien die Möglichkeit eines Aufmarsches erkämpft werden mußte!

Durfte er annehmen, daß, während er selbst in fieberhafter Tätigkeit alles zur Entscheidungsschlacht vorbereitete, erkundete, mit Hand anlegte, Befehle gab, erklärte, ermahnte, sein Gegner im Schlosse zu Capellendorf den Abend an der Tafel verbringen, der Nachtruhe pflegen, am Morgen Berichte schreiben würde, die „Aktion“ auf einen andern Tag verschieben, die „Bataille“ zu gelegenerer Zeit annehmen wollte? Konnte er ahnen, daß der ohnehin nur halb so starke Feind sich ihm in fünf Teilen nacheinander entgegenstellen würde? Nicht diese eine Armee Hohenlohe, sondern die ganze preußische Armee hat Napoleon geglaubt vor sich zu haben. War sie noch nicht vollständig zur Stelle, so mußte das Eintreffen des Fehlenden im Laufe des 14. erwartet werden.

Die Preußen griffen mit jeder Division, jedem Detachement, das ihnen zur Hand war, an, ohne zu fragen, wie stark der Feind sei. Nacheinander bald rechts, bald links kam es zu Gefechten. Ein entgegengesetztes Verfahren wandte Napoleon an. Nur vorsichtig folgte er dem geschlagenen Tauentzien. Da ein neuer Feind vorging, so beschränkte er sich auf die Verteidigung. Mochten die Preußen sich an Vierzehnheiligen verbluten. Immer wurde die Linie der Tirailleure verlängert, um möglichst viele Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen und im langwierigen Kampfe zu ermüden. In endloser Kolonne rückten noch vier Divisionen über Jena nach. Sie hätten mit den bereits vorhandenen fünf Divisionen genügt, um die ganze preußische Armee, wenn sie gekommen wäre, in aufreibenden Gefechten festzuhalten, bis Bernadotte und Davoust herankommen konnten, um mit dem Stoß von sechs Divisionen auf Flanke

und Rücken den endlichen Sieg zu bringen. Plan und Abſicht ſollte ſich in einer Schlacht, die 60 Jahre ſpäter auf böhmiſchen Gefilden geſchlagen wurde, verwirklichen.

Da nicht die ganze preußiſch-ſächſiſche Armee, ſondern nur die kleinere Hälfte bei Jena auftrat, und da die einzelnen Teile dieſer Hälfte nacheinander eingeſetzt wurden, ſo war auch nicht die ganze Maſſe der dorthin gezogenen franzöſiſchen Streitkräfte zum Siege erforderlich. Auch ohne die Korps von Bernadotte und Davouſt waren übergenug Truppen vorhanden, um beide feindlichen Flügel mit überwältigenden Umfaſſungen zuſammenzudrücken und noch hinreichende Reſerven folgen zu laſſen, die jede durch Verlängerung der Linie etwa entſtehende Lücke auszufüllen vermochten.

An demſelben Tage, welcher die Kataſtrophe von Jena brachte, wurde noch eine andere Schlacht geſchlagen.

Die Hauptarmee gelangte am 13. bis Auerſtedt.*) Am 14. wurde der Marſch in einer langen Kolonne mit großen Abſtänden fortgeſetzt, die ſich noch dadurch erweiterten, daß das Dorf mit Fuhrwerk vollſtändig verfahren war und die Truppen nur langſam hindurchkamen.

Auf franzöſiſcher Seite gingen ebenfalls in einer Kolonne drei Diviſionen über die Brücke von Köſen den Preußen entgegen. Die Spitzen beider trafen ſich in der Gegend von Haſſenhauſen.**)

Die franzöſiſche Diviſion Gudin beſetzte das Dorf und hauptſächlich das Gelände nördlich, nur mit zwei Bataillonen dasjenige ſüdlich von Haſſenhauſen. Die preußiſche Diviſion Schmettau marſchierte links der Straße auf und griff ſogleich an. Die nächſtfolgende franzöſiſche Diviſion, Friant, ſollte den rechten Flügel Gudins verlängern. Die preußiſche Diviſion Wartensleben wurde dagegen ſüdlich der Straße vorgeführt. So erhielten die Franzoſen auf dem nördlichen, die Preußen auf dem ſüdlichen Flügel das Übergewicht. Zur Unterſtützung der durch Wartensleben bedrohten zwei Bataillone des linken franzöſiſchen Flügels wurde ein Regiment dorthin geſchickt, außerdem aber eine Brigade unter General Kiſter zu weiter Umgehung über Spielberg auf Poppel, mit einem Teil anſcheinend ſogar auf Lisdorf entſendet. Dadurch wurde nördlich der Straße ein ungefähres Gleichgewicht der Kräfte hergeſtellt.

Der Kampf wurde hier ähnlich wie bei Vierzehnheiligen geführt. Die Franzoſen ſuchten ſich im Gelände ſowie hinter den Mauern und Hecken von Haſſenhauſen zu decken und richteten ein wirkſames Schützenfeuer gegen die Schmettauſchen Bataillone, welche aufrecht ſtehend vergebliche Salven gegen den unſichtbaren Gegner verſchwendeten. Die preußiſche Kavallerie des linken Flügels hatte ihre Kräfte im Anfang des Zuſammenſtoßes gegen die friſch anrückende franzöſiſche Infanterie verbraucht und war über Spielberg, dem Feinde das Feld überlaſſend, zurückgegangen. Eine

französische Kavallerie-Brigade bedrohte nun den linken preußischen Flügel und zwang ein Bataillon, nach Norden abzuschwenken.

Unmittelbar südlich der Straße verlief das Gefecht ähnlich wie bei der Division Schmettau. Die im Gelände gedeckten französischen Tirailleure brachten den preußischen Bataillonen des linken Wartensleben'schen Flügels schwere Verluste bei, die sie durch Salven dem Feinde nicht zurückzugeben vermochten. Aber die Überlegenheit der Zahl (zehn Bataillone gegen vier) war auf preußischer Seite so beträchtlich, der rechte Flügel überragte den Gegner so weit, daß er links herumschwenkend die Franzosen in große Bedrängnis brachte. Die Not war schon auf das äußerste gestiegen, als die letzte französische Division, Morand, herankam, zwei Bataillone nach Hassenhausen, das schon aufgegeben war, vorschickte, mit dem Rest sich links gegen die Division Wartensleben wandte. Je weiter diese herumgeschwenkt war, destomehr bot sie ihre Flanke dem neuen Angriff. Die Kavallerie eilte zu ihrer Unterstützung herbei. Aber planlos und übereilt mit einzelnen Regimentern und Schwadronen in den Kampf geworfen, dienten ihre Angriffe mehr dazu, den preußischen rechten Flügel zu verwirren, als ihm einen Halt zu geben. Die Division Wartensleben mußte weichen. Die Franzosen folgten, und indem sie mit ihrem linken Flügel den Talrand der Saale und Ilm festhielten, überflügelten sie immer mehr die zusammengedrängten preußischen Bataillone.

Die Division Schmettau und der linke Flügel der Division Wartensleben hatten stundenlang in dem verheerenden Feuer der französischen Tirailleure standgehalten und die Mängel ihrer Taktik durch Ausdauer und Hartnäckigkeit auszugleichen gesucht. Unverdrossen und ohne zu wanken hatten sie die Hälfte ihres Bestandes hinsinken sehen. Das Zurückgehen des rechten Flügels mußte jedoch auch auf diese erschütterten Truppen eine unheilvolle Wirkung ausüben, umsomehr, als die französische Brigade Kister immer weiter auf Poppel vordrang und die Schreckensnachricht, „der Feind steht bereits im Rücken“, bei der Division Schmettau immer öfter wiederholt wurde. — Beide Divisionen, von drei französischen geschlagen, treten den Rückzug an.

Inzwischen war die Division des Prinzen von Oranien im Anmarsch. Nur mit Zeitverlust hatte sie die Enge von Auerstedt überwinden können. Von beiden Flügeln kam der dringende Ruf nach Unterstützung in der höchsten Not. Die Division wurde geteilt. Die Brigade des Prinzen Heinrich ging links, der Brigade Lützow wurde die Richtung auf Rehhausen gegeben.

Prinz Heinrich traf bereits bei Poppel auf den Feind. Dieser mußte erst vertrieben, der Nordrand des Dorfes durch ein Bataillon besetzt werden, ehe der Marsch mit nur vier Bataillonen fortgesetzt werden konnte. Die Division Schmettau war bereits im Rückzug. Der Prinz mußte sich darauf beschränken, sie aufzunehmen, den Rückzug für etwa eine Stunde zum Stillstand zu bringen. Auch rechts wurde beim Eintreffen der Brigade Lützow für nicht allzu lange Zeit wieder Halt gemacht.

Zwei preußiſche Diviſionen waren geſchlagen, eine dritte in den Rückzug verwickelt worden. $2^1/_2$ noch unberührte Diviſionen waren übrig. Der Feind hatte alle ſeine Kräfte eingeſetzt. Ein glänzender Sieg, ein Sieg von Marengo, ſtand in Ausſicht. Nichts war nötig, als dieſe $2^1/_2$ Diviſionen geradeaus vorzuführen. Es war nicht nur nötig, es war unumgänglich geboten. Man kämpfte mit dem Geſicht nach Berlin, mit dem Rücken nach dem Rhein, mit verkehrter Front. Mit dieſer Front werden die Schlachten geſchlagen, die für den Sieger die beſten, für den Beſiegten die unheilvollſten ſind. Man mußte Sieger, vollſtändiger Sieger um jeden Preis werden. Mit Abbrechen des Gefechts, mit Verſchieben der Entſcheidung auf den nächſten Tag war nichts zu machen. Das wäre das Verderben geweſen. Heute war alles auf eine Karte geſetzt, und heute mußte man ſiegen oder man war verloren; und — man konnte ſiegen. Aber es fehlte ein Führer, ein Mann des Entſchluſſes, der beſtimmte, wo und wie die zahlreichen Reſerven einzuſetzen ſeien. Der Herzog von Braunſchweig war ſchon bei Beginn der Schlacht ſchwer verwundet worden. Seinem Generalſtabschef, Oberſten v. Scharnhorſt, fehlte die Überſicht und die Kenntnis des Ganzen. Von dem Herzog auf den linken Flügel entſendet, ſuchte er bei der Diviſion Schmettau den tödlich verwundeten Kommandeur zu erſetzen. Einen Einfluß auf die Leitung der Schlacht, auf die Verwendung der Reſerven gewann er nicht. Nach Verluſt ſeines Pferdes hat er, verwundet, mit einer Muskete auf der Schulter, als einer der Letzten das Dorf Poppel durchſchritten, den Beruf eines Chefs des Generalſtabes aber ſchwerlich erfüllt.

Flügeladjutanten und Generalſtabsoffiziere ſuchten mit gutgemeinten aber zuſammenhangloſen Ratſchlägen die Schlacht wieder herzuſtellen. Niemand war da, der mit dem Übergewicht ſeiner Stellung Ordnung in die allgemeine Verwirrung bringen wollte oder konnte.

Von den Reſerven ſtanden die Diviſion Arnim und eine halbe Diviſion Kunheim unter dem Grafen Kalkreuth auf der Höhe vor Eckartsberga und auf deren Verlängerung nach Auerſtedt hin, die andere halbe Diviſion Kunheim und die leichte Brigade Oswald hatten ſich nach Stadtſulza begeben, „weil ſonſt gerade nichts zu tun war“.

Dieſe Reſerven beteiligten ſich nur ſo weit an der Schlacht, daß die bei Stadtſulza ſtehenden Brigaden die Höhe weſtlich Rehhauſen und die Sonnenkuppe bei Sonnendorf beſetzen ließen. Dadurch wurde dem Nachdrängen der Diviſion Morand ein Halt geboten und der Diviſion Wartensleben der ordnungsmäßige Abzug ermöglicht. Auf dem anderen Flügel nahm der ſtets tätige Prinz Auguſt zwei Bataillone der Kalkreuthſchen Reſerve und zwei Bataillone der Diviſion Oranien zuſammen, warf die wieder bis Poppel vorgedrungene Brigade Kiſter zurück und verſchaffte der Diviſion Schmettau Raum zum geſicherten Rückzug. Demnächſt machten auch die Reſerven „ihre Retraite“. Der Feind folgte nicht über die Höhen von Eckarts-

verga und die Emse hinaus. Nur die Kavallerie-Brigade Vialannes gelangte bis Buttstedt.

Die Lage der Preußen vor der Schlacht bei Auerstedt ist derjenigen Napoleons vor der Schlacht von Jena in mancher Beziehung nicht unähnlich. Beide hatten die Überlegenheit der Zahl für sich, aber wesentliche Teile ihrer Streitkräfte waren noch weit zurück und konnten nur oder vielmehr wollten nur durch ein einziges Defilee das Schlachtfeld erreichen. Bis alle Truppen dort vereinigt waren, mußte lange Zeit vergehen. Napoleon hielt den Kampf hin und wartete diese Zeit ab, ehe er den entscheidenden Stoß unternahm. Die Preußen griffen mit der Avantgarde an, sobald sie des Feindes ansichtig wurden.

Der Feldmarschall v. Möllendorff, der im Gefolge des Königs den Feldzug mitmachte, war mit der Division Schmettau, welche die Avantgarde bildete, vorgeritten. Er hatte sich im Siebenjährigen Krieg ausgezeichnet und glaubte bei dieser Gelegenheit in die Geheimnisse der friderizianischen Kriegführung eingedrungen zu sein. Er vermeinte der preußischen Sache einen großen Dienst zu leisten, indem er dem Grafen Schmettau die nämlichen Worte „frische Eier, gute Eier“ zurief, mit denen Graf Schwerin in der Schlacht von Prag den übereilten Angriff der Avantgarde vor dem König zu rechtfertigen gesucht hatte. Es war kein Grund vorhanden, nach 50 Jahren den Fehler und die Worte gedankenlos zu wiederholen.

Als am 14. früh die Spitzen der beiden Gegner sich bei Hassenhausen begegneten, war für die Preußen soviel klar: Zurückwerfen über die Saale vermochten die zur Hand befindlichen Kräfte die bei Kösen übergegangenen Franzosen nicht mehr. Das hätte man am 13. tun sollen und können. Jetzt war es zu spät. Wie stark die Feinde waren, die in dem Morgennebel anrückten, niemand vermochte es zu wissen oder festzustellen. Auf den Kampf mit einem Korps mußte man sich zum mindesten vorbereiten. Um einen Sieg zu erfechten, mußten alle Kräfte herangezogen werden. Die Preußen waren demnach darauf angewiesen, mit der Avantgarde und den nächsten Divisionen ebenso ein hinhaltendes aber für den Feind verlustreiches Gefecht zu führen, wie Napoleon es bei Vierzehnheiligen tat. Die nachfolgenden Divisionen hätten allmählich, so war zu hoffen, die Überlegenheit und den Sieg gebracht, und dieser wäre um so entscheidender gewesen, als die Saale im Rücken des geschlagenen Feindes gelegen hätte.

Eine ähnliche Absicht scheint auch der Herzog von Braunschweig für die Leitung der Schlacht gehabt zu haben. Er wollte die Höhe südöstlich Hassenhausen besetzen. „Wenn es gelingt, diese Höhe mit Infanterie und Geschütz zu couronnieren, ist der Sieg uns gewiß,“ rief er. Die Division Wartensleben erhielt Befehl, nach jener Höhe zu marschieren. Sie hätte ihren rechten Flügel an die Saale anlehnen können. Die nachfolgenden Divisionen hätten den linken verlängert. Die Überlegenheit der Zahl mußte den Sieg bringen. Schneller wäre er allerdings gewonnen, wenn der

Engweg von Auerſtedt frei gehalten und wenn noch andere Wege benutzt worden wären, Wege, die man beim Vormarſch nicht kennen wollte, die man aber beim Rückzug ohne weiteres fand.

Der an die Diviſion Wartensleben gerichtete Befehl war aber noch nicht ausgeführt, als der Herzog von Braunſchweig tödlich verwundet wurde. Damit hörte die Ausführung ſeiner Abſicht, wie die geſamte Leitung der Schlacht auf. Die Diviſionen griffen dort ein, wohin ſie der Zufall führte. Die Höhe, welche der Herzog couronnieren wollte, wurde von der Diviſion Morand mit Infanterie und Geſchütz couronniert und der Sieg dadurch für die Franzoſen entſchieden. Was weiter geſchah, war ohne Belang.

Viele Geſchichtſchreiber haben die Niederlage der Preußen der veralteten Lineartaktik und dem damals üblichen gleichfalls veralteten Echelonangriff zur Laſt gelegt. Aber mit dieſem Angriff „vom rechten Flügel mit 200 Schritt Abſtand" haben ſich die Schmettauſchen Bataillone bis nahe an Haſſenhauſen „herangearbeitet". Hier war es freilich nicht günſtig, aufrecht und erhobenen Hauptes das Feuer des gedeckten Feindes auszuhalten und ihm nur mit wenig wirkungsvollen Salven zu antworten. Aber beſiegt ſind die Preußen durch das franzöſiſche Tirailleurfeuer nicht. Keinen Schritt, wie ſtark auch die Verluſte waren, ſind die Linien zurückgegangen.

Der „Umfaſſungsſucht", von der bei Haſſenhauſen der Marſchall Davouſt und der General Morand, wie bei Vierzehnheiligen der Kaiſer Napoleon, die Marſchälle Soult und Augereau, und wie ſchon früher Friedrich der Große, ja Hannibal und Alexander befallen waren, ſind Wartensleben und Schmettau erlegen.

Wenig fehlte, ſo hätte Wartensleben mit der nämlichen Umfaſſungsſucht trotz der Lineartaktik den Sieg davongetragen. Wäre der Graf Kalkreuth ein Mann von Blick, Entſchluß und Tatkraft geweſen, ſo hätte er mit oder ohne Echelons den Tag von Auerſtedt ſo gut entſchieden, wie ſechs Jahre früher Deſaix den Öſterreichern den ſicher gewonnenen Sieg wieder entriß.

Auch mit der modernſten Taktik, mit der beſten Deckung der Truppen wäre der Verlauf der Schlacht von Auerſtedt ungefähr der gleiche geblieben. Auch heute würden die Diviſionen Schmettau und Wartensleben ihre Not haben, die Diviſionen Gudin und Friant in ihrer guten Stellung bei Haſſenhauſen anzugreifen. Auch heute noch würde die Diviſion Morand den herumgeſchwenkten Wartenslebenſchen Flügel geworfen haben. Auch bei der heutigen Taktik könnte die Diviſion Oranien zu ſpät kommen, die Kalkreuthſche Reſerve aus Mangel an Entſchluß nicht eingeſetzt werden.

Nicht an der Lineartaktik allein oder gar an dem Echelonangriff iſt Preußen zugrunde gegangen, ſondern weſentlich mehr an der mangelhaften oder fehlenden Führung.

„Im Kriege", hat Napoleon geſagt, „ſind die Menſchen nichts, ein Mann iſt alles." Dieſer eine Mann war auf der Seite, welche die Zahl und die Kriegsmittel für ſich hatte, in vollendeter Weiſe vorhanden. Bei der Minderheit, bei der

Friedensarmee war nichts von ihm zu finden. Hierin liegt die Antwort auf die Frage, wie es möglich war, daß die Preußen haben geschlagen werden können. Ihre Aufgabe war von Hause aus eine überaus schwierige. Sie konnte nur durch den einen Mann gelöst werden. Dieser eine Mann fehlte. Das Schwierige wurde unmöglich.

Die Hohenlohesche Armee war im vollen Rückzug auf Weimar. Der Angriff des Rüchelschen Korps, wenn auch zurückgeschlagen, brachte den verfolgenden Feind auf dem linken preußischen Flügel zum Stehen. Die Truppen von Tauentzien, Teile von Grawert, demnächst Rüchel konnten sich unbelästigt westlich des Werlitzgrabens bei Ulrichshalben über die Ilm zurückziehen. Sie wollten, so hatte es der verwundete Rüchel ihnen eingeschärft, den Anschluß an die Hauptarmee, welche bei Auerstedt gedacht wurde, gewinnen. Jenseits der Ilm behielt aber nur ein Teil die nördliche Marschrichtung bei und gelangte nach Buttelstedt, Kölleda und sogar nach Sömmerda, der Rest zog die große Straße nach Weimar und Erfurt vor. Er stieß hier zusammen mit dem rechten Armeeflügel, der sich in dichter Masse demselben Ziele zuwälzte.*)

Eine Arrieregarde, vom Fürsten Hohenlohe gesammelt und bei Weimar nicht links, sondern wunderbarerweise rechts der Ilm aufgestellt, wurde nach nicht zu langer Zeit über die Brücke und den Fluß zurückgeworfen. Sie folgte teils dem Strom der Flüchtenden nach Erfurt, teils suchte sie sich über den Ettersberg zu retten.

Somit befand sich in der Nacht vom 14. zum 15. ein Teil der Hohenloheschen und Rüchelschen Armee in Erfurt, ein anderer in der Gegend von Buttelstedt, Kölleda und Sömmerda, der Fürst selbst in Schloß Vippach.

Die Hauptarmee trat weit später als die Hohenlohesche den Rückzug an. Die Masse der Truppen, welche bei Hassenhausen gefochten (Division Wartensleben, größter Teil von Schmettau, wenige Bataillone Oranien) ging geradenwegs nach Buttelstedt, dem Rest (Gros der Division Oranien, Teile von Schmettau und die Reserve) gab der König selbst, nachdem die Generale, denen er die Führung überlassen, versagt hatten, die Marschrichtung auf Weimar. Er beabsichtigte, sich hier mit den noch unversehrt gedachten Truppen von Hohenlohe und Rüchel zu vereinigen, um am nächsten Tage die Schlacht in der ihm gerühmten Stellung des Ettersberges zu erneuern. Nördlich von Apolda traf die Kolonne jedoch auf die Avantgarde des über Dornburg vorgegangenen Marschalls Bernadotte. Der Marsch konnte nicht auf der großen Straße fortgesetzt, ein Nebenweg nördlich der Ilm mußte eingeschlagen werden. Auch Weimar fand man vom Feinde besetzt. Der König ließ rechts auf Erfurt ausbiegen in der Annahme, daß Fürst Hohenlohe dorthin gegangen sei. Jenseits Weimar brachte ein Offizier die Nachricht von der Niederlage und Auflösung der Hohenloheschen Armee.

* Skizze 8.

Nun wurde der Marsch auf Sömmerda gerichtet. In der Dunkelheit gelangte aber der abändernde Befehl nicht an alle Kommando. Einige unter Winterfeldt setzten den Marsch nach Erfurt fort, wo sie am Vormittag des 15. gänzlich erschöpft ankamen. Andere gelangten bis Sömmerda, die Arrièregarde unter Kalkreuth bis östlich Buttelstedt.

Während der folgenden Tage wurde der Rückzug fortgesetzt. Mit der Avantgarde unter Borcke marschierten der Arrièregarde unter Kalkreuth gegen sich die Truppen, wie sie zusammengestückelt oder sich zusammengefunden hatten, teils über Sömmerda, teils über Sondershausen, die nach Erfurt gerufenen Trümmer vom Hohenlohe-Corps über Langensalza nach Nordhausen, von dort auf mehrmaligen Wegen schließlicher Sicherheit über den Harz nach Magdeburg zurück.

Der Rückzug war von den meisten zunächst mit dem Bestreben angetreten worden, sich dem Stoße des Feindes zu entziehen. Nicht wenige hofften jedoch bald der Gefahr, die als unbedeutend gedachte Niederlage aufzuwiegen. Erst als dieses Ziel sich als unerreichbar erwies, wurde Sömmerda als Sammelpunkt bezeichnet. Von hier konnte man wenigstens über Langensalza und Mühlhausen, wie über Sondershausen und Nordhausen die Elbe und Magdeburg zu erreichen versuchen. Von der ersteren Richtung drohte aber die Meldung, der Feind sei in Anmarsch, ab. Sie wurde die Ursache, daß das weitere und schließlich aber sicherere Ziel beschleunigt, von der Elbe nach Magdeburg abgebogen.

Die Verfolgung war in begreiflichem Maße hastend und nicht auch darunter die Ergebnisse. Sie hatten den Rückzug der Armee zu decken, sie hatten die Straßen Sömmerda—Langensalza, Sömmerda—Erfurt, Sömmerda—Weimar, Sömmerda—Buttelstedt in der Nähe des Schnittpunktes von Sömmerda—Langensalza und Magdeburg—Erfurt zu sperren und zu halten. Diese Aufgabe war ungemein schwierig und kann in Friedrich des Großen Feldzug und in der Retraite in Frankreich erkannt. In Verfolgungen Siege wurde nicht, wie Sieger sagen pflegen, nicht verfolgt, und es handelte sich nur um diese Armee, die in die gebirgigen Gegenden gedrängt werden konnte. Um aber zum Beispiel, die in Aufstellung mit einer Frontbreite von 40 km anzutreffen, angriffen zu können und mit Hinwendung der ganzen Flankenmarsch machen zu dürfen, hatte gestern überschüssige Kräfte und an geeignete Stellen. Die wenigen Stunden ausgenommen werden können, mußten die Truppen von Tage zu Tage, in der Nacht von der Nacht auf Gefechtsfront gebracht werden, mußten werden. Da der Feind nur an der Spitze von Truppen in Verfolgung schnellen, von Tage zu Tage auf den Gefechtsfront zu nicht auf sollte, so hatte allerdings der Sieg über Langensalza auf Mühlhausen Gefahr des Feindes eingeschlagen werden können. Der Befehl zu Schonung von Pferden durch den man unbedingt dem Sieg vorzog, aber es konnte man Feind zu fassen. Der war aber nicht vorausgesehen.

Daß man nun in Sömmerda von Feinde sicher, [illegible] die Truppen

unter der Verfolgung des Feindes unmittelbar nicht in hohem Maße. Es war erklärlich, daß am Abend des 14. und in der folgenden Nacht einzelne Abteilungen von ihrem Wege abkamen und dem Feinde in die Hände fielen. Allmählich erreichte auch die feindliche Kavallerie zurückgebliebene Truppenteile. Fälle von Panik kamen vor. Im allgemeinen war aber der Schaden, den der Feind den zurückgehenden Preußen zufügte, nicht erheblich. Weit ſchlimmer als die Franzoſen waren die ungeheueren Anſtrengungen, denen ſich die Truppen unterziehen mußten, die Märſche Tag und Nacht, die ſchlechten Wege, der Hunger, die Kälte, der Mangel an Nachtruhe, die beiſpielloſe Anſpannung und der Verbrauch der Kräfte, noch mehr aber als dies die Mutloſigkeit, welche ſich aller bemächtigte.

Den Soldaten war ſtets eingeſchärft worden, daß ſie unüberwindlich ſeien. Wenn ſie nur das genau ausführen würden, was auf dem Exerzierplatz eingeübt wurde, ſollte ihnen der Sieg gewiß ſein. Mit freudiger Zuverſicht waren ſie in die Schlacht gegangen. Ebenſo wie bei einer Revue mit wunderbarer Genauigkeit aller Bewegungen waren ſie avanciert, tadellos waren die Salven abgegeben. Ein unſichtbarer Feind hatte ſie jedoch mit Infanteriefeuer und Kartätſchlagen überſchüttet. Stundenlang hatten ſie die immer ſteigenden Verluſte ertragen, unerſchüttert hatte die Linie geſtanden. Die Lücken, welche die feindlichen Geſchoſſe geriſſen, wurden aus dem 2. und 3. Gliede ausgefüllt. Da, die Munition ging ſchon zu Ende, drangen die feindlichen Maſſen, eine furchtbare Überlegenheit, vor. Die weit überragenden Flügel drohten die Flanken zu zerdrücken, bis in den Rücken vorzukommen. Nun wandte ſich ein Bataillon nach dem anderen. Gegen dieſen Feind war nichts zu machen. Nichts von dem, was die Offiziere geſagt hatten, war zugetroffen. Das Vertrauen zu den Führern, zu ſich ſelbſt war dahin. Es blieb nichts übrig, als das Leben zu retten.

In dieſer Stimmung wurde der Rückzug angetreten. Je hartnäckiger der Widerſtand geweſen, deſto größer die Mutloſigkeit und Verzweiflung, als man ihn aufzugeben gezwungen war.

Die gewohnten Verbände löſten ſich. Die Unordnung nahm zu. Aber immer ging es weiter in der Beſorgnis, daß der Feind gleich erſcheinen, die Armee in der linken Flanke „tournieren“, von Magdeburg abdrängen würde. Die Verluſte, nicht an Verwundeten, ſondern an ſolchen, die kraftlos liegen blieben, die in Nacht und Dunkelheit ſich heimlich entfernten, waren ungeheuer.

Von den 110 000 Preußen, welche in das Feld gezogen waren, langten unter Hohenlohe, welchem der Oberbefehl übertragen war, am 19. und 20. 41 000 Mann bei Magdeburg an. Die Sachſen hatten ihre Bundesgenoſſen verlaſſen. 10 000 Mann (davon etwa die Hälfte unverwundet) unter Möllendorff und dem Prinzen von Oranien hatten ſich in Erfurt einſchließen laſſen und dort bereits am 15. kapituliert. Der Herzog von Weimar, zu ſpät von ſeinem Zuge über den Thüringer Wald zurück-

berufen, wollte nach Empfang der Nachricht von der Schlacht bei Jena (zusammen mit Winning 13 000 Mann) im weiten Bogen westlich von Erfurt über Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt, Duderstadt, Seesen die untere Elbe erreichen. Ebendorthin hatte Blücher übernommen, die schwere Artillerie westlich um den Harz herum über Osterode und Salzgitter zu führen. Die Reserve des Herzogs von Württemberg, bei Halle von Bernadotte geschlagen, war rechts der Elbe nach Magdeburg zurückgegangen (8000 Mann).

Napoleon hatte schon vor Beginn des Feldzuges gedroht, die Preußen in den Rhein zu werfen. Jetzt war es an ihm, seine Drohung auszuführen. Den Rücken nach Berlin gewendet, zogen die flüchtenden Scharen über Weimar nach Erfurt dem Rheine zu. Es kam nur darauf an, sie in dieser Richtung weiter zu verfolgen. Davon war aber wenig die Rede. Zunächst bewährte sich die alte Erfahrung, daß der Sieger garnicht oder wenig verfolgt, der Besiegte durch äußerste Marschleistungen sich der Verfolgung entzieht.

Und doch war die Verfolgung des Besiegten von Jena besonders leicht. 4 fast ganz frische Divisionen hatten erst zum letzten Akt das Schlachtfeld erreicht. Von ihnen erhielten 2 unter Ney den Befehl, links, 2 unter Soult rechts dem Feinde nachzudrängen. Allein nur Ney gelangte wenigstens bis Weimar. Soult durch den Rüchelschen Angriff zum Stutzen gebracht, ging nach Abzug des Feindes nur noch wenig gegen die Ilm vor. Bernadotte kam nicht über Apolda hinaus. Davoust blieb auf dem Schlachtfelde bei Eckartsberga. Die Korps von Lannes und Augereau sowie die Garde wurden bei Jena zurückgehalten.

Napoleon sah voraus, in welcher Richtung die Preußen den Rückzug nehmen würden. Er hat es gleich ausgesprochen, sie würden suchen, über Erfurt und Weißensee nach Magdeburg zu entkommen, wobei es ungewiß blieb, ob sie von Weißensee den Weg über Nordhausen oder über Sangerhausen einschlagen würden. Für beide Fälle standen die Franzosen am 15. früh mit dem rechten Flügel bei Eckartsberga näher an Magdeburg, als die Preußen, welche in der Nacht vom 14. zum 15. die Linie Buttelstedt—Erfurt nur mit kleineren Teilen überschritten hatten. Es wäre somit das einfachste gewesen, wenn nur das Korps Ney mit starker Kavallerie den Preußen im Rücken gefolgt, die übrigen fünf Korps aber geradenwegs auf Magdeburg vorgegangen wären. Tatsächlich haben die Preußen Magdeburg am 19. und 20. erreicht, aber bereits am ersteren Tage konnten die fünf französischen Korps bei den Marschleistungen, die ihnen damals geläufig waren, die Elbe zwischen Magdeburg und Dessau erreicht haben. Zweifellos würden sich dadurch die Preußen von dem Strom und der Festung haben abdrängen lassen. Sie wären zu etwas gezwungen worden, was viele für wünschenswert und vorteilhaft hielten. Ein Rückzug nach Nordwesten war von Clausewitz schon früher ins Auge gefaßt worden. Gneisenau hat eine Stellung zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel empfohlen. Zu Quedlinburg in Hohenlohes

Hauptquartier wurde auf Vorschlag des Majors v. dem Knesebeck ein Rückzug hinter die Weser erwogen.

Mit allen diesen Plänen bezweckte man, einen beträchtlichen Teil des französischen Heeres von Berlin und der Oder abzuziehen, den Russen und den ostpreußischen Truppen den Sieg über den anderen Teil zu erleichtern.

Ungünstig war nur bei dem Rückzug nach Westen, daß man der holländischen Armee gerade entgegenmarschierte. Ein furchtbarer Gegner war dieses Milizheer nicht, aber wenn man gegen die verfolgenden Franzosen Front machen mußte, so würden doch die Holländer im Rücken zum Verderben gereicht haben.

Auch abgesehen von diesem Feinde blieb die Gefahr, daß die Munition ausging und nicht ersetzt werden konnte. Allenfalls konnte man zwischen Elbe und Weser nach Norden ausweichen und sich an irgend einer Stelle der Küste festsetzen, ähnlich wie es später die Engländer in Portugal getan haben. Die Voraussetzung wäre dabei gewesen, daß man auf die englische Unterstützung und Zufuhr rechnen konnte, aber sich dieser zu versichern, war versäumt worden.

So mußte ein Rückzug auf dem linken Elbufer zu einer Katastrophe führen. Dessenungeachtet wollte Napoleon eine solche Operation des Feindes vermeiden. Sein Sinn war bereits auf einen Krieg gegen Rußland gerichtet. Er gedachte ihn nicht damit einzuleiten, daß wenigstens ein Teil seiner Streitkräfte einen Zug nach der holländischen Grenze unternahm. Die Preußen sollten nicht von der Elbe ab, sondern über die Elbe gedrängt und dann zwischen dieser und der Oder vernichtet werden. Zunächst folgten zwei Korps, Ney und Soult, sowie zahlreiche Kavallerie unter Murat dem geschlagenen Feinde, schwenkten so weit rechtsherum, daß sie wieder ihre natürlichen Verbindungen nach dem Rhein und Paris hinter sich bekamen, den Feind gerade vor sich hatten, ihn verhindern konnten, nach Westen auszuweichen, und ihm auf dem linken Elbufer nur den Ausweg nach Norden ließen.

Mit den übrigen vier Korps entfernte sich Napoleon zunächst nicht wesentlich von dem Schlachtfeld und trat nur langsam den Marsch nach der Elbe an.

Der Übergang über den Fluß ließ sich indes nicht so leicht bewerkstelligen, als wohl gedacht war. Die vorhandenen Brücken waren zerstört, Material für neu zu bauende nicht mitgeführt worden. Hätte der Herzog von Württemberg seine Aufgabe nicht darin gefunden, bei Halle ein Gefecht zu liefern, in dem er geschlagen wurde, sondern dem Feinde den Übergang über die Elbe zu verwehren, so würde voraussichtlich für die Franzosen viel Zeit verloren gegangen sein, und Fürst Hohenlohe hätte den Rückzug bis zur Oder mit voller Sicherheit zurücklegen können.

Zu einem solchen hatte sich der Fürst entschließen müssen. Die ursprüngliche Absicht, im sicheren Magdeburg die Armee wieder zu ordnen, mit Waffen, Munition und Verpflegung zu versehen, neue Kräfte und frischen Mut gewinnen zu lassen, erwies sich als unausführbar.

Die große Elbfeſtung, das Bollwerk der Monarchie, bedurfte ſelbſt viel mehr der Stärkung, als daß es ſolche anderen gewähren konnte. Längere Zeit dort zu bleiben, machten die unzureichenden Mittel unmöglich. Der vielleicht lockende Plan, ein verſchanztes Lager bei Magdeburg zu beziehen, „um auf dieſe Weiſe dem gegen die Mark vordringenden Gegner Jalouſie gegen Flanke und Rücken zu geben", hätte zu einem zweiten Ulm geführt. Man konnte nicht verweilen, ſondern mußte ungeſäumt weiter marſchieren, um noch vor dem Verfolger, der bereits bis Wittenberg gekommen ſein ſollte, die Oder zu erreichen. Nur bei Stettin ſchien dies noch möglich zu ſein. Es fragte ſich, welcher Weg dorthin einzuſchlagen war.

Clauſewitz hat den Weg über Berlin empfohlen und ſeinen Rat damit begründet, daß, ſobald die Hauptſtadt erreicht war, man für den weiteren Rückzug nach Stettin den Feind nur noch gerade hinter ſich gehabt hätte. Es wäre vorausſichtlich noch zu Arrieregardengefechten gekommen, aber von der beſtändigen Bedrohung von Flanke und Rücken wäre die Armee befreit geweſen. Der Rückzug hätte ordnungsmäßig zurückgelegt werden können. Sogar die Benutzung des Oderüberganges bei Schwedt wäre der Armee frei geblieben.

Dem iſt vollſtändig beizupflichten. Die Schwierigkeit liegt nur darin, Berlin vor dem Feind zu erreichen, und dieſe Schwierigkeit ſtellt ſich bei einem Vergleich der Entfernungen Magdeburg—Berlin und Wittenberg—Berlin als ſo beträchtlich heraus, daß man ſie mit den geſchwächten und wenig leiſtungsfähigen Truppen kaum zu überwinden hoffen durfte.

Da es darauf ankam, die Oder bei Stettin möglichſt ſchnell zu gewinnen, ſo empfahl es ſich ohne Zweifel, den nächſten Weg dahin einzuſchlagen. Dieſer führt über Brandenburg, Nauen, Liebenwalde, Joachimsthal und Angermünde. Wie die ſpäteren Ereigniſſe ergeben haben, würde es bei Wahl dieſes Weges ohne übertriebene Marſchleiſtungen gelungen ſein, am 24. in der Höhe von Oranienburg zu ſtehen. An demſelben Tage langten die Spitzen der franzöſiſchen Armee vor Berlin an. Nur mit Kavallerie vermochte der Feind Angermünde früher zu erreichen.

Ein anderer nicht viel weiterer Weg führt von Nauen über Cremmen, Löwenberg, Templin, Prenzlau und Pöcknitz. Er ſcheint auf den erſten Blick ſicherer zu ſein, iſt aber bis zum letzten Augenblick in der Flanke bedroht, während die Armee bei Benutzung des erſteren Weges von Angermünde ab den Feind gerade hinter ſich gehabt hätte.

Weder der Weg über Berlin, noch der über Liebenwalde, Angermünde, noch endlich der über Cremmen—Löwenberg wurde gewählt. Sie erſchienen ſämtlich zu gefährdet. Die Mutloſigkeit und das Streben, ſich dem Feinde zu entziehen, waren ſo groß, daß der Richtung über Genthin, Rathenow, Frieſack, Neu-Ruppin und dann weiter auf Prenzlau der Vorzug gegeben wurde. Um dem Feinde zu entgehen,

wurde der Weg verlängert, das Ziel, Stettin, weiter gesteckt, dem Verfolger geholfen, einen Vorsprung zu gewinnen.

Immerhin würden die Preußen in dem Wettlauf gesiegt haben, wenn nur an dem einmal gefaßten Plane festgehalten, die Marschrichtung Rathenow, Neu-Ruppin, Prenzlau beibehalten worden wäre. Das Bemühen aber, dem Feinde, auch dem nur in der Einbildung vorhandenen, auszuweichen, führte immer wieder dazu, den Bogen noch mehr zu vergrößern.

Nachdem die Besatzung von Magdeburg bis zur Höhe von gegen 24 000 Mann verstärkt worden war, setzte Fürst Hohenlohe den Rückzug fort. Die Märsche der ersten Tage — 21. nach Burg, 22. nach Genthin, 23. nach Rathenow — waren verhältnismäß kurze gewesen. Fürst Hohenlohe fühlte die Notwendigkeit, am 24. mittels eines Gewaltmarsches Neu-Ruppin zu erreichen. Sein Generalstabschef, Oberst v. Massenbach, wußte ihm aber klar zu machen, daß es vor allem darauf ankomme, daß Rhinluch zwischen sich und den wohl 60 km entfernten Feind zu bringen und zu diesem Zweck nach Neustadt zu marschieren. Ein voller Tag war verloren. Erst am 25. kam das Gros der Armee nach Ruppin, die Avantgarde nach Lindow, die Arrieregarde, im wesentlichen das frühere Württembergische Korps, welche an diesem Tage Blücher übernommen hatte, nach Neustadt.

Von der französischen Armee war am 20. Davoust über Leipzig und Düben bis Wittenberg, Lannes, gefolgt von Augereau über Halle und Zörbig bis Dessau, Avantgarde Roßlau, Bernadotte von Halle nach Bernburg und Aschersleben gekommen. Soult und Ney näherten sich auf dem linken Ufer Magdeburg.

Erst am 22. wurde der Marsch auf dem rechten Elbufer fortgesetzt und am 25. von Davoust Berlin, von Lannes über Potsdam—Spandau, von Augereau die Gegend südlich Berlin, von Bernadotte Brandenburg erreicht.

Die Gros beider Parteien waren noch etwa 60 km voneinander entfernt, aber ihre Kavallerien mußten bald miteinander in Fühlung treten.

Zur Deckung der linken preußischen Flanke war der General Schimmelpfennig mit den Resten von $3^1/_2$ Bataillonen und 26 Schwadronen gegen die Havel, den Ruppiner Kanal und den Rhin zwischen Alt-Friesack, Cremmen, Oranienburg und Liebenwalde vorgeschoben und in Ortschaften südlich Ruppin—Zehdenick untergebracht worden. Von den Übergängen über die zu deckende Wasserlinie war derjenige bei Cremmen ebenso wie die weiter westlich gelegenen sowie eine Havelbrücke in Oranienburg zerstört, die beiden anderen dort vorhandenen, sowie die Brücke nördlich der Stadt unversehrt gelassen worden. Hier gelang es der Husaren-Brigade Lasalle, die Havel zu erreichen und eine Abteilung bis Teschendorf auf das rechte Ufer zu schieben.

Für den 26. wollte Fürst Hohenlohe mit der Avantgarde nach Zehdenick gehen, das Gros zwischen diesen Ort und Lindow staffeln, die Arrieregarde nach Ruppin

nachziehen. Das Detachement Schimmelpfennig sollte nach Joachimsthal marschieren, die Übergänge des Finowkanals zwischen Liebenwalde und der Oder besetzen.

Es bot sich dem Fürsten die Gelegenheit, die feindliche Kavallerie über die Havel zurückzuwerfen, die Brücken bei Oranienburg und Liebenwalde auch gegen die später zu erwartende feindliche Infanterie zu besetzen und unter diesem Schutz über Zehdenick nach Belieben auf Schwedt oder Stettin abzumarschieren. Am 27. hätte mit der ganzen Armee einschließlich der Arrieregarde das linke Havelufer bei Zehdenick und Liebenwalde gewonnen werden können. Da die Franzosen auf diesem Ufer und gegen den von Schimmelpfennig zu besetzenden Finowkanal nicht vorgingen, so drohte dem weiteren Rückzug keine besondere Gefahr mehr.

Fürst Hohenlohe ließ sich jedoch durch den Obersten v. Massenbach bestimmen, jede Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Feinde zu vermeiden und nach mehrstündigem unentschlossenen Halt bei Schönermark auf Fürstenberg abzumarschieren.

General Schimmelpfennig hatte längere Zeit bei Zehdenick auf das Herankommen der Avantgarde gewartet, war am Nachmittag abmarschiert und mit seiner Arrieregarde noch bei diesem Orte in ein unglückliches Gefecht verwickelt worden. Da auch Liebenwalde in die Hände des Feindes fiel, weder Havel noch Finowkanal, wie es schien, zu halten waren, so ging das Detachement während der nächsten Tage in verschiedenen Abteilungen teils über Angermünde bei Schwedt, teils über Prenzlau bei Stettin über die Oder zurück. Es lieferte damit den Beweis, daß die ganze Armee, wenn sie auf geradem Wege ihr Ziel verfolgt hätte, ohne Schwierigkeit das rechte Oderufer gewinnen konnte.

Die Absicht des Fürsten Hohenlohe, seine Armee durch den Marsch nach Fürstenberg einem Zusammenstoß mit dem Feinde zu entziehen, war gelungen. Die Lage aber keineswegs gebessert.

Murat mit der Husaren-Brigade Lasalle und der Dragoner-Division Grouchy stand bei Zehdenick, Avantgarde Storkow, dahinter in der Gegend von Falkenthal die Chasseur-Brigade Milhaud und die Dragoner-Division Beaumont, noch weiter zurück das Korps Lannes bei Oranienburg und das Korps Bernadotte zwischen Cremmen und Nauen.

Die Arrieregarde unter Blücher bei Ruppin konnte somit den Marsch auf Zehdenick nicht fortsetzen, wenn sie sich nicht mit zwei feindlichen Korps in ein Gefecht einlassen wollte. Sie mußte der Armee auf Fürstenberg folgen. Hohenlohe selbst wollte auf Prenzlau marschieren. Ebendorthin wollte Murat von Zehdenick aus gehen. Beide Gegner hatten ungefähr die gleiche Entfernung zurückzulegen. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich.

In der Tat fand Hohenlohe, über Lychen vormarschierend, Boitzenburg bereits vom Feinde besetzt. Nur Kavallerie war aber dort anzunehmen. Ohne Verzug mußte angegriffen werden. Stundenlang wurde indes gezögert, bis endlich nach

längerer Kanonade drei Bataillone mit klingendem Spiel vorgingen und eine Handvoll französischer Chasseurs und Dragoner das Weite suchte. Murat, der bis Haßleben gekommen war, wandte sich dem Kanonendonner zu, griff aber nicht an. Er begnügte sich, das Regiment Gensdarmes gefangen zu nehmen, welches, als rechtes Seitendetachement verwendet, der Division Grouchy bei Wichmannsdorf in die Hände lief.

Immerhin war die Lage für Hohenlohe günstiger, als man hätte erwarten können. Es war keine große Aufgabe, die feindliche Kavallerie, welche bei Wichmannsdorf Halt gemacht hatte, zurückzuwerfen, sich dadurch den Weg nach Prenzlau frei zu machen und abzuziehen, bevor die Avantgarde des Lannesschen Korps heran sein konnte. Aber sein böser Geist, der in Gestalt des Obersten v. Massenbach in allen entscheidenden Augenblicken dem Fürsten Hohenlohe den denkbar kleinmütigsten Rat gab, bewog ihn, mit der Armee auf einem weiten und schlechten Wege in mühseligem Nachtmarsch nach Schönermark auszuweichen.

Die Truppen waren am Ende ihrer Kräfte, als sie am kalten Morgen das Ziel erreichten. Seit drei Tagen hatten sie kaum etwas gegessen.

Von Magdeburg ab war zwar für die Verpflegung in bester Weise gesorgt worden. Offiziere waren vorausgegangen, um an den vorher bestimmten Marschquartieren Verpflegung und alles Nötige vorzubereiten und sicherzustellen. Da aber im letzten Augenblick das Marschziel gewöhnlich geändert wurde, so fanden nur die Franzosen die vorsorglich bereitgelegten Vorräte, während die eigenen Truppen leer ausgingen.

Während zwei Wochen wurde Tag und Nacht marschiert, stundenlang frierend gewartet, im Biwak bei unzureichender Kleidung vor Kälte und Hunger nicht geschlafen, sowie sich eine feindliche Patrouille zeigte, eiligst abmarschiert. Alles, was in der Truppe an Herzhaftigkeit, Kampfesmut, Freudigkeit und Widerstandsfähigkeit seit der schrecklichen Schlacht noch vorhanden, war allmählich und systematisch vernichtet worden. Nur Mutlosigkeit, Verzagtheit, Verzweiflung waren der verhungerten, aufs äußerste geschwächten und entnervten Mannschaft übrig geblieben.

Dennoch war noch nicht alle Hoffnung verloren. Im Gegenteil, ebenso wie vor der Schlacht von Jena sich die Lage unerwartet günstig gezeigt hatte, so schien auch jetzt eine höhere Macht alle Not und Schwierigkeiten beseitigt zu haben.

Der Weg von Schönermark nach Prenzlau war frei. Von der französischen Kavallerie stand die Division Grouchy und die Brigade Milhaud bei Wichmannsdorf, also etwa 7 km weiter von Prenzlau entfernt, als die Preußen bei Schönermark. Nur ein Husaren-Regiment war nach Kröchlendorf vorgeschoben. Lasalle, der am 27. Prenzlau bereits erreicht hatte, war nach Haßleben zurückgegangen. Prenzlau, wie der Ückerübergang waren unbesetzt. Weiter zurück stand Beaumont bei Herzfelde, die Avantgarde des 5. Korps nördlich Templin. Trotz der Vorschläge des Marschalls

Lannes hatte Napoleon keine Abteilung gerade nach Stettin oder nach Löcknitz auf dem geradeſten Wege, um den Feind abzuſchneiden, vorgeſchickt. Er hatte darauf beſtanden, daß Lannes die Richtung auf Zehdenick einſchlagen ſollte, wo er nach mathematiſchen Geſetzen nicht vor, ſondern hinter den Verfolgten kommen mußte. Kein Franzoſe war rechts der Ücker zu finden. Öſtlich Seehauſen, Prenzlau und Paſewalk lag das gelobte Land. Man brauchte nur hinzugehen. Aber Maſſenbach hatte wieder Bedenken. Prenzlau konnte doch beſetzt ſein. Er drang darauf, nach Nechlin auszuweichen, bei Nieden über die Ücker zu gehen.

Der mühſam gewonnene Vorſprung wäre darüber verloren gegangen, der nächſte Weg nach Löcknitz dem Feinde eingeräumt worden. Noch zur rechten Zeit traf die ſichere Meldung ein, daß Prenzlau vom Feinde frei, der Übergang durch einige preußiſche Karabiner beſetzt ſei.

Der Marſch dahin wurde angetreten. Die Avantgarde ging über Güſtow, überſchritt bei Papiermühle (2 km weſtlich Prenzlau) den Strom, bog in den Berliner Damm ein, gewann das rechte Ückerufer und marſchierte öſtlich Prenzlau auf. Nichts war dort vom Feinde zu finden. Nur ſüdweſtlich an der Templiner Straße hatten ſich ſchon vor dem Herankommen der Avantgarde Huſaren Laſalles gezeigt, die ſich aber durch die ſchwache Beſatzung von Prenzlau (30 Kavalleriſten) abſchrecken ließen, gegen die Stadt vorzugehen.

Das Gros folgte der Avantgarde. Während es auf dem Wege von Güſtow über den Berliner Damm durch Prenzlau hinzog, erſchien dort, wo anfangs nur Huſaren zu ſehen waren, eine Batterie und eröffnete das Feuer auf die lange Marſchkolonne. Eine preußiſche Batterie fuhr dagegen nördlich des Stromes auf. Es wäre ſchon vorher nötig geweſen, die franzöſiſchen Huſaren zu vertreiben, die Höhe an der Templiner Straße zu beſetzen, den Feind zurückzuhalten, dahinter mit dem Gros abzumarſchieren, die vorgeſchobene Abteilung als Arrieregarde folgen zu laſſen. Zu ihrer Aufnahme ließ ſich das durch alte Mauern und die Ücker geſchützte Prenzlau leicht verteidigen. Aber der alles beherrſchende Kleinmut wollte jede Berührung mit dem Feinde vermeiden, ſich heimlich bei dem Verfolger vorbeiſchleichen.

Keine deckende Abteilung wurde herausgeſchoben. Nur eine Kompagnie beſetzte die Papiermühle. Doch die zögernde franzöſiſche Kavallerie hätte beinahe die ganze Kolonne durchſchlüpfen laſſen. Da zeigte ſich die Spitze des Lanneſchen Korps. Nun griffen Grouchys Dragoner an. Ein Teil ging oberhalb der Papiermühle über den Strom, ein anderer folgte der Templiner Straße gegen den Berliner Damm. Eine Brigade der Diviſion Beaumont, über Golmitz ausgebogen, ſuchte von Weſten her einzugreifen. Da ſchloß die Beſatzung von Prenzlau das Berliner Tor. Das letzte Regiment, zwiſchen Strom, Stadt und See eingeklemmt, mußte ſich ergeben. Die Kompagnie in der Papiermühle wurde teils zuſammengehauen, teils gefangen genommen. Die Batterie, die ihre Munition verſchoſſen hatte, fiel in die Hände der

Dragoner. Alles übrige was noch zurück war, Kavallerie und zuletzt das Grenadier-Bataillon des Prinzen Auguſt ſuchten nach Norden auszuweichen.

Die Maſſe der Hohenloheſchen Armee hatte das rechte Ückerufer erreicht. Sie hatte von Prenzlau aus den Marſch nach Löcknitz und Stettin nicht unmittelbar fortgeſetzt, ſondern war öſtlich der Stadt aufmarſchiert, um zunächſt den verhungerten und entkräfteten Leuten die vorbereitete Verpflegung zuzuführen. Das war ausführbar. Die lange Linie der Ückerſeen und der moraſtigen Ückerwieſen bot für einige Zeit einen genügenden Schutz. Die Zerſtörung der Übergänge bei Seehauſen und bei Nechlin—Nieden war angeordnet. Nach Paſewalk war das rechte Seitendetachement, die Infanterie-Brigade Hagen entſendet. Solange die Mauern und Tore von Prenzlau verteidigt wurden, konnte man die Truppen ruhen und neue Kräfte ſammeln laſſen. Bei der Verwirrung und Kopfloſigkeit, die überall herrſchten, waren aber die Grenadier-Kompagnien, die das Berliner Tor verteidigen ſollten, abgezogen. Die franzöſiſche Infanterie überkletterte die unverteidigte Mauer, öffnete das Tor, die Kavallerie drang ein. Prenzlau mit ſeinen Vorräten und ſeiner Verpflegung ging verloren.

Abgeſehen von dieſem Verluſt war die Lage nicht weſentlich verändert. Von der franzöſiſchen Infanterie war nur ein kleiner Teil zur Stelle. Der Feind wagte nicht, aus der Stadt herauszukommen. Man hätte ihn leicht zurückwerfen können. Jedenfalls blieb der Rückzug nach Stettin frei.

Seit dem 10. Oktober war die preußiſche Armee beſtändig durch die Gefahr bedroht worden, links „tourniert“ zu werden. Schon war die Schlacht bei Jena hauptſächlich durch die Umfaſſung des linken Flügels verloren gegangen. Während des langen Rückzuges durch Thüringen, über den Harz nach Magdeburg, durch das Havelland, das Ruppinſche, die Uckermark hatte die Vorſtellung von einer näheren oder weiteren feindlichen Umgehung alle Maßregeln beherrſcht, alle Bewegungen beſtimmt. So war das zuſammengeſchmolzene Häuflein nach Prenzlau gekommen. Jetzt erſt hatte die Gefahr aufgehört. Der Feind konnte nicht mehr „tournieren“. Napoleon hatte verabſäumt, ein Korps oder eine Diviſion auf dem geraden Wege von Berlin nach Löcknitz oder Stettin zur Verfolgung nachzuſchicken. Er hatte vorgezogen, ein Korps und die Garden bei Berlin, ein anderes bei Frankfurt gegen die noch weit entfernten Ruſſen ſtehen zu laſſen. So war es gekommen, daß, trotzdem der Marſch nach Maſſenbachs Ratſchlägen immer wieder aufgehalten und verlängert wurde, die Verfolgung nur noch gegen den Rücken, nicht mehr gegen die Flanke gerichtet war. Es konnte wohl noch zu Arrieregardengefechten kommen, nicht aber zu einem vernichtenden Angriff ſeitens der Franzoſen. Dieſe würden, ermüdet wie ſie waren, nicht mehr weit gefolgt ſein. Ihre Kavallerie hatte ſchon in den letzten Tagen wenig Luſt zum Angriff gezeigt. Ihre Infanterie war größtenteils noch zurück.

Die preußiſche Armee war ſo gut wie gerettet. Aber ſie war auch durch die

übermenſchlichen Anſtrengungen, die ſie durchgemacht, die Entbehrungen, welche ſie er
duldet, die drohenden Gefahren, welche ſie überſtanden hatte, geiſtig und körperlich
niedergedrückt, ſo abgeſtumpft, ſo kraftlos geworden, daß ſie ſich zu irgend einer mann
haften Tat nicht mehr aufſchwingen konnte.

Fürſt Hohenlohe hatte ſich noch in dem Gefecht weſtlich Prenzlau als der alt
heldenmütige Soldat gezeigt, der er ſtets geweſen, jetzt aber hatte ihn die Kraft, di
ruhige Überlegung verlaſſen.

Seit Magdeburg hatte ihm Prenzlau als Ort der Erlöſung vorgeſchwebt. Wen
man dorthin gekommen, ſollte alles gut ſein. Nach vielen Mühen und Gefahre
hatte man endlich dieſes erſehnte Ziel erreicht, und nun kamen franzöſiſche Parla
mentäre und behaupteten, daß die Armee rings umſtellt ſei. Murat ſelbſt gab den
Fürſten ſein Ehrenwort, daß 100 000 Mann ihn im Halbkreis umgäben. Maſſen
bach, ſein eigener Chef des Generalſtabes, beſtätigte ihm aus perſönlicher Anſchauung
dieſe ungeheuerlichen Lügen, Oberſt Hüſer meldete ihm fälſchlich, die Munition ſei ſ
gut wie zu Ende. Das alles war für den tapferſten Mann, der durch ſeine vornehm
Todesverachtung auf dem Schlachtfeld die Bewunderung Aller erregt hatte, zu viel
Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſich mit ſeinen abgehungerten, ausgemergelten
Soldaten mit dem Bajonett in der Hand durch 100 000 Franzoſen durchzuſchlagen
Das war nichts anderes als eine ſchauerliche Metzelei, ein unmenſchliches Blutbad
Alle anweſenden Generale, alle Stabsoffiziere wurden gefragt, ob ſie etwas ſo Un
erhörtes anraten wollten. Niemand ſprach, alle bekannten ſich ſtillſchweigend als Mit
ſchuldige an der beiſpielloſen Tat, daß die 10 000 Mann, die noch als Kern der
preußiſchen Armee zu betrachten waren, ſich vor einem Feind ergaben, der gar nicht
vorhanden war, ſondern nur in der Einbildung der durch Unglück und Elend krank
haft erregten Geiſter beſtand.

Mit dieſen 10 000 Mann war es indes nicht abgetan. Die Abteilungen, welche
nicht mehr durch Prenzlau hatten hindurchkommen können, mußten ſich einen anderen
Ausweg ſuchen. Die meiſten glaubten keinen finden zu können und nahmen bei Paſe
walk, bei Anklam und bei Wolgaſt ein trauriges Ende. Der heldenmütige Prinz
Auguſt wies, Ücker abwärts marſchierend, mit ſeinen 300 Grenadieren die wieder
holten Angriffe der Dragoner-Diviſion Beaumont zurück, wurde aber dann bei dem
Verſuch, den Fluß und die ſumpfigen Wieſen zu überſchreiten, umſtellt und mußte
ſich, nachdem die letzte Patrone verſchoſſen, ergeben. Nur wenige Schwadronen, aber
viele einzelne Offiziere gelangten nach Stettin und über die Oder. Dem General
Blücher, der mit 18 Schwadronen auf weitem Bogen die Feſtung erreicht hatte, ver
ſchloß der Gouverneur die Tore, welche er gleich darauf den Huſaren Laſalles öffnete.

Es blieben noch übrig die Korps des Generals Blücher und des Herzogs von
Weimar, der in dieſen Tagen das Kommando an den General v. Winning ab
gegeben hatte.

Blücher war mit 10 500 Mann, immer Hohenlohe folgend, am 28. Oktober bis Boitzenburg gekommen, nachdem er den Feind aus der Stadt verjagt und die ihm folgende franzöſiſche Kavallerie zurückgeworfen hatte. In der nächſten Nacht erhielt er Nachricht von der Kapitulation der Hohenloheſchen Armee. Vor ihm ſtand das Korps von Lannes und faſt ſchon in ſeinem Rücken, zwiſchen Granſee und Fürſtenberg, dasjenige von Bernadotte. Nur in nördlicher Richtung nach der Oſtſee zu ſchien er abmarſchieren zu können. Er ſchlug aber die Richtung auf Strelitz ein und gelangte am Abend des 29. in die Gegend zwiſchen Feldberg und Oldendorf. „Ich hoffte“, ſchreibt er, „mich mit dem Weimarſchen Korps zu vereinigen, mich dann Magdeburg zu nähern oder nach Umſtänden über die Elbe zu gehen, um Magdeburg und Hameln auf längere Zeit mit Lebensmitteln zu verſehen und dem Feinde im Rücken zu operieren.“ Nicht entkommen wollte er, ſondern angreifen, ſobald ſich nur irgendwie die Möglichkeit dazu zeigen würde. Allen ſeinen Plänen lag der Gedanke zugrunde, möglichſt ſtarke Kräfte des Feindes von der Oder ab und auf ſich zu ziehen, um den in Oſtpreußen zu verſammelnden Truppen die Vereinigung mit den Ruſſen und die Fortſetzung des Krieges zu erleichtern.

Das Korps des Herzogs von Weimar, jetzt des Generals Winning, (10 000 Mann) hatte ſich durch den Marſchall Soult nicht von der Elbe abdrängen laſſen, war bei Sandau unter dem Schutz der von dem Oberſten v. York geführten Arrieregarde über den Strom gegangen und ſtand am 29. zwiſchen Wittſtock und Mirow mit der Abſicht, in der Richtung auf Stralſund weiter zu marſchieren, um ſich dort womöglich einzuſchiffen.

Da Blücher am 30. den Marſch über Strelitz bis Dambeck fortſetzte, ſo vollzog ſich die Vereinigung beider Korps mit zuſammen etwa 21 000 Mann faſt von ſelbſt.

Franzöſiſcherſeits war Bernadotte, durch Blüchers Märſche irregeführt, über Boitzenburg, Woldegk und Bredenfelde am 30. Oktober nach Stargard gekommen, wo er am folgenden Morgen den Verbleib ſeines Gegners erfuhr. Weit entfernt davon ſtand an demſelben Soult bei Wuſterhauſen, Murat bei Paſewalk.

Blücher wollte die Trennung, in der ſich die drei Marſchälle befanden, benutzen und Bernadotte angreifen. Er hielt ſeinen Gegner an Infanterie, ſich ſelbſt aber an Kavallerie für ſtärker. Tatſächlich beſaß er die Überlegenheit in beiden Waffen, da das 1. franzöſiſche Korps nur noch 15 450 Mann zählte. Trotzdem war es zweifelhaft, ob Bernadotte die Schlacht annehmen, zweifelhaft, wenn er es tat, welchen Ausgang ſie haben würde. War dieſer unglücklich, ſo konnte der Rückzug durch ein Vorgehen Soults weſtlich des Müritzſees unmöglich gemacht werden. Aber auch ein glücklicher Ausgang, wenn er nicht in einem vernichtenden Sieg beſtand, wenn er Blücher nicht gegen den anderen Gegner, den noch dazu an Zahl überlegenen Soult, vollſtändig freie Hand ließ, konnte ſehr leicht verderbliche Folgen haben. Dieſe Unſicherheit machte die Umgebung Blüchers bedenklich. Scharnhorſt, ſein Chef des General-

ſtabes, ſtellte ihm vor, daß der Verluſt einer Schlacht die feindlichen Kräfte an die Oder führen und die Vereinigung der ganzen franzöſiſchen Armee zur Fortſetzung des Krieges ermöglichen würde. Wichtiger als ein Sieg ſei Zeit zu gewinnen.

Blücher ließ ſich überreden. Der Rückzug wurde fortgeſetzt. Soult näherte ſich Bernadotte, glücklicherweiſe nicht durch einen Marſch weſtlich, ſondern durch einen ſolchen öſtlich des Müritzſees. Beide Marſchälle konnten Blücher nur folgen. Eine Gefahr für die preußiſche rechte Flanke war beſeitigt. Dagegen war aber auch ein Angriff auf die Verfolger ausſichtslos.

Da Blücher nicht entkommen, ſondern den Feind nach ſich ziehen wollte, ſo kam es wiederholt zu Arrieregardengefechten, in denen die preußiſchen Truppen ihr Selbſtbewußtſein wiedergewannen, die aber doch der Natur der Sache nach verluſtreich ſein mußten. Noch größere Einbuße brachten die anſtrengenden Märſche mit ſich. Die Zahl der Maroden, die in die Hände des Feindes fielen, war beträchtlich.

Um der Abſicht gemäß auf das linke Elbufer zu gelangen, war die Herſtellung einer Brücke bei Lauenburg vorbereitet worden. Da aber der Feind beſtändig auf dem Fuße folgte, ſo war vorauszuſehen, daß zu einem Übergang über den Strom mit 21 000 Mann, wenn ſie auch auf 16 000 bereits zuſammengeſchmolzen geweſen ſein ſollen, keine Zeit vorhanden ſein würde. Blücher entſchloß ſich daher, nach Lübeck zu gehen. Er hoffte in einer Stellung hinter der Trave, in der rechten Flanke durch neutrales däniſches Gebiet und die däniſche Armee gedeckt, die für Kräftigung und Erholung ſeiner Truppen erforderliche Ruhe zu gewinnen. Die Stellung war ſehr ſtark, Lübeck ſelbſt durchaus verteidigungsfähig. Die Preußen blieben aber hier einem Syſtem treu, das ſie während des ganzen Feldzuges zu ihrem Schaden befolgt hatten. Sie ſtellten ſich zum Teil vor dem zu verteidigenden Defilee, hier dem Burgtor von Lübeck, auf. Die vorgeſchobenen Truppen wichen beim Vorgehen des überlegenen Feindes nach kurzem Gefecht zurück. Das enge Stadttor brachte Aufenthalt. Der Verfolger drang mit dem Verfolgten ein. Die auf den benachbarten Baſtionen aufgeſtellten Truppen wagten nicht in das Gewühl von Freund und Feind Feuer zu geben. Nach heftigem Straßenkampf wurde die Stadt genommen. Viele gerieten in Gefangenſchaft. Mit einem kleinen Reſt und den außerhalb der Stadt aufgeſtellten Truppen zog ſich Blücher über Schwartau auf Ratkau zurück, um am nächſten Tage zwiſchen dem von den Preußen beſetzten Travemünde und der däniſchen Grenze den Angriff des Feindes zu erwarten.

Auf die falſche Meldung jedoch, daß Travemünde ſich ergeben habe, trat er, v ſeiner Umgebung gedrängt, in Unterhandlungen. Er war von der franzöſiſchen, däniſchen Armee, der See und der Trave vollſtändig eingeſchloſſen und hatte weder Lebensmittel noch Munition. Wenn auch eine Weiterführung des Kampfes unmöglich war, ſo hat doch Blücher den Abſchluß einer Kapitulation nie verwinden können, welche die Vernunftgründe ſeines Stabes der Unerſchütterlichkeit des Helden abgewonnen hatten

Sein Zug nach Lübeck hat die Franzoſen in der Fortſetzung des Krieges aufgehalten und Ruſſen und Preußen Zeit verſchafft, ſich für den bevorſtehenden Kampf vorzubereiten. Noch höher zu ſchätzen war der Vorteil, daß Europa ein preußiſcher General und preußiſche Truppen gezeigt wurden, die noch kämpfen wollten und die imſtande waren, auch dem ſtärkeren Feinde die Spitze zu bieten. Die Hoffnung für die Zukunft war noch nicht verloren.

Napoleon hatte am 15. Oktober, am Morgen nach Jena, einen Erlaß mit den verblüffenden Worten begonnen: „In Anbetracht, daß das Ergebnis der geſtrigen Schlacht die Eroberung aller preußiſchen Lande diesſeits der Weichſel ſein wird.“ Nach 24 Tagen, am 7. November, dem Tage von Ratkau, ſtanden der vollſtändigen Ausführung dieſes Programms nur noch wenige Feſtungen entgegen. Aber auch Moltke hätte, wenn er der Mann prahleriſcher Bulletins geweſen wäre, am 19. Auguſt einen Befehl mit den Worten beginnen können: „In Anbetracht, daß das Ergebnis der geſtrigen Schlacht die Eroberung aller franzöſiſchen Lande diesſeits der Loire ſein wird.“ Nach nur 15 Tagen ſtanden der vollſtändigen Ausführung auch dieſes Programms nur noch einige Feſtungen, unter ihnen allerdings Metz und Paris, entgegen.

An Vergleichspunkten zwiſchen den Feldzügen 1806 und 1870 gibt es überhaupt nicht wenige. Nur waren die Rollen der Gegner des erſten Krieges in dem zweiten vertauſcht.

Wie bei Beginn des vorigen Jahrhunderts Preußen, ſo galt bis 1866 Frankreich für die erſte Militärmacht Europas. Die franzöſiſche Armee fußte auf den napoleoniſchen Erinnerungen, hatte jahrelang in Algier gefochten, in der Krim die allgemeine Bewunderung erregt, den Feldzug 1859 ſiegreich durchgeführt. Alle ihre Einrichtungen, ihre Fechtweiſe, galten für unübertrefflich. Trotzdem war ſie nur einſeitig ausgebildet, mit den Fortſchritten des Kriegsweſens nicht mitgegangen und infolge politiſcher Ereigniſſe vernachläſſigt. Dagegen war die preußiſche Armee durch König Wilhelm I. zeitgemäß vermehrt und organiſiert, vorzüglich bewaffnet, mit Sorgfalt ausgebildet, endlich in den Kriegen 1864 und 1866 erprobt worden.

1806 gingen 128 000 Preußen und Sachſen 160 000 Franzoſen entgegen. In faſt gleichem, aber umgekehrtem Verhältnis zählten bei Beginn von 1870 die Franzoſen in ihrer Feldarmee 343 000 Mann, während die Deutſchen mit etwa 450 000 Mann die Grenze überſchritten. Den Schwächeren erſchien das Wenige noch als allzuviel. Durch Detachierungen und Zurücklaſſung von Reſerven ſuchten ſie das Übermaß herabzudrücken. Die Stärkeren, vor 100 Jahren die Franzoſen, vor 36 Jahren die Deutſchen, hielten ihre Kräfte zuſammen und hatten neben der höheren Zahl auch noch die beſſere Ausbildung für ſich. Die ſo in Vorteil befindlichen Armeen ſahen überdies einen Feldherrn an ihrer Spitze und hatten Generale, welche ihr Handwerk verſtanden, den Minderſtarken fehlte ein Führer, welcher Entſchlußfähig-

keit und Verſtändnis für ſeine Aufgabe gehabt hätte. Alles, was ihm an Zahl, an Ausbildung, an Führung mangelte, dachte Preußen 1806, Frankreich 1870 durch die Kühnheit ſeines Entſchluſſes und die Rückſichtsloſigkeit ſeines Vorgehens auszugleichen. Jenes wollte die dünne Aufſtellung des Feindes durchbrechen, dieſes gedachte den Rhein zu überſchreiten, Süddeutſche von Norddeutſchen zu trennen, ſich mit den Öſterreichern zu verbinden, über die Norddeutſchen herzufallen. Beide Abſichten waren vortrefflich, nur nicht ausführbar. Das wurde dem Einen wie dem Anderen bald klar. Woher in der Geſchwindigkeit einen neuen Plan nehmen!

Man blieb ſtehen, wartete ab, was der Feind unternehmen würde. Kam er hier, wollte man ihn vernichten, ging er dort vor, gedachte man ihn vollſtändig abzuſchneiden. Er kam weder hier noch dort, für den dritten Fall war kein Gedanke übrig. Die vorgeſchobenen Korps, denn um etwas zu tun, waren Korps vorgeſchoben worden, wurden naturgemäß geſchlagen. Die Ratloſigkeit der Führer wurde immer größer, das Vertrauen der Truppen immer kleiner. Man erkannte als das klügſte, zurückzugehen, ſich mit den noch vorhandenen Reſerven, mit allem, was noch hinten geblieben war, zu vereinigen und einen neuen Feldzug zu beginnen. Aber was hätte die Welt dazu geſagt! Die Ehre verbot zurückzugehen, forderte mindeſtens ſtehen zu bleiben. Eine Stellung wurde gefunden. Der Feind ſollte angreifen, abgeſchlagen und vernichtet werden. Der Feind umging die Stellung. Nun entſchloß man ſich, ſie aufzugeben. Da bot ſich eine Gelegenheit zum Gegenangriff. Sowohl bei Auerſtedt wie bei Mars la Tour war die Möglichkeit für den Schwächeren gegeben, den dünnen umfaſſenden Flügel des Gegners mit Überlegenheit anzugreifen. Doch man war bereits zu eingeſchüchtert, zu ſehr von dem feindlichen Übergewicht überzeugt, als daß man alle ſeine Kräfte mit Nachdruck eingeſetzt hätte. Hier die Diviſion Morand, dort die Halbdiviſion Schwartzkoppen, letztere, obgleich abgewieſen, brachte den ſtärkeren Gegner zum Stehen und zum Rückzug. Bei der Hauptſchlacht ſtanden in beiden Fällen die Franzoſen mit dem Rücken nach Berlin, die Deutſchen mit dem Rücken nach Paris hin. Die bei Jena angreifenden Preußen, die bei St. Privat in der Verteidigung verharrenden Franzoſen wurden durch eine Umfaſſung, dort durch eine große, hier nur durch eine geringe, zurückgeworfen.

Soweit geht die vollſtändige, man möchte ſagen, geſetzmäßige Übereinſtimmung. Hier beginnt der Unterſchied. Die geſchlagenen Franzoſen fanden hinter ſich eine Feſtung, in der ſie mit einer verhältnismäßigen Behaglichkeit das Ende abwarten konnten. Die Preußen wurden zwei Wochen lang Tag und Nacht verfolgt und von Ort zu Ort getrieben, bis ſie, am Ende ihrer Kräfte angekommen, im freien Felde mit 10 000 Mann kapitulierten und damit Schmach und Schande für ewige Zeiten auf ſich, die ganze Armee und ihr Vaterland luden. Die Franzoſen machten dagegen in der Stärke von 173 000 Mann von dem Vorrecht einer Feſtungsbeſatzung Gebrauch, mit Ehren zu kapitulieren, wenn ſie am Ende ihrer Widerſtandsfähigkeit angekommen

zu sein glaubten. Schließlich waren doch die Beweggründe bei den 10 000 und den 173 000 Mann ungefähr dieselben. Weder die zu Tode gehetzten, noch diejenigen, welchen bis zuletzt es an Speise, Trank und Schlaf nicht gänzlich gefehlt hatte, wollten es auf das äußerste ankommen lassen.

Weiter gehen die Ähnlichkeiten und die Unterschiede. Nachdem der Rest der feindlichen Feldarmee, bei Lübeck-Ratkau 16 000, bei Sedan 128 000 Mann, vernichtet war, lag das Land des Besiegten offen vor dem Sieger da, mit Ausnahme der Festungen.

Die wenigen preußischen Festungen, klein, schlecht unterhalten, ungenügend armiert und verproviantiert, vermochten, auch wenn sie nicht der Mehrzahl nach von ihren Kommandanten in jammervoller Weise dem Feinde übergeben worden wären, keinen erheblichen Einfluß auf die Fortführung des Krieges auszuüben. Nicht viel anders stand es mit den zahlreichen kleinen französischen Festungen. Aber die Riesenfestung Paris änderte die Lage vollständig und ermöglichte die Durchführung eines neuen Feldzuges, der mit demjenigen von 1807 in Parallele gestellt werden kann.

Daß in dem einen Kriege die Preußen, in dem anderen die Franzosen geschlagen wurden, war vorauszusehen. Daß die einen wie die andern vernichtet worden sind, war die Folge einer Schlacht, in welcher beide Gegner ihr Gesicht der Heimat, ihren Rücken der feindlichen Hauptstadt zugekehrt hatten. In diese Lage den Gegner zu versetzen, und nachdem dies geschehen, ihn zu schlagen, ist die Aufgabe. Dieses Kunststück zustande zu bringen, würde fast unmöglich sein, wenn nicht der Gegner, der sich der Freiheit des Handelns begeben und auf das Abwarten gelegt hat, nach einem unabänderlichen Gesetz eine Aufstellung nimmt, in der ihn das Verhängnis ereilen muß. Die Preußen, indem sie mit Ausdauer an dem linken Saaleufer festhielten, die Franzosen, indem sie sich an Metz anklammerten, arbeiteten dem umgehenden und umfassenden Feinde verständnisvoll in die Hände.

Verschieden waren auch die Folgen beider Feldzüge. Frankreich, übermütig und freiwillig in den Krieg gezogen, gab einen schmalen Streifen deutschen Landes zurück, zahlte eine Kriegsentschädigung und erholte sich bald von den Wunden, die es sich selbst geschlagen hatte. Preußen, widerwillig zum Kriege gezwungen, verlor die Hälfte seines Gebietes und wurde in einen Zustand versetzt, der am kürzesten von Daru gekennzeichnet ist, dem Manne, durch welchen Napoleon die Finanzen der besiegten Völker ordnen ließ. Er antwortete einer pommerschen Abordnung, die ihn um Nachlaß der an das äußerste gehenden Forderungen anflehte: „Vous n'avez pas d'idée de ce qu'un peuple peut souffrir."

Aber aus diesen Leiden, diesen Demütigungen entstand die Wiedergeburt, der Aufschwung, die Größe. Es bedurfte so kräftiger Mittel wie Jena, Prenzlau und Tilsit, um der Armee klar zu machen, daß man nicht in aller Bequemlichkeit von dem

Ruhm der Vergangenheit leben kann, ſondern daß man „das von den Vätern Ererbte erwerben muß, um es zu beſitzen". Und es bedurfte Jahre des Elends und der Erniedrigung, um die Nation zu der Überzeugung zu bringen, daß auf den preußiſchen Schlachtfeldern nicht für die Politik des Berliner Kabinetts gekämpft, ſondern für die Lebensintereſſen des Volkes das Blut ſeiner Söhne vergoſſen wird. Der Gouverneur von Berlin, welcher am 17. Oktober den Bewohnern der Hauptſtadt von dem Ausgang der Schlachten von Jena und Auerſtedt mit den Worten Kenntnis gab: „Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht", hat glücklicherweiſe nicht Recht behalten. Nicht „der König hat eine Bataille verloren", ſondern alle, vom erſten bis zum letzten, haben eine Niederlage erlitten. Nicht „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht", ſondern Hoch und Niedrig, Groß und Klein müſſen zu den Waffen greifen.

Preußen hat nicht, wie ſein Gegner, ſpäter ſich damit begnügt, auf einen Sündenbock, auf einen vermeintlichen Verräter die ganze Schuld abzuwälzen. Es hat für ſeine Sünden, auch für die unverſchuldeten, im Sack und in der Aſche Buße getan. Aber es hat auch die Hand an das Werk gelegt und ſich zu der Erhebung von 1813 emporgeſchwungen, die ebenſo beiſpiellos iſt, wie der Zuſammenbruch von 1806 beiſpiellos war. Dieſe Erhebung, welche den Ausgangspunkt für die Löſung der großen Aufgaben bildet, die Preußen überkommen ſind, wäre ohne Jena nie zuſtande gekommen.

Graf v. Schlieffen,
Generaloberſt.

Die Verpflegung des ruſſiſchen Mandſchureiheeres.

Der mandſchuriſche Kriegsſchauplatz war von der Operationsbaſis, dem europäiſchen Rußland, etwa 6000 km entfernt und mit ihr nur durch eine eingleiſige Bahn verbunden, deren Leiſtungsfähigkeit ſich erſt im Laufe des Krieges auf 16 bis 18 Züge in einer Richtung täglich geſteigert hat. Dadurch mußten Schwierigkeiten für den Nachſchub erwachſen. Während des ganzen Feldzuges war man genötigt, in die Truppentransporte von Zeit zu Zeit mehrtägige Intervalle einzuſchieben, die ausſchließlich für den Nachſchub beſtimmt waren.

Die ruſſiſche Heeresverwaltung ſuchte den für die Verpflegung zu erwartenden Schwierigkeiten vorzubeugen, indem ſie zwei bis drei Monate vor Ausbruch des Krieges mit der Anlage großer Verpflegungsmagazine längs der ſibiriſchen Bahn begann. Weſentlich erleichtert wurden ihre Aufgaben durch die reichen Hilfsmittel des Kriegsſchauplatzes.

Der Wirkungsbereich der Feldintendantur war dadurch ungewöhnlich erweitert, daß man ihr noch einen großen Teil der eigentlich dem Kriegsminiſterium zufallenden Arbeit — u. a. Beſtellungen und Kontraktabſchlüſſe im Auslande — übertragen hatte. Ihre Tätigkeit überwachte bei jeder Armee ein „Feldkontrolleur“ in der Perſon eines höheren Verwaltungsbeamten, der die Ausgaben der Intendantur zu prüfen hatte. Er vertrat in erſter Linie die Intereſſen des Fiskus. Die eigentliche Aufgabe der Intendantur beſtand lediglich darin, nach den Weiſungen der Heeresleitung an beſtimmten Punkten beſtimmte Mengen an Verpflegung bereit zu halten. Die Art ihrer Verwendung war nicht Sache der Intendantur, ſondern der Truppe, der es im übrigen freigeſtellt war, ihren Bedarf freihändig oder von der Intendantur zu kaufen.

Im allgemeinen zog ſie, da die Preiſe der Intendantur in der Regel verhältnismäßig hoch waren, das erſtere Verfahren vor und nahm bisweilen ſelbſt dann von der Beſchaffung von Intendanturvorräten Abſtand, wenn der Bedarf durch freihändigen Ankauf nicht gedeckt werden konnte. Der Grund lag in dem ſehr weit entwickelten Selbſtwirtſchaftsſyſtem der Regimenter, die die günſtige Gelegenheit, während des Krieges ihren Wirtſchaftsfond zu bereichern, nicht ungenützt vorüberjen laſſen wollten.

Beſch
der V
gung
Inten
und I

Durch die weitgehende Selbſtändigkeit der Truppe bei Beſchaffung ihres Verpflegungsbedarfs entſtand ein gewiſſer Gegenſatz zwiſchen Bereitſtellung und Verwendung der Verpflegung. Das Fehlen eines einheitlich geregelten Geſchäftsganges zwiſchen Intendantur und Truppe hatte für beide Teile nachteilige Folgen. Zunächſt wurde eine planmäßige Ausnutzung der Hilfsquellen des Landes für die Intendantur erſchwert. Ein Austauſch örtlicher Verpflegungsmittel mit ärmeren Gegenden, vor allem mit dem gebirgigen Teil des Kriegsſchauplatzes, fand nur teilweiſe ſtatt, ſo daß die Verteilung der Vorräte auf die einzelnen Armeeteile eine ungleiche war.

Da die Truppe mit Vorliebe ihren Bedarf freihändig requirierte, ließ ſie unwillkürlich die Bedürfniſſe nachkommender Truppenteile unberückſichtigt. Die Folge war eine unwirtſchaftliche Ausnutzung einzelner Landſtriche. Auch führte der ungeregelte freihändige Ankauf dazu, daß einzelne Bedarfsgegenſtände bald willkürliche Preisſteigerungen erfuhren.

Nachdem man ſchlechte Erfahrungen gemacht hatte, griff die Heeresverwaltung ein. Im zweiten Feldzugsjahre wurden für das ganze Operationsgebiet einheitliche Höchſtſätze beſtimmt, außerdem die ganze Ernte des Jahres angekauft, nachdem der im Frühjahr 1904 eingetretene Mangel an Furagebedürfniſſen geradezu die Schlagfertigkeit der Armee bedroht hatte. Im übrigen ſpielte für die Leiſtungen auf dem Gebiete der Verpflegung die Perſönlichkeit des Intendanten eine ausſchlaggebende Rolle.

Die Intendantur beſchaffte ihre Vorräte auf zweierlei Art. Einen großen Teil ihres Bedarfs deckte ſie durch unmittelbaren freihändigen Ankauf aus dem Lande ſelbſt, meiſt ohne Vermittlung von Zwiſchenhändlern.*) Was nicht aus dem Kriegsſchauplatz entnommen werden konnte, bezog man durch Ankäufe aus Rußland und Sibirien oder Aufträge an Fabriken. Einzelne Artikel, z. B. Zucker, erhielt man durch freiwillige Spenden.

Die Beſchaffung der wichtigſten Verpflegungsvorräte vollzog ſich auf folgende Weiſe:

Der Getreideanbau des Landes genügte nicht zur Verſorgung der Armee mit Brot. Nach der Ernte konnten zwar die Magazine ihre Vorräte an Gerſte, Mais und Bohnen**) reichlich ergänzen, Roggen- und Weizenmehl wurde aber dauernd aus Rußland bezogen. Das Backen des Brotes beſorgte oft die Truppe ſelbſt. Doch waren daneben auch Feldbäckereien***) im Anſchluß an die Armeemagazine und bei jedem Armeekorps im Betrieb. Die Truppe ſelbſt benutzte mit Vorliebe gemauerte

*) Die einzigen Armeelieferanten waren der kaukaſiſche Gutsbeſitzer Gromow und der chineſiſche Großhändler Tifontai.

**) Das Brot erhielt ſpäter einen Zuſatz von 15 bis 20 vH. Bohnenmehl.

***) Z. B. in Guntſchulin, wo im Juni 1905 zwei große Feldbäckereien im Betrieb waren. Die eine arbeitete gleichzeitig an 36 Öfen in 4 bis 6 Schichten und lieferte täglich 36 000 kg Brot; dabei wurde ein feſter Beſtand von etwa 20 000 kg vorrätig gehalten.

Öfen in ihren Standquartieren. Die Beschaffenheit des Brotes ließ im Hochsommer 1904 zu wünschen übrig. Bei tadellosem Äußeren zeigte es häufig im Inneren Schimmelbildung, wahrscheinlich eine Folge mangelhaften Backverfahrens. Später wurde meistens Dörrbrot*) geliefert, da sich dieses gegen Wetter, Transport und Lagerung am widerstandsfähigsten erwies. Zu diesem Zweck wurden im zweiten Kriegsjahre überall im Rücken der Armee Zwiebackröstereien errichtet; auch die meisten Feldbäckereien stellten Dörrbrot her. Im allgemeinen war die Brotversorgung gut geregelt. Ein Brotmangel ist nur vereinzelt eingetreten.

Nachschub an lebendem Vieh aus Rußland war wegen des langen Transports ausgeschlossen, deshalb war man auf die Beschaffung aus dem Lande selbst angewiesen. Die Mandschurei lieferte nur wenig Vieh; um so reicher war die benachbarte Mongolei. Durch Beamte der Intendantur oder Agenten wurde das lebende Vieh in größeren Mengen angekauft. Dieses wurde anfangs in Herden den Truppen unmittelbar zugeführt. Später, nach Erschöpfung der mongolischen Grenzgebiete, richtete man besondere Vieh-Etappenlinien aus dem Inneren der Mongolei bis Chailar und Zizikar ein, von wo das Vieh mit der Bahn befördert wurde.

Die Truppe führte bis zu Beginn des Jahres 1905 einen mehrtägigen Bedarf an lebendem Vieh**) mit.

Im Anfange des Krieges machte die Fleischversorgung keine besonderen Schwierigkeiten. Mit dem Anwachsen des Heeres***) trat jedoch trotz sorgfältiger Vorsorge†) allmählich eine fühlbare Fleischnot††) ein, die erhebliche Preissteigerungen für den Ankauf zur Folge hatte. Die tägliche Fleischportion des Mannes, welche bisher 1 Pfund (407 g) betragen hatte, mußte auf die Hälfte herabgesetzt werden. Ein diesbezüglicher Antrag der Intendantur wurde anfangs vom Oberbefehlshaber abgelehnt, später aber angesichts der Notlage genehmigt. Eine dauernde Versorgung der Armee mit lebendem Vieh wäre bei Fortsetzung des Krieges unmöglich gewesen. Die Intendantur trug daher für Beschaffung von Ersatzmitteln durch Ankauf großer Mengen „Salzfisch" (Kitta) sowie von gefrorenem und Pökelfleisch Sorge.

Der russische Soldat beansprucht keine Abwechslung in der Verpflegung. Bei täglicher Kohlsuppe mit Fleisch und Grütze findet er volles Genüge. Die hierzu erforderlichen Gemüsearten gedeihen teils im Lande selbst, teils wurden sie als Dörr-

*) In Scheiben geschnittenes und geröstetes Kommißbrot.

**) Jede Kompagnie 4 Stück Rindvieh für 8 Tage.

***) Am 1. 5. 1905 etwa 900 000 Mann.

†) Im Operationsgebiet befand sich dauernd eine Schlachtviehreserve. Außerdem sollten nach Anweisung des Feldintendanten für den Notfall in Chailar und am Baikalsee noch 50 000 Stück Schlachtvieh sichergestellt werden.

††) Tagesbedarf der Armee im Oktober 1904: 800 Ochsen, im August 1905: 1750 bis 2000 Stück. Angeblich soll die Mongolei bis 500 km von der mandschurischen Grenze von Vieh gänzlich entblößt gewesen sein.

gemüse aus Rußland beschafft. Andere, wie Bohnen, Graupen und Reis kamen für die tägliche Verpflegung weniger in Betracht.

Furage. Die Beschaffung der Furage machte schon zu Beginn des Krieges große Schwierigkeiten, da sich auf dem Kriegsschauplatz selbst von einheimischen Futterarten nur Gerste, in geringeren Mengen Hafer vorfand. Die Truppe war dadurch fast ganz auf das landesübliche Futter: Gaoljan (Körner- und Grünfutter) und Bohnenkuchen, angewiesen.*) Die europäischen Pferde sollen sich an diese Kost schwer gewöhnt haben. Sie führte vielfach Erkrankungen, der Genuß von Bohnenkuchen**) sogar Erblindungen herbei.

Die reiche Ernte beider Kriegsjahre schaffte vorübergehend im Sommer günstigere Verhältnisse. So war frisches Heu freihändig zu kaufen. Sonst wurde das Rauhfutter in Form von Preßheu geliefert, das teils in der Mandschurei selbst hergestellt, teils aus Rußland bezogen wurde. In der Beschaffung der Furage war die Truppe in der Regel auf Selbsthilfe angewiesen. Meist wurde der Bedarf von den Feldern geholt. Ein besonders fühlbarer Mangel infolge Erschöpfung der örtlichen Mittel***) trat Anfang 1905 ein, als die ganze Armee bei Mukden konzentriert war. Die gesteigerte Nachfrage führte hier zu erheblichen Preiserhöhungen durch die Ortseinwohner. Der Mangel war schließlich so groß, daß die Schlagfertigkeit der Armee dadurch in Frage gestellt wurde.

Heizmaterial. Die Beschaffung von Heizmaterial machte infolge der Waldarmut der Mandschurei große Schwierigkeiten. Als leidlich geeignetes Ersatzmittel für Holz erwiesen sich Gaoljanstauden. Der Bedarf der Truppe wurde aber dadurch keineswegs gedeckt, obwohl sie sich durch das Niederreißen chinesischer Fansen (Bauernhäuser) oft in kriegsmäßiger Weise half. Es mußte daher Brennholz in großen Mengen nachgeführt werden. Seit Mitte Januar 1905 in Mukden aufgestapelte Holzvorräte gelangten jedoch nicht zur Ausgabe an die Truppe. Sie wurden zwei Monate später bei Räumung der Stadt verbrannt.

Lagerung. Alle durch die Intendantur beschafften Vorräte wurden, nach Sollstärken berechnet, in Magazinen gestapelt. Je nach ihrer Lage und Verwendung unterschied man Etappen-, Armee-, Zwischen- und Ausgabemagazine. Ihre innere Einrichtung konnte erst im Laufe des Feldzugs vervollständigt werden. Die Vorräte lagen mangels geeigneter Baulichkeiten anfangs auf freiem Felde. Als Unterlage diente zunächst kreuzweis gelegtes Gaoljanstroh, mit Strohmatten überdeckt, später eine doppelte Balkenlage. Die zum Zudecken benutzten Strohmatten wurden später durch eine dreifache Lage von Leinwandplanen ersetzt. Die einzelnen Produkte waren je nach ihrer Beschaffenheit in

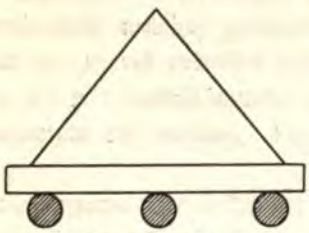
*) Als Stroh wurde Tschumisastroh verwandt.

**) Als Pferdefutter in Fladen gepreßt.

***) Im Januar 1905 wurde z. B. beim X. Armeekorps der Satz an Körnerfutter auf 2,4 kg täglich herabgesetzt.

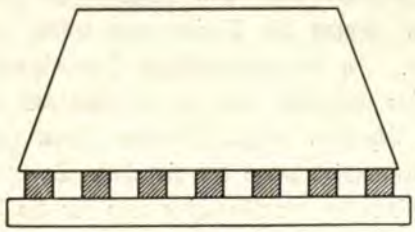
Säcken, Kiſten oder Fäſſern verpackt, die in Haufen geſtapelt wurden. Ein derartiger Haufen enthielt etwa 1800 Säcke uſw. zu je 4 bis 5 Pud (65 bis 82 kg). An Verpflegungsvorräten wurde hauptſächlich Dörrfleiſch, Konſerven, Zwieback,*) Weizenmehl,

Bild 1.



Querſchnitt.

Bild 2.



Längsſchnitt.

Grütze, Reis, Zucker, Salz, Tee, Gerſte, Hafer, Preßheu, Tſchumiſaſtroh bereitgehalten.**) Die durch Nachſchub notwendige Ergänzung dieſer Vorräte berechnete man im April 1904 für ein Armeemagazin auf 70 000 Pud (1148 t) täglich.

Zum Nachſchub der Verpflegung bis in den Bereich der Truppen dienten Feldbahnen und die reglementariſchen Trainformationen.

Von erſteren wurde während der langen Pauſen zwiſchen den einzelnen Operationen ein ausgiebiger Gebrauch gemacht.***) Sie waren durchweg für Pferdebetrieb eingerichtet. Jeder Wagen war mit zwei Pferden beſpannt; 70 bis 100 Wagen wurden zu Zügen zuſammengeſtellt.†)

Über beſondere Trains verfügten die Armeen, Armeekorps, Diviſionen und Regimenter.††) Jede Armee hatte eine Anzahl „Armeetransporte",†††) ein Teil der europäiſchen Armeekorps beſondere „Verpflegungstransporte"†*) zugeteilt erhalten. Die letzteren enthielten einen dreitägigen Verpflegungsbedarf für das Armeekorps. Dazu kamen die Diviſions- und Regimentstrains, welche reglementariſch einen achttägigen Bedarf mit

*) In Blechkäſten verpackt. Dieſe lagen in Holzkiſten.

**) Das Magazin in Liauyang lieferte auch Brot. Auch befand ſich dort ein Depot des Armeelieferanten Gromow an lebendem Vieh. Der zweimonatige Verpflegungsbedarf dieſes Magazins ſetzte ſich im April 1904 zuſammen aus: 15 000 Pud (246 t) Zwieback, 200 000 Pud (3280 t) Weizenmehl, 180 000 Pud (2952 t) Gerſte und Hafer, 40 000 Pud (656 t) Heu und Stroh, 20 000 Pud (328 t) Buchweizen, 50 000 Pud (820 t) Konſerven.

***) Z. B. Feldbahn Guntſchulin—Cherſu: 50 km lang, in 5 Wochen erbaut; alle 10 km eine Ausweiche. Wagenbeſtand 1400 Waggons. Mögliche Tagesleiſtung 25 000 Pud (410 t).

†) Täglicher Verpflegungsbedarf der 1. Armee im Auguſt 1905 12 000 Pud (rund 200 t). Dazu 3 Züge erforderlich.

††) Ein Teil der ſibiriſchen Korps hatte keine Korps- und Diviſions-, dafür ſehr ſtarke Regimentstrains.

†††) Jeder Transport gliederte ſich in 2 Züge zu 4 (bei Tragtiertransporten zu 2) Abteilungen.

†*) Jeder Transport beſtand aus 3 Zügen zu 175 vierrädrigen Wagen. Jeder Zug enthielt einen Tagesbedarf des Armeekorps.

ſich führten, ſo daß ein Armeekorps mit beladenen Trains (im ganzen für 11 Tage) zu weitgehenden Operationen wohl befähigt war. Allerdings wurde den Truppenverbänden die ſelbſtändige Verfügung über ihre Trains vielfach entzogen,*) ſo daß z. B. für die im Oktober 1904 gegen den Schaho geplante Offenſive eine Verſtärkung der Diviſionstrains durch beigetriebene Fahrzeuge angeordnet werden mußte. Im übrigen dienten die Trains nur ſelten zur Verbindung zwiſchen Magazinen und Truppe. In den wochenlangen Operationen trat das Beſtreben hervor, die Ausgabemagazine möglichſt nahe an die fechtenden Truppen heranzuſchieben. Um die zwiſchen beiden liegenden kurzen Strecken täglich zurückzulegen, genügten im allgemeinen die Verpflegungsfahrzeuge der einzelnen Truppenteile.

Die Nähe der Magazine war für die Truppe zweifellos ſehr bequem, hatte aber den Nachteil, daß bei eiligen Rückzügen die Vorräte häufig in Brand geſteckt werden mußten, um ſie der Benutzung durch den Feind zu entziehen.**)

Der täglichen Koſt des Mannes wurde beſondere Sorgfalt gewidmet. Dies zeigte ſich ſchon in den für den Bahntransport getroffenen Anordnungen. An zahlreichen Stationen der ſibiriſchen Bahn waren von der Hauptintendantur Verpflegungspunkte angelegt, an denen die Truppen entweder gegen Barzahlung warme Verpflegung erhalten konnten — was die Regel war — oder aus den dort niedergelegten Vorräten ihren täglichen Bedarf an Rohprodukten entnahmen.

An den meiſten Verpflegungsſtationen waren Feldbäckereien im Betrieb, ſo daß die Truppen auch ihr Brot hier kaufen konnten. Einen Teil der Brotlieferungen hatte das Rote Kreuz auf eigene Rechnung übernommen. Die Überwachung der Verpflegungspunkte war beſonderen Kommiſſionen anvertraut, denen Ärzte beigegeben waren.

Auf dem Kriegsſchauplatz war vor allem dafür geſorgt, daß der Mann ſelbſt unter ſchwierigen Verhältniſſen warme Koſt erhalten konnte. Das Mittel hierzu boten die fahrbaren Feldküchen.***) Soweit es ſich lediglich um die Verpflegung handelte, haben ſich dieſe nach allgemeinem Urteil auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen ausgezeichnet bewährt. Gerade an Gefechtstagen zeigte ſich ihr beſonderer Nutzen, indem ſie unter dem Schutze der Dunkelheit bis an die vordere Linie heranfuhren. Dadurch wurde es ermöglicht, ſelbſt während der mehrtägigen Schlachten die Truppen mit warmer Koſt zu verſorgen. Auch ſonſt lieferten ſie faſt immer — im Biwak, auf dem Marſch, ſeltener während der Eiſenbahnfahrt — die tägliche Nahrung des Mannes.

*) In Guntſchulin wurden Trains des IV. ſibiriſchen Armeekorps zu Lebensmitteltransporten nach Weſten verwandt, obwohl das Korps öſtlich der Eiſenbahn ſtand.

**) So zwei Magazine auf der Etappenlinie von Liauyang nach dem Yalu, ferner die Armeemagazine in Liauyang und Mukden.

***) Syſtem Brun. Infanterie- und Artilleriemodell 2achſiger, Kavalleriemodell 1achſiger Küchenwagen. Jede Kompagnie, Eskadron, Batterie führte eine Feldküche in ihrer kleinen Bagage mit.

Den großen Vorteilen der Feldküchen stand jedoch als Nachteil gegenüber, daß die Fürsorge für die Verpflegung des Mannes bisweilen bei den russischen Führern taktische Rücksichten in den Hintergrund drängte.

Wo die Feldküchen nicht benutzt wurden, erfolgte die Zubereitung des Essens in großen Kochkesseln, die in der Bagage der Truppenteile mitgeführt wurden. Die Kochgeschirre wurden fast gar nicht benutzt, da der Russe das gemeinsame Kochen liebt. Eine Ausnahme bildeten die Kasaken, welche gern einzeln kochen. Für diejenigen Mannschaften, welche während des Gefechts an der allgemeinen Verpflegung nicht teilnehmen konnten — Verwundete, deren Träger oder einzelne hinter der Front dienstlich beschäftigte Militärpersonen — waren vom Roten Kreuz sogenannte „Erfrischungsstationen" hinter der Gefechtslinie eingerichtet. Sie lagen meist in der Nähe von Verbandplätzen; einzelne konnten über 3000 Portionen warme Kost täglich liefern. Ihr Nachteil bestand darin, daß sie der unerlaubten Entfernung einzelner Leute aus der Gefechtslinie Vorschub leisteten.

Intendanturdienst während einzelner Abschnitte des Krieges. Feldarmee.

Die Regelung der Verpflegung auf dem Kriegsschauplatz war anfänglich Sache der Intendanten der Feldarmee und des Rückengebiets.*) Beide waren einander gleichgestellt. Eine scharfe räumliche Abgrenzung der ihnen unterstellten Gebiete ließ sich während der einzelnen Abschnitte des Krieges nicht erkennen.

Mit der Ernennung Kuropatkins zum Oberbefehlshaber aller Land- und Seestreitkräfte in der Mandschurei trat dessen bisheriger Feldintendant, Generalleutnant Huber, in sein Hauptquartier über und übernahm dadurch die Leitung des gesamten Verpflegungswesens auf dem Kriegsschauplatz. Bei der Feldarmee waren dem Feldintendanten die Korpsintendanten, diesen die Divisionsintendanten unterstellt. Besondere Detachements erhielten ihre eigenen Intendanten. Sie unterstanden dem Feldintendanten unmittelbar.

Die Versammlung der Armee im Frühjahr 1904 erfolgte bei Liauyang. Hier befand sich bei Ausbruch des Krieges deren einziges Magazin, das nun sofort durch Vorräte aus Charbin und aus Mitteln des Landes ergänzt und erweitert wurde. Mitte April bereits faßte es den zweimonatigen Bedarf für die ganze Armee. Von Liauyang gingen die Etappenstraßen der nach dem Yalu und nach Süden vorgeschobenen Detachements aus. An ihnen wurde eine Reihe neuer Magazine angelegt. Ebenso entstanden im Rücken des Versammlungsgebiets längs der Bahn nach und nach größere Magazine. Im eigentlichen Rückengebiet wurde ebenfalls ein weiter Ausbau der dortigen Magazine, die sich bis an den Baikalsee erstreckten, vorgenommen. So befanden sich Magazine an der Transbaikal- und Ussuribahn, im Bezirk Charbin und im Priamurgebiet.

*) Armeeintendant: Generalleutnant Huber; Intendant des Rückengebiets: Generalmajor Batschinski. Ersterer war durch seine frühere Tätigkeit mit den Verhältnissen des Landes vertraut.

Nach der Räumung Liauyangs konzentrierte sich die Armee um Mukden. Die dortigen großen Magazine wurden dadurch zum natürlichen Mittelpunkt für die Verpflegung der Feldarmee.

Bei der im Oktober 1904 gegen den Schaho begonnenen Offensive*) bereitete der Heeresintendantur die Nachführung des Bedarfs Schwierigkeiten. Sie überließ es deshalb den Truppenintendanten, ihre Verpflegung gegen Barzahlung an Ort und Stelle anzukaufen und eigene Magazine zu errichten.

Ende 1904 wurde das Mandschureiheer in drei Armeen gegliedert, deren jede ihren eigenen Intendanten erhielt. Die Verpflegung des Feldheeres stützte sich auch ferner auf Mukden, welches gleichzeitig Eisenbahnendpunkt für alle drei Armeen wurde (Skizze 9). Angeblich waren die hier lagernden Vorräte für den einmonatigen Verpflegungsbedarf des ganzen Heeres berechnet. Außerdem war in den Etappenmagazinen jeder Armee ein einmonatiger Bedarf, in den zwischen Mukden und Charbin errichteten ein solcher für 1½ Wochen, in Charbin selbst ein solcher für 2 bis 3 Wochen niedergelegt.

Nach dem Rückzuge von Mukden wurden für die 1. Armee sogenannte „Basismagazine" an der Straße Aschcho—Kirin, andere Magazine um Kirin selbst angelegt (Skizze 10). Die Absicht, die rückwärtigen Verbindungen dieser Armee von der Bahn Charbin—Guntschulin zu trennen und über Aschcho an die Bahn Charbin—Wladiwostok zu verlegen, kam nicht zur Durchführung. Die Armee blieb in unmittelbarer Abhängigkeit von der chinesischen Ostbahn, an die sie durch die Feldbahn Guntschulin—Chersu angeschlossen war.

Die 2. und 3. Armee hatten ihre meisten „Basis-" und einen Teil ihrer Zwischenmagazine gemeinsam an der chinesischen Bahn bis nach Kuantschentsy und südlich vorgeschoben. Von Weiche 79 ab hatte die 2. Armee für ihre Korps besondere Kolonnenwege, gleichlaufend der Bahn, angelegt, an denen in Zwischenmagazinen der mehrtägige Bedarf der einzelnen Korps lagerte. Die Ausgabemagazine lagen bei der 2. Armee dicht hinter, bei der 3. Armee bis auf 50 km hinter den Truppenstellungen. Außerdem hatte die 3. Armee an ihren voraussichtlichen Rückzugsstraßen westlich der chinesischen Bahn noch besondere rückwärtige Magazine angelegt, deren jedes den mehrtägigen Bedarf für die einzelnen Korps enthielt.

Die rückwärts gestaffelte Anordnung der Magazine des ganzen Heeres läßt eine mehr auf den Rückzug als auf die Offensive berechnete Anlage erkennen.

Port Arthur. Die ursprüngliche Verpflegungsstärke der Kriegsbesatzung von Port Arthur war auf etwa 12 000 Mann berechnet; bei Beginn der Belagerung betrug sie jedoch

*) Vgl. Seite 662.

40 000.*) Der Bestand der sichergestellten Vorräte**) verringerte sich dadurch auf etwa 2½ Monate. Daß die Festung sich trotzdem fast sieben Monate halten konnte, erklärt sich vor allem daraus, daß die Blockade durch die japanische Flotte nie vollständig durchgeführt werden konnte.***) Es gelang dadurch, bis in die letzten Tage der Einschließung von der Seeseite her frisches Fleisch, Konserven, Milch und Mehl in die Festung zu schaffen.

Die Russen hatten zunächst mit einer Einschließung von Port Arthur nicht gerechnet und daher vor deren Beginn sogar Vorräte aus der Festung zur Feldarmee abgeschoben.†)

Auch die Beitreibung von Lebensmitteln aus der Umgegend wurde spät begonnen. Dadurch konnten die reichen Hilfsquellen des Kwantunggebiets an Bodenfrüchten und lebendem Vieh nicht genügend ausgenutzt werden. So gelang es den Bewohnern, ihr Vieh zum Teil auf chinesisches Gebiet in Sicherheit zu bringen. Anordnungen zur Beitreibung wurden erst gegeben, als die Verbindung mit dem nördlichen Kwantunggebiet bereits abgeschnitten war. Das Erscheinen der Japaner in der Nähe der Festung hatte zunächst übereilte Maßregeln zur Folge. So wurde ein Magazin an der Bahn nach Mukden in Brand gesteckt, obwohl seine Vorräte noch zu retten gewesen wären, ein anderes in Dalni wurde dem Feinde preisgegeben. Die dortige Bevölkerung wurde in den Festungsrayon aufgenommen, was naturgemäß die Verpflegung wesentlich erschwert hat.††) Die Unterbringung der Vorräte erfolgte in fünf massiven Proviantháusern, die allerdings dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Außerdem standen der Intendantur noch eine Reihe Privatspeicher auswärtiger Handelsgesellschaften zur Verfügung. Bei der Übergabe der Festung waren, außer Fleisch und Gemüse, Lebensmittel reichlich vorhanden.†††) Empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln hat während der Einschließung kaum geherrscht.

Die Versorgung von Wladiwostok war dadurch erleichtert, daß die Festung durch zwei Bahnlinien (die Ussuri- und die Verbindungsbahn nach Charbin) mit dem Hinterland in Verbindung stand. Ihre Hauptzufuhr erhielt sie von Charbin aus. Auch von der Seeseite gelang es, so lange Vorräte zu landen, bis der verschärfte Beobachtungsdienst japanischer Kreuzer dies verhinderte. Der in drei großen Maga- Wladiwostok.

*) Außer der Kriegsbesatzung befand sich eine Division III. sibirischen Korps in der Festung.

**) Sie waren ursprünglich für acht Monate berechnet. Dazu kam der achttägige Mobilmachungsbedarf der Truppen.

***) Der Grund lag in der Gestaltung der Kwantungküste.

†) Erklärlich deshalb, weil das im Frieden im Kwantunggebiet liegende III. sibirische Korps an die Feldarmee herangezogen werden sollte, was jedoch nur bei einer Division gelang.

††) Jeder waffenfähige Mann wurde zum Kriegsdienst herangezogen; ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung fand in der Krankenpflege Verwendung.

†††) Nach einem Telegramm von General Nogi am 4. Januar 1905 an die japanische Regierung.

zinen niedergelegte Proviant ſoll für 1½ Jahre, Fleiſch für 6 Monate berechnet geweſen ſein.*)

Die Verpflegung des Priamurgebiets machte wegen der fehlenden Bahnverbindungen beſondere Schwierigkeiten. Mit Rückſicht darauf wurde ſchon im Frieden für die dortigen Truppen dauernd eine 1½jährige Verpflegungsreſerve vorrätig gehalten. In Sachalin lagerte ſogar eine ſolche für zwei Jahre, ſo daß die Beſatzung der Inſel während des ganzen Feldzuges ſtets ausreichend mit Verpflegung verſorgt war, ohne daß eine Zufuhr ſtattfand.

Daß die Verpflegung der ruſſiſchen Feldarmee im allgemeinen gut durchgeführt werden konnte, war nicht zum wenigſten der Eigenart der Operationen in dieſem Kriege zuzuſchreiben. Ihr meiſt langſamer Verlauf hat die Aufgaben der Intendantur weſentlich erleichtert. Bei dem monatelangen Stillſtand war es möglich, alle Verpflegungsmaßregeln faſt friedensmäßig vorzubereiten. Bei rückgängigen Bewegungen fand die Armee das Erforderliche in den vorher angelegten Etappenmagazinen. Für eine offenſive, raſche Entſcheidungen ſuchende Kriegführung war die Organiſation des ruſſiſchen Verpflegungsweſens weniger geeignet.

*) Nach anderen Quellen war ein eiſerner Beſtand für zwölf Monate vorhanden. — Die Verpflegungsſtärke der Feſtung betrug mindeſtens 50 000 Mann.

Der Durchbruch in der neueren Kriegsgeschichte.

Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom Jahre 1888 enthielt im zweiten Teil, Ziffer 69, den Satz, daß unsere im Schießen gut ausgebildete Infanterie jeden Angriff in der Front durch ihr Feuer zurückzuweisen vermöge. Es bezeichnete die Flanke als die einzig verwundbare Stelle einer kaltblütig feuernden Infanterie (II, 71) und wies auf die Umfassung als das beste Mittel zur Herbeiführung der für den Erfolg eines Angriffs unerläßlichen Feuerüberlegenheit hin (II, 84).

Auch das Reglement vom Jahre 1906 bezeichnet die Front einer ihre Feuerwaffe gut ausnutzenden Infanterie als sehr stark, während „ihre Schwäche in den Flanken liegt, soweit diese nicht durch das Gelände oder durch andere Truppen gesichert sind“ (Ziff. 397). Der Umfassung, die „in Verbindung mit frontalem Angriff den Erfolg am sichersten verbürgt“, wird ein besonderer Abschnitt (Ziff. 392 bis 396) gewidmet.

Beide Vorschriften stehen mit der hohen Bewertung der Umfassung und mit dem Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit der Front durchaus auf dem Boden der Erfahrungen der Kriege von 1866 und 1870/71, in denen bei Vionville, an der Lisaine und an anderen Orten dünne deutsche Fronten eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit bewiesen haben und weitaus die meisten Angriffsgefechte durch Umfassung entschieden worden sind. Man konnte diese Erfahrungen mit um so größerem Rechte auf die Gegenwart übertragen, als die Verbesserung der Feuerwaffen den reinen Frontalangriff zum mindesten nicht erleichtert und die Vergrößerung der Schußweiten für einen umfassenden Flügel neue Möglichkeiten zur Vereinigung eines überwältigenden Feuers gegen die Einbruchsstelle eröffnet hat.

Hiernach mußte die Rolle des Durchbruchs, durch den einige der größten Feldherren aller Zeiten vielfach die überlegene Kraft ihrer Heere gegen einen begrenzten Abschnitt der feindlichen Front zur Wirkung brachten, ausgespielt erscheinen. Bei näherer Betrachtung sind indessen Zweifel an der Richtigkeit einer solchen Schlußfolgerung möglich. Zunächst können sich in den Riesenfronten, die die Heere einer europäischen Großmacht einnehmen müssen, leicht Lücken bilden, in die der Feind ein-

bringen und wo er schließlich auch durchbrechen kann, sei es, daß das eine Heer von vornherein nicht die erforderliche Geschlossenheit bewahrt, oder daß es sich teilen muß, um einem künstlichen oder natürlichen Hindernis auszuweichen. Ein solcher strategischer Durchbruch, wie ihn Napoleon in gewissem Sinne im Februar 1814 ausgeführt hat, ist heute noch ebensogut denkbar wie damals, wenn auch der Angreifer jetzt beim Ausnutzen solcher Lücken vorsichtiger zu Werke gehen muß, als vor hundert Jahren. Denn bei der gesteigerten Widerstandsfähigkeit, die selbst kleine Abteilungen zu entwickeln vermögen, kann es vorkommen, daß der Angreifer sich während des Durchbruchs selbst von beiden Seiten umfaßt sieht.

Aber auch der rein taktische Durchbruch ist aus dem Gedankenkreis der militärischen Welt nicht ganz verschwunden. So kommt in den Äußerungen französischer Militärschriftsteller und mittelbar auch in den Vorschriften des französischen Heeres immer wieder die Absicht zum Ausdruck, den Gegner durch einen Vorbereitungskampf, d. h. durch Feuer, zu fesseln und zu erschöpfen, die Entscheidung aber durch die Vorwärtsbewegung, den Stoß einer geschlossenen tiefgegliederten Sturmtruppe, herbeizuführen.*) Da dieser Stoß keineswegs immer umfassend gedacht ist, sondern an einem beliebigen Punkt geführt werden soll, wird dieses Angriffsverfahren in der Regel auf einen Durchbruchsversuch hinauslaufen. Daneben finden sich im südafrikanischen und im mandschurischen Kriege praktische Beispiele von Durchbruchsversuchen auf dem Gefechtsfelde. Es verlohnt sich also auch heute noch, die Erscheinungen bei taktischen Durchbruchsversuchen in der neueren Kriegsgeschichte zu verfolgen.

Daß die Franzosen gerade Anhänger des Durchbruchsgedankens sind, ist kein Zufall. Hat doch ihr erster Kaiser seine glänzende Feldherrnlaufbahn damit eröffnet, daß er im April 1796 in die Mitte seiner auf 60 km Front auseinandergerissenen Gegner gerade in dem Augenblick hineinstieß, als sich das einzige schwache Bindeglied zwischen den verbündeten Armeen durch einen unvorsichtigen Vorstoß selbst isolierte.**) Aber nicht bloß operativ, sondern auch taktisch hat Napoleon sich gelegentlich des Durchbruchs als Mittel zum Siege bedient.

War schon die Schlacht bei Austerlitz dadurch entschieden worden, daß Napoleon mit der Masse seines Heeres in die Mitte seiner durch das Gelände und die eigenen Anordnungen getrennten Gegner einbrach,***) so wendet er später den Durchbruch auch gegen geschlossene Schlachtfronten an, sei es nun, daß dieses Mittel seiner Vorliebe für die „Massen" und seinem Streben nach schnellen Erfolgen am meisten entsprach, sei es, daß es sich aus der allmählich abnehmenden Manövrierfähigkeit seiner

*) Vgl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. Heft 2. Seite 286 ff. und 1906. Heft 1. Seite 100 ff.

**) Vgl. Kuhl, Der Feldzug 1796.

***) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Dritter Band. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt.

Truppen und der häufig angewandten engen Verſammlung des Heeres vor der Schlacht ergab.

Das erſte Beiſpiel eines ſolchen Maſſenſtoßes iſt die Verwendung des Korps Augereau bei Preußiſch-Eylau.*) Napoleon beabſichtigte dort die überlegenen, in guter, durch zahlreiche Geſchütze verſtärkter Stellung ſtehenden Verbündeten hauptſächlich durch den Angriff der gegen beide Flanken anmarſchierenden Korps Davout und Ney zu ſchlagen. Doch kaum hatte der Angriff Davouts gegen den ruſſiſchen linken Flügel begonnen, da erteilte der Kaiſer, angeblich um das Eingreifen der zahlreichen ruſſiſchen Reſerven gegen Davout zu verhindern, dem etwa 14 000 Mann ſtarken Korps Augereau den Befehl zum Angriff auf die ruſſiſche Mitte. Zunächſt durch ein Schneegeſtöber verdeckt, begann das Korps in zwei dicht geſchloſſenen Diviſionsmaſſen den Vormarſch über den etwa 1000 m breiten deckungsloſen Raum, der es von der ruſſiſchen Stellung trennte. Das vorausmarſchierende 14. Regiment gelangte bis dicht an die feindlichen Linien heran, dann aber brach das Feuer der ruſſiſchen Artillerie los, die, teils zurückgebogen, teils vorgeſchwenkt, das ganze Korps mit einem Feuerkreis umgab. Gleichzeitig ging von allen Seiten ruſſiſche Infanterie und Kavallerie zum Gegenangriff vor. Unter dieſem brach das franzöſiſche Korps, nachdem ſein Führer und beide Diviſionskommandeure außer Gefecht geſetzt waren, in kürzeſter Zeit zuſammen. Die zur Unterſtützung anreitende Kavallerie Murats vermochte nur noch Trümmer zu retten. Der Maſſenangriff Napoleons, der, wenn er gelingen ſollte, auf einen Durchbruch hinauslief, war mit einem Verluſt von 41 vH. geſcheitert. Das Korps Augereau hatte ſo gelitten, daß es aufgelöſt und unter die übrigen Teile der Armee aufgeteilt werden mußte.

Trotz dieſes Mißerfolges hat Napoleon den Verſuch, die Schlacht durch einen Durchbruch der feindlichen Mitte zu entſcheiden, zwei Jahre ſpäter bei Wagram in noch erheblich größerem Umfang wiederholt.**)

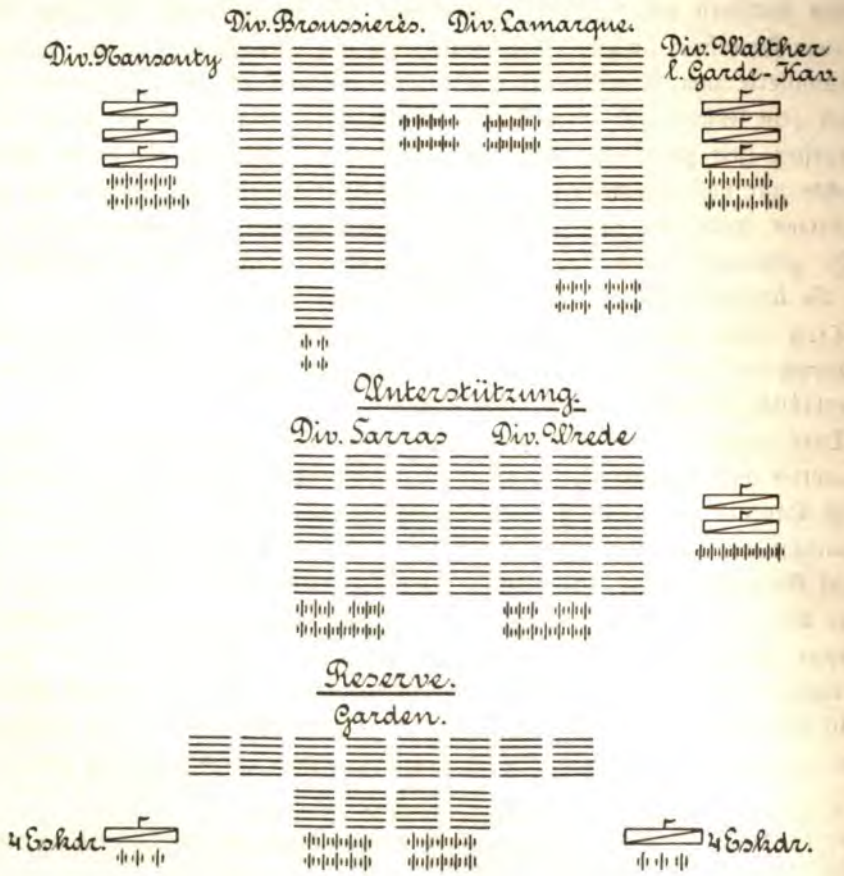
Dort waren in den Morgenſtunden des zweiten Schlachttages die Angriffe Bernadottes und Maſſenas gegen Wagram und Breitenlee geſcheitert; der umfaſſende Angriff Davouts gegen Markgrafneuſiedl machte nur langſam Fortſchritte, während der zunächſt nur aus einer ſchwachen Diviſion beſtehende linke Flügel in vollem Rückzug auf Groß-Enzersdorf ſich befand. In dieſer Lage entſchloß ſich Napoleon, nachdem er die äußerſte Gefahr für den entblößten linken Flügel durch den Linksabmarſch Maſſenas beſeitigt hatte, die Entſcheidung durch einen Durchbruch durch die ſchwache öſterreichiſche Mitte in Richtung Süßenbrunn zu ſuchen. Er ließ zunächſt Beſſieres mit 40 Eskadrons gegen die inneren Flügel des öſterreichiſchen III. und Grenadier-Korps anreiten und dahinter die für damalige Zeiten außerordentliche Maſſe von

*) Nach v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07. Teil III.

**) Nach Pelet, Memoires sur la guerre de 1809 en Allemagne und Öſterreichiſche Militärzeitſchrift (Streffleur), Jahrgänge 1862 bis 1864.

104 Geſchützen auffahren. Während die Reiter die öſterreichiſchen Bataillone etwas auf Süßenbrunn zurückdrängten und dann die Geſchütze zu wirken begannen, bildete ſich hinter ihnen eine Angriffskolonne, die man füglich nur mit der Phalanx Alexanders des Großen und ſeiner Nachfolger vergleichen kann: voraus zwei Diviſionen des Korps Macdonald, acht Bataillonskolonnen in der Front, hinter dieſen 16 weitere Bataillone und die Artillerie des Korps, auf beiden Flanken je eine Kavallerie-Diviſion, dahinter als zweite Staffel ebenſo formiert 20 weitere Bataillone und ſchließlich als dritte zwölf Bataillone der alten Garde, im ganzen eine auf engſtem Raume verſammelte Maſſe von etwa 31 000 Mann Infanterie, die in den Flanken von 50 Eskadrons begleitet wurde. Gegen Mittag ſetzte ſich dieſe Rieſenkolonne in Bewegung, während rechts und links von ihr Bernadotte und Maſſena ihre Angriffe erneuerten. Vor ihr bogen ſich die Flügel der Grenadiere und des Korps Kollowrat,

Napoleons Angriffskolonne bei Wagram.



nach österreichischen Schilderungen absichtlich, zurück. Damit aber sah sich die vordere Staffel der Franzosen von allen Seiten flankiert. Trotz der Mangelhaftigkeit der damaligen Schußwaffen reichten diese doch aus, um in einer so unbehilflichen Masse die größten Verheerungen anzurichten und sie noch vor Süßenbrunn zum Stehen zu bringen. Die Versuche der Kavallerie, durch Attacken die flankierende Infanterie zu vertreiben, scheiterten vollkommen. Damit war der Durchbruch mißlungen, und man kann den Österreichern nicht Unrecht geben, wenn sie es nur dem Mangel an verwendungsfähigen Reserven zuschreiben, daß die große Angriffskolonne keine Niederlage von der Schwere derjenigen Augereaus bei Preußisch-Eylau erlitt. Durch das Vorziehen der beiden Divisionen der zweiten Linie und zweier von der Armee von Italien herangeführter wurde der Durchbruchsversuch dann zu einem Frontalangriff, der auf den Ausgang der Schlacht einen bestimmenden Einfluß nicht gehabt hat. Die Entscheidung fiel am östlichen Flügel durch den umfassenden Angriff Davouts.

Mit einem Durchbruchskampfe größten Stils hat dann Napoleon schließlich bei Belle Alliance*) seine Feldherrnlaufbahn beendigt. Dort ging die ursprüngliche Absicht Napoleons dahin, den linken Flügel der Armee Wellingtons zu schlagen, das hinter der Mitte der feindlichen Stellung liegende Dorf Mont St. Jean zu nehmen und so dem rechten Flügel der verbündeten Armee den Rückzug auf Brüssel abzuschneiden. Im Verlaufe des Kampfes konzentrierten sich aber bald die Anstrengungen der französischen Armee so ausschließlich auf den Angriff gegen die feindliche Mitte bei Mont St. Jean, daß auch hier der Durchbruch als das Mittel erscheint, durch das der Sieg erstrebt wurde. Das Verfahren indessen war ein wesentlich anderes als das bei Wagram. Zwar wurden auch hier zunächst 80 Geschütze aufgefahren, um den Massen den Weg in die feindliche Stellung zu bahnen, aber diese selbst wurden nicht zu einer einzigen Riesenkolonne zusammengefaßt, sondern divisionsweise zerlegt und durch vorangehende Schützen einigermaßen gedeckt. Außerdem ließ man die in der Mitte an der großen Straße stehende Division des Korps Drouet d'Erlon zuerst antreten, so daß die ganze Angriffsbewegung dem Einschieben eines großen Keils zu vergleichen ist. Doch auch die 180 Mann in der Front und 24 bis 27 Mann in der Tiefe zählenden Divisionsmassen waren unbeholfen und die Wirkung des von allen Seiten einschlagenden Feuers kräftig genug, um den ersten Angriff völlig zusammenbrechen zu lassen. Es folgten dann die wiederholten, mit insgesamt etwa 8000 Pferden geritteten Attacken der französischen Kavallerie, die zwar auch keinen durchschlagenden Erfolg brachten, aber doch schließlich nach viermaliger Wiederholung zu einer fast völligen Auflösung der Mitte der verbündeten Armee geführt haben. Ihr Stützpunkt, La Haye Sainte, war gefallen, die hannöversche Division Alten ging mit ihren Resten bis hinter Mont St. Jean zurück. Es war ein Glück, daß

*) Nach v. Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815.

Wellington infolge des Eintreffens des preußischen Korps Zieten in der Gegend nördlich Frichemont und infolge des Erlahmens der Angriffe des französischen linken Flügels alle nur irgend entbehrlichen Truppen nach der Mitte ziehen und mit ihrer Hilfe den letzten, von Napoleon selbst geführten Verzweiflungsstoß der Garden abweisen konnte. Sie gewannen zwar nach vorwärts Boden, aber rechts und links mit Feuer und Bajonett angefallen, brach auch dieser letzte napoleonische Durchbruchsversuch zusammen.

Die Zahl der Beispiele für den Durchbruch in der napoleonischen Schlachtentaktik ließe sich noch vermehren — einzelne Angriffe bei Borodino und Wachau sind als solche aufzufassen —, sie beweisen aber nur alle dasselbe, nämlich daß schon damals der Durchbruch überall da scheitern mußte, wo einigermaßen ausreichende Kräfte zur Ausnützung der sich von selbst ergebenden konzentrischen Feuerwirkung oder auch nur zum Gegenstoß mit der blanken Waffe gegen die Flanken der durchbrechenden Abteilung vorhanden waren. Das liegt in der Natur des Durchbruchs, der sich freiwillig allseitiger Umfassung aussetzt und der nur gelingen kann, wenn der Feind an der Anwendung dieser Gegenmittel gehindert wird, oder der moralische Eindruck einer riesigen Kraftentfaltung ausreicht, um den Gegner zur Aufgabe des Widerstandes zu veranlassen.

Geht man dem bereits angedeuteten Vergleiche mit der macedonischen Phalanx nach, so zeigt sich, daß dies 2000 Jahre früher kaum anders war. Die losen Volksaufgebote der Asiaten zerfielen überall vor dem drohenden Lanzenwald; sowie die Macedonier aber einem wirklichen Kriegsvolk gegenüberstanden, verlor sich der Zauber der Unbesiegbarkeit. Die Römer konnten zwar auch weder bei Kynoskephalä noch bei Pydna dem Frontalstoß des macedonischen Lanzenwaldes widerstehen, sie ließen sich aber dadurch nicht einschüchtern und wandten, genau wie dies gegen die napoleonischen Angriffskolonnen auch geschah, gegen den Durchbruch die Umfassung an, indem sie mit den nicht getroffenen Teilen die wehrlosen Flanken und den Rücken der Phalanx angriffen.

Bei den napoleonischen Durchbruchsversuchen ist es sicher nicht die Form der Kolonnen in erster Linie, an der sie scheiterten. Man kann füglich nicht annehmen, daß ein Feldherr von dem Genie und der Kriegserfahrung eines Napoleon die Mängel dieser dicken Haufen nicht erkannt hätte. Vielmehr kam es ihm, nachdem er durch seine Artilleriemassen die damals überhaupt erreichbare stärkste Feuervorbereitung bewirkt hatte, nur darauf an, den denkbar größten moralischen Eindruck auf den Feind und — im Sinne der Erregung des höchsten Elans — auch auf die eigene Truppe hervorzurufen. Dazu waren die tiefen Kolonnen unter damaligen Verhältnissen nicht so ungeeignet. Daß er sich sowohl hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit seiner Feinde als hinsichtlich seiner doch auch mit menschlichen Schwächen behafteten Soldaten täuschte, ist begreiflich bei einem Feldherrn, der so oft das scheinbar Unmögliche möglich gemacht hatte und der eine so unerhörte Gewalt über die Herzen seiner Soldaten ausübte.

Trotz der Erfahrungen der napoleonischen Kriege verschwindet indessen der Durchbruchsgedanke nicht aus der Kriegführung. Die von allen Armeen noch lange festgehaltene Anschauung, daß das Feuer nur zur Vorbereitung, der Stoß aber zur Entscheidung zu dienen habe, mußte, wenn auch in anderer Form, immer wieder zum Durchbruch führen. Bei Solferino*) wurde 1859 der reine Frontalangriff der verbündeten Armee dadurch zu einem Durchbruch, daß die Flügel des französisch-sardinischen Heeres durch den Widerstand Benedeks bei San Martino und den der überlegenen 1. österreichischen Armee hinter dem deckungslosen Campo di Medole aufgehalten wurden und Napoleon nunmehr seine verfügbaren Kräfte gegen die in der Mitte der feindlichen Stellung gelegenen Höhen von Solferino zusammenfaßte. Vor diesem Angriff mußte das V. österreichische Armeekorps weichen, obwohl es auch hier nicht hätte schwer fallen können, die starken österreichischen Reserven zum Aufhalten der durchbrechenden Franzosen und zum Vorgehen gegen deren Flanken zu verwenden. Wie es dann den durchbrechenden Truppen ergangen wäre, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls zeigt die Erfahrung von Solferino, daß es im Kriege ein „unmöglich" nicht gibt.

Auch der Sezessionskrieg**) zeigt Beispiele für den Durchbruch. In der Schlacht bei Gettysburg am 3. Juli 1863, dem eigentlichen Wendepunkt des ganzen Krieges, versuchte Lee, nachdem die Umfassung der starken Stellung der Föderierten gescheitert war, durch einen reinen Frontalangriff den Sieg zu erringen. Dadurch, daß die Division Pickett früher und energischer als die anderen Teile der Armee gegen die vorspringende Mitte der Föderierten zum Angriff schritt, entstand hier ein typisches Durchbruchsgefecht. Es endigte genau wie die napoleonischen Vorstöße: die Föderierten, in den übrigen Teilen ihrer Front ungenügend beschäftigt, konnten gegen die vereinzelte Division ein überwältigendes Feuer vereinigen. Der Durchstoß brach in dem Augenblick zusammen, wo man sich bereits im Besitz der feindlichen Stellung wähnte. Die wenigen Bataillone, die bis zu den Batterien des Verteidigers vordrangen, wurden durch Gegenangriffe mit leichter Mühe vertrieben.

In den Schlußkämpfen des ganzen Krieges um Petersburg zwang Lee seinen Gegner Grant, sein Heil im Durchbruch zu suchen. Nachdem nämlich die Potomac-Armee in der Absicht, der Hauptstadt der Föderierten Richmond von Süden her beizukommen, über den Jamesfluß gegangen war, sah sie sich östlich Petersburg einer ausgedehnten, verschanzten Feldstellung gegenüber. Diese anfangs nur schwach befestigten Linien durch Umgehung zu nehmen, gelang ebensowenig, wie sie südlich zu umfassen. Grant beschloß daher, den hartnäckigen Feind durch einen Einbruch in

*) Nach Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Dritter Band. Der Schlacht-Sieg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt.

**) Nach Frhr. von Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung.

die Mitte seiner Stellung zu überwinden. Er veranlaßte Lee durch eine Scheinunternehmung auf dem nördlichen Jamesufer, sich vor Petersburg bis auf drei Divisionen zu schwächen, trieb gegen die beabsichtigte Einbruchsstelle eine riesige Mine vor, durch deren Sprengung die Werke des Verteidigers zerstört und seine Truppen in Verwirrung gebracht werden sollten, und stellte für den Stoß gegen die so vorbereitete Einbruchsstelle drei Divisionen in erster Linie und zahlreiche Reserven bereit. Obwohl nun durch das Springen der Mine die Linien der Konföderierten an der Einbruchsstelle völlig verschüttet und sie zur Räumung eines 500 m breiten Teils ihrer Stellung veranlaßt wurden, konnte sich die zunächst allein verfügbare konföderierte Brigade doch rückwärts dieses Abschnitts behaupten. Nur geringe föderierte Kräfte erreichten die verlassene Stellung, wenige gingen darüber hinaus vor; die Masse der zum Sturm bestimmten Truppen drängte sich in dem Minentrichter zusammen und befand sich unter dem Kreuzfeuer der allmählich sich verstärkenden Verteidiger bald in einer höchst unangenehmen Lage. Nachdem eine einzige konföderierte Division herangekommen war, schritt Lee zum Gegenangriff. Vor diesem wichen die seitwärts des Trichters vorgegangenen Föderierten in Unordnung zurück, während die im Trichter selbst befindlichen gefangen wurden. Wenn nun auch an diesem Mißerfolge, der der Potomak-Armee 4000 Mann kostete (gegen 1200 Mann beim Gegner), Mattherzigkeit und Saumseligkeit einen großen Anteil haben, so zeigt doch der ganze Vorgang, wie der Angreifer immer wieder auf den Durchbruch zurückkommt, wenn ihm ein aufmerksamer, beweglicher Gegner, der gelegentlich auch große Frontausdehnungen nicht scheut, die Umfassung erschwert, dann aber auch, in welchem Maße schon damals infolge der verbesserten Feuerwaffen die Widerstandsfähigkeit eines schwachen, aber energischen Verteidigers seit den Kriegen Napoleons gewachsen war.

In den Kriegen, die der Einigung Deutschlands vorausgingen, hat der Durchbruch wenigstens im freien Felde eine geringe Rolle gespielt. Im preußischen Heere, das fast in allen Kämpfen als Angreifer auftrat, war rechtzeitig erkannt worden, welche Vorzüge gerade infolge der besseren Bewaffnung die Umfassung bietet. Sie wurde daher fast überall angestrebt und durch das bei der Größe der Heere gebotene Getrenntmarschieren und das Verhalten der Gegner erleichtert. Auf der anderen Seite können die gelegentlichen Frontalstöße österreichischer und französischer Regimenter 1866 und 1870/71 als Durchbruchsversuche kaum aufgefaßt werden, sie sind außerdem überall in den ersten Anfängen gescheitert.

In der Deutschen Armee ist denn auch nach diesen Kriegserfahrungen und angesichts der schnell fortschreitenden Verbesserung der Feuerwaffen der Durchbruchsgedanke noch weiter zurückgetreten. Umsomehr verdient es Beachtung, wenn in einem mit modernen Waffen geführten Kriege geplante oder ausgeführte Durchbruchskämpfe einen so breiten Raum eingenommen haben wie im südafrikanischen Kriege. Es liegt darin scheinbar ein Widerspruch, der sich indessen bei näherer Betrachtung der beiden

Gegner und ihrer Fechtweise unschwer erklärt. Wurde doch auf englischer Seite durch Vorschriften und Friedensgewohnheit der Gedanke lebendig erhalten, daß das wenig geübte und entwickelte Feuergefecht mehr zur Vorbereitung geeignet sei, während die Entscheidung durch den Stoß, den Bajonettangriff, zu erfolgen habe. Man hatte gegen außereuropäische Feinde wiederholt mit diesem Verfahren große Erfolge erzielt und war durch sie in solchen, den Ernst des heutigen Feuerkampfes unterschätzenden Anschauungen bestärkt worden. Hielt man aber an der Stoßtaktik fest, glaubte man überhaupt nach flüchtiger Feuervorbereitung Massen an einen noch schießenden Gegner heranführen zu können, dann lag kein Grund vor, den Stoß nicht auch gelegentlich als Durchbruch auf dem kürzesten Wege gegen die Front des Verteidigers zu richten. Außerdem war das Heer wegen der geringen Wegsamkeit und der unzureichenden Hilfsmittel des Landes an die durch die Eisenbahnen gegebenen Operationslinien gebunden, so daß weitausholende Umfassungsbewegungen schwer auszuführen waren. Die hierzu in Südafrika in erster Linie berufene Kavallerie war anfangs wenig zahlreich und die berittene Infanterie erst im Entstehen begriffen.

Den Engländern stand nun aber ein Volksaufgebot gegenüber, das, nach Geist und Zusammensetzung zum Angriff ungeeignet, in jahrelangen Kämpfen mit den Eingeborenen gelernt hatte, welchen Widerstand eine geringe Zahl entschlossener, schußsicherer Schützen in guten Stellungen zu leisten vermag. Die Erkenntnis von der Stärke der Verteidigung ließ die Buren ihre Fronten rücksichtslos in die Breite dehnen. Außerdem waren sie, sämtlich beritten, jederzeit bereit, ihre Flügel durch Wegziehen von Kräften aus nicht angegriffenen Stellungen noch weiter zu verlängern, wenn trotz alledem eine Umfassung drohte. Sie machten damit eine solche für einen selbst wenig beweglichen Angreifer fast zur Unmöglichkeit.

Unter diesen Umständen war es nur logisch, daß sich die Engländer, so lange sie noch nicht über eine genügende Zahl berittener Truppen verfügten, mit ihren Angriffen gegen die Front der Buren wandten. Diese an sich notwendigen Frontalangriffe nun führten infolge der Art und Weise, wie sie angesetzt wurden, wiederholt zu Durchbruchskämpfen.

Gleich bei ihrem ersten Vorgehen griff die Natalarmee die bis weit oberhalb Colenso allerdings nur mit geringen Kräften besetzte Tugelastellung ausschließlich bei Colenso selbst und an einer Stelle oberhalb mit schmalen Kolonnen an. Sie ermöglichte es den Buren, das Feuer ihrer dünnen Schützenlinien so zu vereinigen, daß die Wirkung vollkommen ausreichte; der Angriff der einen Kolonne erlahmte, nachdem die sie begleitende Artillerie durch unvorsichtiges Heranprellen eine Katastrophe erlebt hatte, die andere Kolonne erlitt, in dichten, tiefen Formationen vorgehend, einen Feuerüberfall, der die weitere Durchführung des Angriffs unmöglich machte. Die dünne Linie des Verteidigers bestand diese erste, vom Angreifer freilich nicht mit voller Kraft durchgeführte Probe glänzend.

Der nächſte Angriff wurde unter dem Eindruck dieſer Niederlage trotz der entſtehenden Nachſchubſchwierigkeiten mit einer weit ausholenden Umgehungsbewegung gegen den oberen Tugela eingeleitet. Die Engländer ſahen ſich aber auch hier dank der Schnelligkeit ihrer Gegner und der Langſamkeit ihrer eigenen Bewegungen wieder vor einer allerdings noch ſchwach beſetzten Front. Gegen dieſe machten ſie zwiſchen dem 20. Januar und 6. Februar 1900 drei Durchbruchsverſuche. Der erſte traf an der Taba Myama in einen von der Burenſtellung gebildeten einſpringenden Winkel, war alſo in beſonderem Maße der jedem Durchbruch ſo gefährlichen konzentriſchen Feuerwirkung ausgeſetzt; er wurde von den engliſchen Führern noch rechtzeitig abgebrochen. Beim zweiten gelangten die Engländer durch überraſchenden, nächtlichen Angriff faſt ganz in den Beſitz des Spionkops, womit ſie die Mitte der Buren ſo gut wie durchſtoßen hatten. Sie duldeten aber, daß die Buren eine rückwärtige Linie bildeten, und dieſe nun bei Tage zu durchbrechen, waren ſie trotz ihrer allmählich auf mehrere tauſend Mann anwachſenden Stärke und trotz der geringen Zahl der Buren nicht imſtande. Ja die auf der ſchmalen Hochfläche angehäuften Maſſen kamen dadurch in die allerſchwierigſte Lage, daß die Buren, faſt ungeſtört durch die übrigen engliſchen Truppen, von den Flügeln her das lebhafteſte Gewehr- und Geſchützfeuer gegen den Spionkop vereinigen konnten. Die Kräfte der Angreifer wurden allmählich verbraucht und am Abend die mit ſchweren Opfern den Tag über behauptete Stellung geräumt. Zum dritten Male wurde der Durchbruch durch die Burenlinien am oberen Tugela am 5. Februar verſucht, indem eine Brigade den ſchwach beſetzten Vaalkrantz nahm. Um dieſe vorgeſchobene Höhe bildete ſich aber ſofort wieder ein Feuerkreis, in den Buller nach den gemachten Erfahrungen nicht hineinzuſtoßen wagte; er gab auch dieſen Angriff nach längerem Zögern auf.

Nach ſolchen Mißerfolgen iſt es bemerkenswert, daß die engliſche Natalarmee doch ſchließlich noch ſelbſt ein Mittel gefunden hat, mit dieſen dünnen, nicht zu umfaſſenden Linien fertig zu werden. Nachdem ſie nämlich in der zweiten Hälfte des Februar die Burenſtellungen nördlich Colenſo an verſchiedenen Stellen mit Teilen ihrer Macht vergebens angegriffen hatte, wurde am 27. zu einer allgemeinen Offenſive geſchritten, bei der die ganze Front vom Pieters- bis zum Red-Hill, wenn nicht angegriffen, ſo doch wenigſtens beſchäftigt werden ſollte. Das Ergebnis war, wie es bei einer 9 bis 10 km breiten, von einigen 4000 Mann beſetzten Stellung nicht anders ſein kann, daß ſich in der Burenlinie zwiſchen Pieters- und Railway-Hill eine ſchwache Stelle fand, in die ſich der Angreifer einſchieben konnte. Da die Buren dieſesmal, auf der ganzen Front bedroht, weder ihre Beweglichkeit ausnützen noch ihr Feuer ausſchließlich gegen die vordringenden Bataillone der engliſchen Mitte vereinigen konnten und außerdem Führer und Mannſchaft die erforderliche Tatkraft vermiſſen ließen, gelang hier zum erſten Male in dieſem Feldzug ein Durchbruch. Wenn nach dem Geſagten auch außergewöhnliche Verhältniſſe dieſen Durchbruch begünſtigten,

ſo zeigt das Beiſpiel von Pieters-Hill doch, daß es immerhin möglich iſt, den gefährlichſten Feind des Durchbruchs, die allgemeine Feuervereinigung gegen den vorbrechenden Keil, durch gleichzeitigen Angriff auf der ganzen Front zu beſeitigen. Der durchbrechende Teil findet ſo wenigſtens keine größeren Schwierigkeiten als der Frontalangriff an ſich. Ob dann ein Erfolg möglich iſt, hängt davon ab, ob der Feind ſich an irgend einer Stelle ſchwach zeigt; ſteht die Verteidigung einigermaßen auf der Höhe ihrer Aufgabe, ſo wird es kaum zu einem wirklichen Durchſtoßen kommen.

Auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze laſſen ſich wirkliche Durchbruchsverſuche nicht nachweiſen. An ihre Stelle trat dort unter dem Einfluß von Lord Roberts in ſteigendem Maße die Umgehung der Burenſtellungen durch die nach und nach ſich verſtärkenden berittenen Truppen unter Vermeidung ernſthafter Frontalangriffe. Dagegen erfolgte da, wo zum erſten Mal Teile der Natal- und Hauptarmee vereint auftraten, noch ein frontaler Durchbruch, der klar erkennen läßt, welch außergewöhnliche Verhältniſſe zum Gelingen eines ſolchen Unternehmens gehören.*)

Der Reſt der Transvaalarmee, etwa 4000 Mann unter Louis Botha, hatte im Auguſt 1900 zum Schutze des zeitweiligen Sitzes der Regierung, Machadodorp, eine Stellung eingenommen, die ſich von den Swart-Kopjes im Norden ſüdlich bis zum Komati-River erſtreckte und die für die Stärke des Burenheeres ganz unverhältnismäßige Ausdehnung von etwa 30 km beſaß. Die Stellung wurde durch ſanft abfallende Höhenzüge gebildet und beſaß im allgemeinen gutes Schußfeld. Ihre Mitte ſprang gegen die Hochfläche von Belfaſt zu baſtionsartig vor; an der Südweſtecke dieſer Baſtion lag das ſogenannte Bergendal-Kopje, eine natürliche Steinſchanze von geringer Ausdehnung, die von der 74 Mann ſtarken Johannesburger Polizei verteidigt wurde. Außer dieſer befand ſich in der Mitte der Stellung nur noch das deutſche Korps Goldegg (40 Mann) und in zweiter Linie das 300 Mann zählende Krügersdorp-Kommando. Nennenswerte Verſtärkungsarbeiten waren nirgends vorgenommen worden.

Vor dieſer Stellung hatte Lord Roberts am 25. Auguſt je eine Infanterie-Diviſion der Haupt- und der Natalarmee, die Kavallerie-Diviſion French und zwei berittene Brigaden der Natalarmee vereinigt. Er entſchloß ſich nach einer Beſprechung mit dem General Buller, der die Diviſion der Natalarmee perſönlich herangeführt hatte, die Burenſtellung im Norden mit der durch eine Infanterie-Brigade der Haupt- unterſtützten Kavallerie-Diviſion zu umgehen, während Buller in der Front ifen ſollte.

folgedeſſen führte die Armee am 26. Auguſt eine allgemeine Linksſchiebung bei der die Kavallerie-Diviſion aber, durch das Gelände und den Feind auf-

*) Das Gefecht bei Bergendal wird eingehender geſchildert, weil bisher eine zuſammenhängende lung nicht vorliegt.

gehalten, nur bis in die Gegend öſtlich Lakenvlei gelangte, während die zu Unterſtützung beſtimmte Garde-Brigade einen vergeblichen Frontalangriff gegen Höhen nordöſtlich Belfaſt machte.

Buller dagegen rückte an dieſem Tage und am Morgen des 27. mit der Div Lyttelton ſoweit links, daß ihre Maſſe ſich ungefähr der gegen Südoſten gewendeten F Flanke der vorſpringenden Mitte gegenüber befand. Eine Kavallerie-Brigade zwei Batterien und einer Abteilung berittener Infanterie wurde vor die Front

Bastions geschoben, während eine zweite, durch Infanterie verstärkte den eigentlichen linken Flügel der Buren bis hinunter zum Komati-River beobachtete.

Nachdem so das Korps Goldegg und die Johannesburger im Halbkreis umstellt waren, beschossen einige 40 zum Teil schwere englische Geschütze über zwei Stunden lang deren Stellung. Dabei litt besonders die Johannesburger Polizei in ihrer deutlich sich abhebenden Stellung, während die Goldegger, in ihren Erdlöchern von den englischen Kanonieren anscheinend nicht gefunden wurden. Die Burenartillerie war zu schwach, um das Feuer der Engländer abzulenken, das Maximgeschütz der Polizei wurde schon früh zertrümmert. Während nun die vordere Linie standhielt, suchten die durch zuweitgehende Geschosse gefährdeten Krügersdorper das Weite, so daß wenig über 100 Mann zur Verteidigung des gefährdeten Punktes verfügbar blieben.

Gegen diese wurde, nachdem das Artilleriefeuer nach Ansicht der englischen Führung genügend gewirkt hatte, eine Infanterie-Brigade und eine Abteilung berittener Infanterie zum Angriff vorgeschickt. Davon wandte sich das Bataillon Inniskillings gegen die Lücke, die sich in der Burenstellung zwischen dem Kopje und der Stellung des linken Flügels der Buren befand, ein Bataillon Rifles sollte von Westen her den Hauptangriff frontal gegen das Kopje führen und die berittene Infanterie noch weiter links, ungefähr gegen die Stellung der Goldegger vorgehen. Von den beiden in zweiter Linie folgenden Bataillonen schob sich eines demnächst zwischen die Inniskillings und die Rifles ein.

Der Angreifer kam überall bis auf 800 bis 900 m in einer flachen, vor der Burenstellung entlang streichenden Mulde gedeckt an den Gegner heran, fand dann aber bis zum Einbruch keinerlei Schutz im Gelände.

Sowie die Engländer diesen deckungslosen Raum betraten, nahmen die Buren trotz der vorhergegangenen Artilleriebeschießung das Feuer auf und zwangen die englische Schützenlinie sich niederzuwerfen. Sie wurde indessen rasch verstärkt und konnte, durch die weiterfeuernde Artillerie wirksam unterstützt, ohne längere Feuerpausen die Vorwärtsbewegung fortsetzen, allerdings unter namhaften Verlusten insbesondere an Offizieren. Da hierbei die Inniskillings, die in der Front keinen Gegner vor sich hatten, allmählich in die linke Flanke und den Rücken der Johannesburger gelangten, mußten deren Reste das Kopje räumen. Immerhin hatten sie ausgehalten, bis die Rifles auf Sturmentfernung herangekommen waren; ihr Rückzug zwang auch das Korps Goldegg zur Aufgabe seiner Stellung. Da die Krügersdorper sich schon früher in Sicherheit gebracht hatten und auch sonst keinerlei Reserven zur Verfügung standen, war eine Fortsetzung des Widerstandes in der Mitte unmöglich geworden, die Burenstellung war durchbrochen und der Weg nach Machadodorp frei. Die nicht angegriffenen Flügel des Burenheeres zogen denn auch ohne weiteren Kampf schleunigst ab.

Der Erfolg der Engländer war mit einem Verluſte von rund 100 Mann erkauft, während von den Johannesburgern 28 tot oder verwundet waren. Die Deutſchen hatten keine nennenswerten Verluſte gehabt.

So war den Engländern hier ein reiner Durchbruch ohne gleichzeitigen Angriff gegen die übrige Front des Verteidigers gelungen. Man erkennt indeſſen unſchwer, daß ſie dieſen Erfolg vor allem der vorgeſchobenen Lage des angegriffenen Punktes, die eine Feuerunterſtützung aus den Nebenfronten unmöglich machte, der ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung der Verteidigungsſtellung, durch die ſelbſt die ſehr weitgeſteckte Elaſtizitätsgrenze der heutigen Verteidigung überſchritten war, dem Mangel an ausreichenden Reſerven und nicht zuletzt dem Fehlen der früheren Zähigkeit bei den Buren verdankten. Wären ſie noch die alten geweſen, dann hätte ſich recht wohl trotz des Verſagens der Krügersdorper eine zweite Linie durch von den Flügeln herangezogene Verſtärkungen bilden können. Der gelungene Durchbruch von Bergendal iſt alſo keineswegs ein Beweis für die Ausführbarkeit des Durchbruchs an ſich.

Auch in Oſtaſien iſt der Durchbruch an mehr als einer Stelle verſucht worden. Ein in der Schlacht von Mukden vorgekommener Fall iſt im Heft 1 der Vierteljahrshefte von 1906 geſchildert, er endigte mit der Vernichtung der in die ruſſiſche Linie einbrechenden japaniſchen Brigade. Die angeblich in der Schaho-Schlacht vorgekommenen örtlichen Durchbruchsverſuche ſind zu wenig aufgeklärt, als daß ſie in den Kreis dieſer Betrachtungen gezogen werden könnten.

Aber auch ohne dieſe weiteren Beiſpiele läßt die Geſchichte des taktiſchen Durchbruchs in den letzten hundert Jahren klar erkennen, daß er zu den ſchwierigſten und unſicherſten kriegeriſchen Unternehmungen gehört, zu deren Gelingen eine Reihe außergewöhnlicher, günſtiger Umſtände, große Energie der Führung und hervorragende Hingabe der Truppe gehört. Es wird in den meiſten Fällen ſehr ſchwer ſein, rechtzeitig und mit der nötigen Sicherheit zu erkennen, ob die Vorausſetzungen für eine erfolgreiche Durchführung des Durchbruchkampfes gegeben ſind. Man wird daher gut tun, auch in Zukunft im Sinne unſerer Vorſchriften den für den Angriff unentbehrlichen Kraftüberſchuß, wo es angeht, zur Umfaſſung zu verwenden, mag die Bevorzugung der Umfaſſung auch nicht immer den Beifall unſerer ausländiſchen Kritiker finden.

Wenn es ſich alſo jeder Führer heutzutage ſehr überlegen wird, ob er aus eigenem Antriebe einen Durchbruch durch die Linien des Verteidigers verſuchen will, ſo müſſen ſich andererſeits Führer und Truppe darüber klar ſein, daß es auch heute noch Lagen gibt, wo der Durchbruch den einzigen überhaupt denkbaren Ausweg darſtellt.

Dies gilt beſonders von Heeren, die ihr Schickſal an das einer Feſtung knüpfen. Es liegt ſtets eine große Gefahr für eine Feldarmee darin, wenn ſie, angezogen durch

die großen Hilfsmittel einer modernen Feſtung, deren unmittelbaren Schutz für längere Zeit aufſucht. Denn iſt dem Angreifer einmal die Einſchließung geglückt, dann gelingt es auch einer zahlreichen, dem Angreifer womöglich überlegenen Armee in der Regel nicht, ſich aus dieſer Umarmung wieder frei zu machen, trotz der Unterſtützung durch die Feſtung und trotz der Überlegenheit, die ein eingeſchloſſenes Heer an einer beliebigen Stelle zu vereinigen vermag. Das eingeſchloſſene Heer muß eben durchbrechen, wenn es die Verbindung mit der Feſtung wieder löſen will. Das gleicht die Nachteile reichlich aus, mit denen ſich der Einſchließende abzufinden hat. Zwei Beiſpiele mögen dieſe Verhältniſſe erläutern.*) In der zweitägigen Schlacht von Noiſſeville am 31. Auguſt und 1. September 1870 brachte die in Metz eingeſchloſſene Rheinarmee gegen die verhältnismäßig ſchwach beſetzte Nordoſtfront der deutſchen Einſchließungsſtellung anfangs eine vierfache, ſpäter immer noch eine doppelte Überlegenheit ins Gefecht. Sie verabſäumte es, eine große, zwiſchen Montoy und Aubigny befindliche Lücke in der deutſchen Aufſtellung — eine Gelegenheit, wie ſie ſich dem Eingeſchloſſenen ſelten bietet — zur Umfaſſung auszunutzen. Ihre Anſtrengungen gipfelten vielmehr, abgeſehen von vereinzelten Vorſtößen, in einem am Abend des 31. mit vier Diviſionen geführten Angriff gegen den von zwei nicht vollzähligen Infanterie-Brigaden und zehn Batterien verteidigten Raum zwiſchen den Dörfern Failly und Noiſſeville. Die ſchwachen deutſchen Truppen behaupteten indeſſen nicht nur die heißumſtrittenen Dörfer Poix und Servigny, ſondern hatten ſogar die Kraft, zum Gegenangriff vorzugehen. Der Stoß der franzöſiſchen Maſſen hatte nirgends die Einſchließungslinie auch nur weſentlich zurückgedrückt.

Am folgenden Tage veranlaßte das konzentriſche Feuer der allmählich anwachſenden deutſchen Artillerie und ein mit ſehr geringen Kräften unternommener Vorſtoß gegen den rechten Flügel der Franzoſen, der ſich nur zaghaft in die erwähnten Lücken vorgeſchoben hatte, die Rheinarmee zum Abbrechen des Gefechts.

In den Kämpfen bei Villers und Champigny am 30. November 1870 traf der Angriff von fünf franzöſiſchen Diviſionen, die durch das Feuer von zwei Forts und zwei größeren Werken auf das wirkſamſte unterſtützt wurden, den über 6 km breiten Abſchnitt zwiſchen dem erſten großen Marnebogen ſüdöſtlich Paris unter für den Angreifer ſehr günſtigen Umſtänden: die Verteidigungslinie war nur von zwei gemiſchten Brigaden beſetzt, die ſich eben gegenſeitig ablöſten, und es gelang, den erſten Angriff gegen die mit ihrem Abſchnitt noch wenig vertrauten ſächſiſchen Vorpoſten ziemlich überraſchend zu führen. Aber die franzöſiſchen Angriffe auf die ſchwach beſetzten Dörfer Noiſy le Grand, Villers und Coeuilly ſcheiterten unter ſehr großen Verluſten an dem Feuer der Verteidiger, die trotz der bedeutenden Überlegenheit der Franzoſen zu einer Reihe von Gegenſtößen ſchritten. Jedenfalls fiel kein Teil der

*) Nach „Der deutſch-franzöſiſche Krieg 1870/71“. Redigiert von der kriegsgeſchichtlichen Abteilung des Großen Generalſtabes.

deutſchen Hauptſtellung auch nur vorübergehend in feindliche Hände; am zweiten Schlachttage konnte der bedeutend verſtärkte Verteidiger überall zum Angriff übergehen. Und doch hatte die franzöſiſche höhere Führung bei Villers erheblich mehr Energie gezeigt und die franzöſiſchen Truppen ſich nicht ſchlecht geſchlagen, wenn ſie auch denen der Rheinarmee an Brauchbarkeit nachſtanden.

Auch im freien Felde kommen ſolche Zwangslagen vor. Als Napoleon bei Aſpern mit ſeinen vorderſten Diviſionen die Donau überſchritten und die für die Sicherung des Uferwechſels unentbehrlichen Dörfer Eßling und Aſpern beſetzt hatte, ſah er ſich ſofort durch die anrückende Armee des Erzherzogs Karl im Halbkreis umfaßt. Er mußte alſo durchbrechen, wenn er die Offenſive auf dem linken Donauufer durchführen wollte. Der Gegner erleichterte ihm nun zwar dieſe Aufgabe weſentlich, indem ſich die Maſſe ſeiner Infanterie auf beiden Flügeln in langwierigen und ergebnisloſen Dorfgefechten feſtlegte, ſo daß die Franzoſen in der Mitte nur mit der öſterreichiſchen Kavalleriereſerve und den inneren Flügeln des II. und IV. Korps zu rechnen hatten; trotzdem gelang der Durchbruch nicht. Weder die wiederholten Angriffe der franzöſiſchen Reiterei gegen die öſterreichiſche Mitte am Abend des 21. Mai, noch ein durch heftiges Artilleriefeuer eingeleiteter, von drei friſchen Infanterie-Diviſionen und der geſamten Kavallerie ausgeführter Maſſenſtoß vermochten die ſchwache öſterreichiſche Mitte zu ſprengen. Da auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gefochten wurde, muß dieſer Mißerfolg hauptſächlich den allgemeinen Schwierigkeiten des Durchbruchs zugeſchrieben werden.

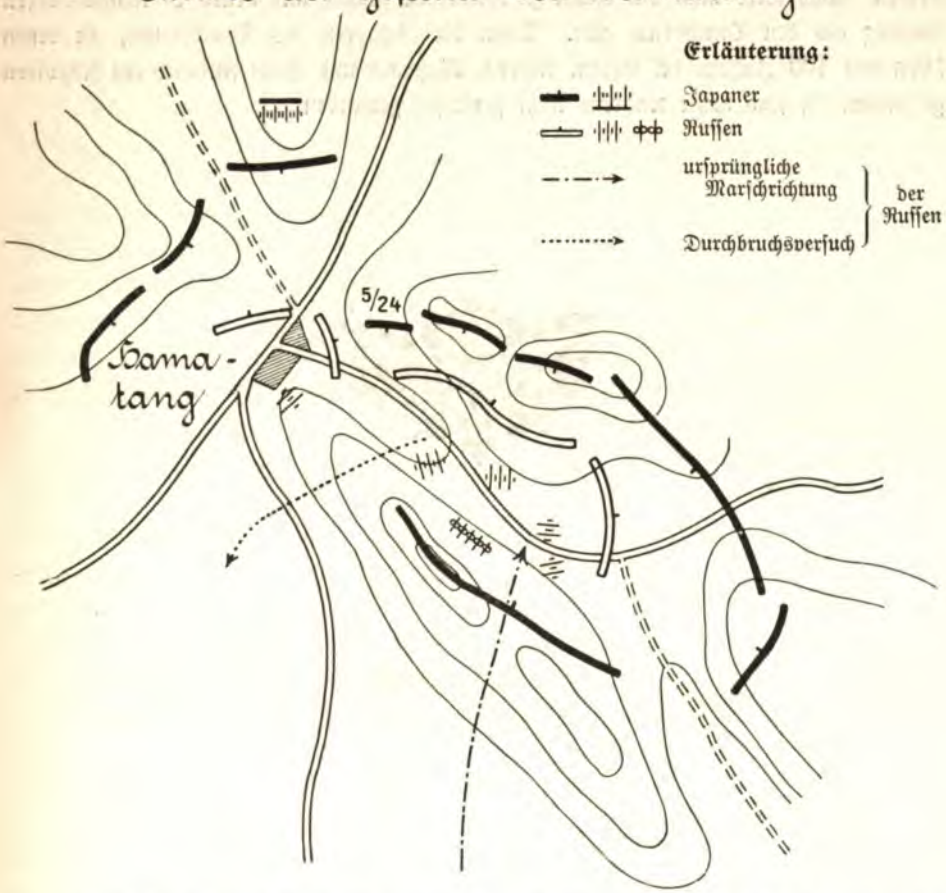
Ebenſo war die Armee Mac Mahons, nachdem ſie ſich bei Sedan hatte zuſammendrängen laſſen, auf den Durchbruch angewieſen, wenn ſie den Kampf überhaupt aufnehmen wollte. Es iſt bekannt, wie ſowohl die großen Kavallerieattacken bei Floing als die Offenſivſtöße in der Gegend von Balan ſchon wegen des Feuers der im Kreiſe aufgeſtellten deutſchen Artillerie unter allen Umſtänden ſcheitern mußten. Auch in Zukunft wird das Schickſal ſolcher allſeitig umfaßter Heere von vornherein als beſiegelt gelten können.

Läßt ſich auch nicht das ganze Heer umſtellen, ſo wird es doch immer wieder vorkommen, daß nach unglücklichen Gefechten mehr oder minder große Teile durch die herumgreifenden Flügel des Siegers ſich abgeſchnitten und auf den Durchbruch als einzige Rettung angewieſen ſehen. Auch hier handelt es ſich naturgemäß nur um Verzweiflungskämpfe, die nur inſofern etwas mehr Ausſicht auf teilweiſen Erfolg bieten, als es meiſt nur die äußerſten Spitzen des ſiegreichen Heeres ſind, die Gelegenheit zum Herumgreifen finden.

So ſahen ſich Teile der an der Schlacht am Yalu beteiligt geweſenen ruſſiſchen Truppen am Nachmittage des 1. Mai 1904, als ſie ſich auf der im Tale führenden Straße dem Orte Hamatang näherten, plötzlich den Rückweg durch eine iſoliert vorgegangene Kompagnie des 24. japaniſchen Regiments verlegt. Die Ruſſen taten, was

tapfere Soldaten in ſolchem Falle tun können: ſie brachten ihre Geſchütze in Tätigkeit, und die Infanterie, insbeſondere zwei Bataillone des 11. Schützen-Regiments, ſchritt unverzüglich zum Angriff auf die kleine japaniſche Schar. Ehe dieſe aber überrannt werden konnte, waren die Ruſſen durch andere, inzwiſchen herangekommene japaniſche Truppen faſt vollſtändig eingekreiſt. Es kam zu einem über zwei Stunden dauernden

Skizze des Gefechts bei Hamatang.



Gefechte, in dem beide Teile mehr verloren, als bei dem Kampfe um die Yaluſtellung ſelbſt. Erſt als die Japaner von allen Seiten zum Sturm ſchritten, gaben die Ruſſen den Widerſtand auf. Ihre Geſchütze und jedenfalls eine Reihe von Gefangenen fielen den Siegern in die Hände. Da aber die Japaner ſelbſt in der ganzen Schlacht nur 1362 Tote und einſchließlich der Verwundeten 751 Gefangene feſtgeſtellt haben wollen, muß es doch einem Teil der abgeſchnittenen Truppen gelungen ſein, durch den freilich auch nicht vollkommen geſchloſſenen Kreis der Verfolger durchzubrechen.

So iſt die Geſchichte der Durchbruchskämpfe im 19. Jahrhundert eine faſt ununterbrochene Kette von Mißerfolgen und da, wo dieſen Mißerfolgen einmal ein günſtigeres Ergebnis gegenüberſteht, laſſen ſich ſtets außergewöhnliche Verhältniſſe nachweiſen, die im Einzelfalle den Durchbruch ermöglicht haben. Wo ſolche beſondere, den Durchbruch begünſtigende Umſtände nicht mit völliger Klarheit zu erkennen ſind, wird man ſich davor hüten müſſen, einen Erfolg auf dem Wege des Durchbruchs anzuſtreben. Auch wird man alle Lagen zu vermeiden ſuchen, aus denen es keinen andern Ausweg als den Durchbruch gibt. Denn die Gefahren des Durchbruchs, an denen ſchon vor 100 Jahren bei Eylau, Aſpern, Wagram und Belle Alliance ein Napoleon geſcheitert iſt, ſind heute wahrlich nicht geringer geworden.

Die kartographiſche Abteilung der Königlich preußiſchen Landesaufnahme.

I. Arbeitsgebiet und Organiſation der kartographiſchen Abteilung.

Noch bis in das 18. Jahrhundert hinein erſcheinen die Landkarten im allgemeinen nur als Produkte einer mehr oder weniger genialen Phantaſie, die zum Teil allerdings als vorzügliche Zeichen-, Holzſchnitt- oder Kupferſticharbeiten einen nicht unbedeutenden künſtleriſchen Wert beanſpruchen können. Nur langſam bricht ſich in dieſem Jahrhundert mit den wachſenden militäriſchen Bedürfniſſen das Verſtändnis für beſſere Karten Bahn.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ſetzt jedoch eine raſchere Entwicklungs-Periode auf dem geſamten Gebiet des Kartenweſens ein. Schlag auf Schlag folgen ſich Neuerungen und Verbeſſerungen.

In erſter Linie waren es die aſtronomiſchen und geodätiſchen Arbeiten von Beſſel, ſowie die Gaußſche Methode der trigonometriſchen Beſtimmung von Feſtpunkten und die Einführung der ſogenannten Polyeder-Projektion, die eine neue zuverläſſige mathematiſche Grundlage ſchufen.

Hand in Hand damit ging die Vervollkommnung der topographiſchen Aufnahme-Methoden, nachdem ſich zu der ſchon im Mittelalter gebräuchlichen Bouſſole eine Reihe neuer Meßinſtrumente hinzugeſellt hatte, wie das Diopterlineal und die Diſtanzlatte, der Quadrant, der Meßtiſch, die Kippregel und das Tachymeter. Die Hauptfortſchritte brachten neben der Verbeſſerung der Inſtrumente die Verwertung der Spezialvermeſſungen, Lehmanns Theorie der Bergzeichnung und die Einführung der Schichtlinien.

Ebenſo einſchneidend wirkten ferner die neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Reproduktionstechnik, die bis dahin nur auf Handzeichnung, Holzſchnitt und Kupferſtich beſchränkt geweſen war. Den erſten Anſtoß gab die Erfindung der Lithographie durch Senefelder, dann kam die Erfindung der Photographie durch Daguerre, mit ihr die Photolithographie und Heliogravüre ſowie eine große Reihe anderer photomechaniſcher und photochemiſcher Verfahren, zuletzt die Algraphie und die Entwicklung der Farbendrucktechnik.

So nahm mit einer ſteten Erweiterung des Arbeitsgebietes gleichzeitig auch der Kreis derer ſtetig zu, die zur Mitarbeit berufen waren. Die Menge der Erzeugniſſe wuchs unausgeſetzt, und die Anſprüche an die Güte und Vollkommenheit der Arbeiten ſteigerten ſich von Stufe zu Stufe.

Das 19. Jahrhundert hatte als letzten Fortſchritt aus dem vorigen die ſogenannten geheimen Kabinettskarten vorgefunden, die ausſchließlich militäriſchen Zwecken, ſpeziell der Kriegführung dienen ſollten und eben deshalb ſtreng geheim gehalten wurden. Obwohl dieſe Karten ſchon als topographiſche Karten eingerichtet waren, ſo machte ſich doch ſehr bald das Bedürfnis nach noch genaueren Karten fühlbar, die auch für die militäriſche Friedens-Ausbildung und für die Vorbereitung möglicher Kriege nutzbar gemacht werden konnten. Mit dieſen genaueren Karten ergab ſich wieder ihre weitere Verwendungsmöglichkeit für wiſſenſchaftliche und wirtſchaftliche Zwecke und damit die Notwendigkeit für die Aufhebung der Geheimhaltung, die in Preußen im Jahre 1830 erfolgte.

Je mehr ſich nun der Gebrauch der Karten und das Verſtändnis für dieſelben verallgemeinerte, um ſo vielſeitiger geſtaltete ſich ihre Verwendung, um ſo zahlreicher traten Spezialzwecke hervor und um ſo fühlbarer machte ſich die Forderung nach immer größerer Vollkommenheit, Schnelligkeit der Herſtellung, Wohlfeilheit der Erzeugniſſe und dauernder Richtigſtellung derſelben.

Um allen dieſen Anforderungen gerecht werden zu können, mußte die bisherige militär-topographiſche Karte geodätiſch, topographiſch und techniſch noch weſentlich vervollkommnet werden. Die Darſtellung ihres Grundriſſes mußte vollſte geometriſche Zuverläſſigkeit erhalten, ihr Inhalt ſo ausgeſtaltet werden, daß er ſowohl für den praktiſchen Gebrauch als auch für theoretiſche Arbeiten möglichſt in allen Fällen genügen konnte, und ihre Ausſtattung mußte ſo gehoben werden, daß ſie die höchſte Klarheit und Lesbarkeit zu gewähren imſtande war.

Durch dieſe drei Grundforderungen waren drei verſchiedene umfangreiche Arbeitsgebiete gegeben, die für die Einteilung der Königlich preußiſchen Landesaufnahme bei ihrer Schaffung im Jahre 1875 maßgebend wurden und zu der Einrichtung einer trigonometriſchen, topographiſchen und kartographiſchen Abteilung bei derſelben führten.

Im Laufe des faſt 30jährigen Beſtehens der kartographiſchen Abteilung haben die Arbeiten derſelben naturgemäß an Umfang ſtetig zugenommen, die perſonellen und materiellen Mittel ſind dauernd erheblich geſtiegen und die techniſchen Einrichtungen und Arbeitsmethoden weſentlich verbeſſert worden.

Das geſamte Arbeitsgebiet umfaßt in ſeinem gegenwärtigen Stande folgende Aufgaben:

A. Die Herſtellung und Vervielfältigung der von der Landesaufnahme herausgegebenen topographiſchen Spezial- und Überſichtskarten, und zwar:

1. die Bearbeitung der Original-Aufnahmen 1 : 25 000,
2. die Bearbeitung der topographischen Karten in kleineren Maßstäben,
3. die Herstellung von Spezialkarten für Behörden, Schul- und andere Sonderzwecke,

B. Die Herstellung und Vervielfältigung aller für den Militär-Dienstgebrauch zu Friedens- und Kriegszwecken benötigten Karten, und zwar:

1. die Bearbeitung der Gebrauchskarten für den Friedensdienst der Armee,
2. die Arbeiten für den inneren Dienst des Großen Generalstabes,
3. die Herstellung von Karten für Kriegsfälle.

Es bestehen demnach zwei äußerlich zwar voneinander getrennte, aber innerlich in vielfacher Hinsicht eng zusammenhängende Teilgebiete.

Für das erstere kommen vornehmlich die bessere und gediegenere Resultate ergebenden manuellen Reproduktions-Verfahren zur Verwendung, für das letztere dagegen die schneller und billiger arbeitenden mechanischen; aber in der Regel geben die Kartenwerke des ersteren die Unterlage für die Arbeiten des andern Teils.

Das Personal der Karten-Abteilung setzt sich zur Zeit folgendermaßen zusammen:

1 Abteilungs-Chef und 10 Offiziere,
5 Vermessungs-Dirigenten, 53 Kartographen und Hilfskartographen,
3 technische Inspektoren, 42 Kupferstecher und Lithographen,
1 Vorstand der Druckerei, 1 Werkmeister, 17 Drucker und 17 technische Gehilfen,
1 Oberphotograph, 2 Photographen und 2 Galvanoplastiker,
2 expedierende Sekretäre, 3 Registratoren, 3 Kanzleisekretäre und 1 Kanzleidiener.

Für den inneren Dienst ist die Abteilung in eine Anzahl von Sektionen gegliedert, die unter Leitung von Dirigenten stehen und denen bestimmte, in sich abgeschlossene Arbeitsgebiete zugewiesen sind.

Bei der großen Menge der für die Original-Aufnahmen und die topographischen Karten manuell neu herzustellenden und der für den Militär-Dienstgebrauch zu bearbeitenden Druckplatten ist das Personal der Abteilung jedoch nicht im entferntesten ausreichend, so daß zur Bewältigung der Arbeiten auch auswärtige Kräfte in bedeutendem Maße herangezogen werden müssen.

Die Abteilung steht zu diesem Zweck mit vier Kupferstich-Instituten und sechs lithographischen Anstalten und Druckereien in Verbindung und beschäftigt außerdem noch eine Anzahl Stecher und Zeichner in Akkord, so daß auch bei unvorhergesehenen großen Anforderungen die Ausführung aller Arbeiten gewährleistet ist.

An technischen Arbeiten gelangen bei der Abteilung zur Ausführung:

a. Handzeichnungen aller Art mit Bleistift, Feder, Kreide, Wischer und Pinsel,

b. Lithographiſche Arbeiten in poſitiver und negativer autographiſcher Federzeichnung, in Kreidezeichnung mit Stift oder Wiſcher auf Kornpapier, Stein oder Aluminium, in manueller Steingravüre und einfacher Maſchinenarbeit.

c. Kupferſticharbeiten mit Sticheln, Nadeln, Punzen und Roulettes ſowie Kupferradierungen.

An beſonderen techniſchen Einrichtungen befindet ſich bei der Abteilung:

a. Die Druckerei.

Sie iſt ausgeſtattet mit vier elektriſch betriebenen Schnellpreſſen für Plattengrößen bis 80×110 cm; 3 Kupferdruckpreſſen, 14 Handpreſſen für Stein-, bzw. Aluminium- und Glasdruck, ferner mit einer Stein- und einer Aluminium-Schleiferei mit elektriſchem Betrieb und mit einem umfangreichen Papierlager.

Die Druckarbeiten verteilen ſich auf Stein- bzw. Aluminiumdruck, Kupferdruck und die verſchiedenen Umdruckverfahren. Der Stein- bzw. Aluminiumdruck wird als Hand- und Schnellpreſſendruck ausgeführt, von autograpiſchen, gravierten und Umdruckplatten ein- und mehrfarbig.

Der Kupferdruck wird nur mit Handpreſſen betrieben, als einfacher Schwarz- oder Kupferbuntdruck, von geſtochenen, galvanoplaſtiſchen oder geätzten Tiefdruckplatten.

Die photomechaniſchen Verfahren beſtehen in Photolithographie, Photoalgraphie und Glasdruck.

Am vielſeitigſten gelangt der Umdruck zur Verwendung, und zwar als Übertragung für den Flachdruck von photographiſchen Platten, von Autographien aller Art, von Steingravüren, Kupferdruck-Tiefplatten und von Typenſätzen, oder als Übertragung auf Platten für chemiſche Hoch- und Tiefätzung, oder als Staubaufdruck zum Erſatz von Pauſen. Die Übertragung kommt ferner als einfacher oder zuſammengeſetzter Umdruck, zum Zerlegen von Druckbildern und für Flächen- und Raſterton zur Ausführung, endlich als anaſtatiſcher Umdruck zur Herſtellung von Druckplatten nach alten Andrucken.

b. Die photographiſche Anſtalt.

Sie iſt ausgeſtattet mit vier großen und mehreren kleineren photographiſchen Apparten für Plattengrößen bis 90×90 cm und mit den erforderlichen Einrichtungen für maßhaltige Vergrößerungen und Verkleinerungen und die zur Anwendung kommenden Negativ-, Poſitiv- und zuſammengeſetzten Verfahren.

Von den Negativ-Verfahren werden ſowohl das naſſe Kollodium-Verfahren als auch das Bromſilbergelatine-Verfahren benutzt.

Für den Poſitiv-Prozeß werden neben dem Lichtpausverfahren eine Reihe direkter Kopierverfahren ausgeführt, wie Blaudruck, Silberdruck auf Salzpapier und anderen Papieren, Platindruck und Gummidruck, ferner werden Aſphaltkopien auf Metallplatten und Diapoſitive für verſchiedene Zwecke hergeſtellt.

Die zusammengesetzten Verfahren sind vornehmlich der Glasdruck, die Photolithographie, die Photoalgraphie, die heliographische Ätzung und die Heliogravüre in Verbindung mit der Galvanoplastik.

c. Die galvanische Anstalt.

Die Arbeiten erstrecken sich auf die Herstellung von galvanischen Tiefplatten und Reliefs in Kupfer, galvanischen Kupfereinlagerungen für die Korrektur der Kupferdruckplatten, auf Ver- und Entstählung sowie Ver- und Entsilberung von Kupferplatten für verschiedene Gebrauchszwecke.

II. Die Bearbeitung der topographischen Spezial- und Übersichtskarten.

1. Grundsätze für die Bearbeitung der Karten.

a. Projektion, Blatteinteilung und Maßstäbe:

Die Projektion, welche zur Anwendung gelangt, und der gewählte Maßstab geben die Grundlage für die geometrische Richtigkeit des Kartenbildes. Für die topographischen Karten kommt gegenwärtig nur die sogenannte Polyeder-Projektion in Betracht, die als orthographische Horizontal-Projektion neben größter Winkeltreue auch größtmögliche Flächentreue zuläßt. Der Unterschied der sphäroidischen Gestalt der Erdoberfläche gegen die Ebene des Kartenblattes ist bei den in der Praxis stets nur in Betracht kommenden beschränkten Flächen so gering, daß er einen Einfluß auf die geometrische Richtigkeit der Darstellung nicht ausübt, denn selbst bei Flächenausdehnungen von über 50 □ Meilen ist der Unterschied graphisch noch nicht darstellbar.

Abweichungen von den richtigen geometrischen Verhältnissen müssen dagegen stattfinden, wenn die Kleinheit der einzelnen Naturgegenstände eine absichtliche bildliche Vergrößerung der Dimensionen zum Zweck größerer Deutlichkeit in dem gewählten Verjüngungsverhältnis erforderlich macht.

Für die Blatteinteilung dient das geographische Gradnetz als die gegebene Unterlage, da innerhalb desselben jeder Teil eine in sich abgeschlossene Einheit bildet, die für jedes Verjüngungsverhältnis entsprechend ausgewählt und alsdann gleichartig über die ganze Fläche fortgesetzt werden kann.

Auf die Wahl des Verjüngungsverhältnisses sind vor allem die beabsichtigten Verwendungszwecke der Karte von Einfluß, denn diese sind maßgebend für den Inhalt, und der Inhalt muß wiederum in harmonischer Wechselbeziehung mit dem Maßstab stehen, um ein klar lesbares Bild zu gewährleisten.

Die topographischen Karten erfahren ihre umfangreichste Benutzung zweifellos im Militär-Dienstgebrauch, daher müssen sie auch vornehmlich geeignet sein, den

militäriſchen Intereſſen zu dienen. Die Aufzählung dieſer letzteren im einzelnen würde zu weit führen, man kann ſie jedoch kurz dahin zuſammenfaſſen, daß die verſchiedenartigſten Kartenwerke benötigt werden für Sonderzwecke des Feld- und Feſtungskrieges, für die Truppenführung im Gelände, für theoretiſche und kriegswiſſenſchaftliche Arbeiten und für die Ausbildung im Kartenverſtändnis überhaupt.

Bedingen die Sonderzwecke eine maßſtabgerechte Darſtellung von Einzelheiten der Natur, ſo wird ein kleines Verjüngungsverhältnis erforderlich und die Wahl der größten Maßſtäbe bis etwa 1 : 25 000 am Platze ſein; ſollen die Karten vornehmlich zur Darſtellung beſtimmter Objekte dienen, z. B. von Eiſenbahnen und Straßen, ſo genügt in der Regel ein großes Verjüngungsverhältnis, wie es die Maßſtäbe von 1 : 300 000 und darüber bieten. Für theoretiſche und kriegswiſſenſchaftliche Arbeiten, für die Ausbildung im Kartenverſtändnis und vor allem für den Gebrauch bei der Truppe ſelbſt ſind dagegen erfahrungsmäßig die mittleren Verjüngungsverhältniſſe von etwa 1 : 100 000 und 1 : 200 000 am geeignetſten.

b. Grundmaterial und Übertragungsarbeiten.

Wenn die topographiſchen Spezialkarten den höchſtgeſteigerten Anforderungen gerecht werden ſollen, muß das ihrer Bearbeitung zugrunde gelegte Material ein nach jeder Richtung vollkommenes Bild der Natur wiedergeben.

Als Grundlage können daher nur topographiſche Aufnahmen benutzt werden, die mit beſonders geſchultem Perſonal und geeigneten Meßinſtrumenten in der Natur ſelbſt ausgeführt worden ſind und den höchſten Grad von Zuverläſſigkeit beſitzen.

Nur nach durchaus zuverläſſigem Grundmaterial laſſen ſich wirklich gute Karten in reduzierten Maßſtäben herſtellen.

Je mehr der Inhalt der Original-Aufnahmen dem wirklichen Geländebild entſpricht, je mehr alle Einzelheiten des Geländes in den Aufnahmen zur Darſtellung gelangt ſind, um ſo ſachgemäßer kann die kartographiſche Bearbeitung bei der Reduzierung ausgeführt werden, aber um ſo ſchwieriger geſtalten ſich auch gleichzeitig die Aufgaben, die an den Kartographen herantreten.

Dieſe Schwierigkeiten ſteigern ſich naturgemäß mit der Ausdehnung des Anbaus und der Kultur der Gegenden und in gleicher Weiſe mit der Größe des Maßſtabes der Original-Aufnahmen, denn je reichhaltiger der Inhalt dieſer letzteren iſt, um ſo ſorgfältiger muß das Unweſentliche von dem Notwendigen bei der kartographiſchen Bearbeitung ausgeſchieden werden.

Der für die Original-Aufnahmen der preußiſchen Landesaufnahme zur Anwendung gelangende Maßſtab 1 : 25 000 kann noch als geeignet zur Reduzierung für die topographiſche Spezialkarte in 1 : 100 000 gelten, jedoch würden ſich recht erhebliche Schwierigkeiten ergeben, wollte man direkt auf 1 : 25 000 auch die Karten in 1 : 200 000 und 1 : 300 000 aufbauen.

Diese letzteren müssen vielmehr indirekt nach vorangegangener Reduzierung auf 1 : 100 000 bearbeitet werden, denn es gehört schon eine außerordentliche Gewandtheit und Übung dazu, Reduzierungen auf 1/4 der Länge, d. h. eine 16fache Verkleinerung der Fläche, theoretisch und im Geiste so zu übersehen, daß die praktische Ausführung sachgemäß gestaltet werden kann.

Auch eine direkte mechanische Reduzierung auf mehr als 1/4 der Länge würde die Schwierigkeiten nicht beheben können, da sie in der Regel unklare und unübersichtliche Bilder ergeben wird, eine solche ist vielmehr immer nur geeignet, als ein Hilfsmittel zu dienen, neben dem eine selbsttätige geistige Durcharbeitung des Stoffes durch fachmännisch gut ausgebildete und zeichnerisch gut beanlagte Kräfte einhergehen muß.

Die Reduktion kann photographisch, mittels Pantographen oder direkt manuell ausgeführt werden.

Die Photographie, welche in der Regel am einfachsten und schnellsten arbeitet, erzeugt jedoch oft recht undeutliche Bilder für den Zeichner und leidet wegen dem dabei zur Verwendung kommenden nassen Verfahren stets an einer geringen Maßhaltigkeit. Die daraus entstehenden Unzuträglichkeiten können meist nur bei den kleinsten Maßstäben ausgeglichen werden. Es wird daher einer jeweiligen richtigen Abwägung der vorliegenden Verhältnisse bedürfen, um festzustellen, welche Produktionsmethode als Unterlage für die Bearbeitung der Karten den Vorzug verdient.

Die Reduktion muß ferner stets in einen genau maßhaltigen Rahmen eingepaßt und darauf Bedacht genommen werden, daß unvermeidliche Ungenauigkeiten sachgemäß verteilt werden und etwaige bei der Übertragung vorkommende Verzerrungen auf das geringste Maß beschränkt bleiben, damit es möglich wird, nach den Original-Stichvorlagen auch genau maßhaltige Original-Druckplatten herzustellen. Korrekte Druckplatten geben zwar noch keine Gewähr für korrekte Druckabzüge, weil die zum Druck verwandten Papiere stets den Einflüssen der Temperatur und Feuchtigkeit unterliegen, aber es muß die Möglichkeit gegeben sein, bei späteren Arbeiten auf die korrekten Originale zurückgreifen zu können.

Die Original-Stichvorlagen sind so auszugestalten, daß sie die technische Ausführung des Stiches möglichst vereinfachen und erleichtern. Daher wird wegen der Fülle des Inhalts der topographischen Spezialkarten eine einheitliche Vorlage meist nicht am Platze sein, sondern es ist vorteilhafter, Einzelvorlagen herzustellen, wie sie auch durch die besondere technische Ausbildung der Stecher bedingt werden.

Meist wird eine Arbeitsteilung für den Situations-, Schrift- und Terrain-Stich sowie für autographische Tonplatten das Zweckmäßigste sein, um die Arbeiten schnell fördern zu können und dabei Gutes zu leisten.

c. Die Darstellung der Situation.

Für die topographischen Spezialkarten muß das Bestreben maßgebend sein, das

Situationsbild ſo reichlich wie möglich auszugeſtalten, dagegen iſt es für die topographiſchen Überſichtskarten nur erforderlich, daß der topographiſche Charakter der betreffenden Gegend in ſeiner Eigenart ausreichend zur Darſtellung gebracht wird.

Das Zuviel oder Zuwenig des Inhalts der Darſtellung iſt dabei zum Teil Sache des richtigen kartographiſchen Empfindens, anderſeits jedoch iſt auch eine reiflich durchdachte und eingehende Durcharbeitung des vorhandenen Grundmaterials von entſcheidendem Einfluß auf die Innehaltung des zuläſſigen Maßes.

Im Prinzip ſoll ferner durchgehends eine geometriſch richtige Darſtellung des Kartenbildes angeſtrebt werden, d. h. alle Bodenbedeckungen ſollen im Grundriß wiedergegeben und dabei durch ſolche Zeichen ausgedrückt werden, die ohne weiteres ihr Weſen erkennen laſſen. Wo dies nicht möglich, ſind beſondere Signaturen feſtgeſtellt und in den Muſterblättern und Zeichenerklärungen erläutert.

Solche Signaturen können aber ſtets nur einem beſtimmten Maßſtab angepaßt ſein, ſo daß ſie in den meiſten Fällen für Änderungen desſelben ungeeignet ſind und daher mechaniſche Vergrößerungen ſtets plump und ungeſchickt, mechaniſche Verkleinerungen undeutlich und unleſerlich erſcheinen laſſen werden. Jedoch iſt die Mehrzahl der Signaturen ſo eingerichtet, daß ſie durch bunte Farben noch hervorgehoben werden können, ſofern dies für einzelne Zwecke wünſchenswert erſcheint.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Geſtaltung des Kommunikations-Netzes. Die Darſtellung und Einteilung desſelben darf nicht nach einſeitigen Geſichtspunkten geregelt werden, ſondern muß die Zweckbeſtimmung und Bauart, den allgemeinen Zuſtand und die Verwaltungs-Einrichtungen in angemeſſener Weiſe in Betracht ziehen. Die Einteilung muß ferner ermöglichen, daß die kleineren Maßſtäbe aus den größeren leicht abgeleitet werden können.

Am geeignetſten hierzu hat die praktiſche Erfahrung eine Einteilung in ſechs Hauptklaſſen ergeben, von denen wiederum jede aus zwei Unterklaſſen beſteht, ſo daß bei den größeren Verjüngungsverhältniſſen die minderwertigen Klaſſen ausgeſchaltet und dadurch die Gangbarkeit des Geländes dem Maßſtab entſprechend richtig zur Anſchauung gebracht werden kann.

Die ſechs Hauptklaſſen ſind folgende:

Eiſenbahnen, Kleinbahnen, Kunſtſtraßen, Unterhaltene Fahrwege, Nichtunterhaltene Fahrwege und Nichtfahrbare Wege.

In gewiſſem Sinne gehören zu den Kommunikationen auch die Gewäſſer, die ihrer Bedeutung nach in folgende drei Hauptgruppen zu gliedern ſind:

Meer, Ströme und Kanäle für Seeſchiffahrt,

Landſeen, Flüſſe und Kanäle für Binnenſchiffahrt,

Alle Nichtſchiffbaren Gewäſſer.

Die Ortſchaften ſollen in den kleineren Maßſtäben nur durch Signaturen, in den größeren noch in einem ihrem Grundriß ähnlichen Bilde wiedergegeben werden.

Hierbei iſt auf die durchgehenden Hauptſtraßen und auf die als Orientierungspunkte hervortretenden Gehöfte, Kirchen und dgl. beſonders Gewicht zu legen, damit Lage und Art der Ortſchaften in der Zeichnung genau wiederzuerkennen ſind.

Von den Kulturen werden die Waldbeſtände immer eine vorzugsweiſe Beachtung erfordern; auch kann bei ihnen durch eine charakteriſtiſche Darſtellung der Diſtriktsgrenzen zum Ausdruck gebracht werden, ob ein regelrechter Forſtwirtſchaftsbetrieb ſtattfindet. Außerdem iſt insgeſamt bei allen Kulturen zu beachten, daß die Vereinfachung um ſo ausgiebiger durchgeführt werden muß, je kleiner der Maßſtab der Karte iſt.

d. Die Kartenſchrift.

Die Schriftzeichnung dient zur Individualiſierung des topographiſchen Kartenbildes, ſie fördert das Verſtändnis und die Lesbarkeit desſelben und ermöglicht ſomit gewiſſermaßen erſt den praktiſchen Gebrauch der Karten. Sie iſt das Hauptmittel, das ſtumme Kartenbild für die Anſchauung zu beleben und eine Beſchleunigung ſeiner geiſtigen Verarbeitung herbeizuführen.

Die Kartenſchrift ſoll jedoch nicht nur die im praktiſchen Leben gebräuchlichen Benennungen einfach wiedergeben, ſondern auch die wechſelnde Bedeutung der Objekte im Kartenbilde zur Anſchauung bringen, derart, daß mit ihrer zunehmenden Erheblichkeit auch eine allmähliche Hervorhebung der Schrift ſtattfindet, ohne dabei die Zeichnung zu ſehr zu bedecken oder unförmlich zu überragen.

Die Bedeutung der Objekte beruht zum Teil auf ihrer Eigenart, zum Teil auf ihrer Ausdehnung, ſo daß ſowohl ihre Unterſcheidung in topographiſcher Beziehung in Ortſchaften, Gewäſſer, Bodenbedeckungen oder Geländeformen in Betracht gezogen werden muß, als auch ihre Erheblichkeit anundfürſich.

Um dieſe verſchiedenartigen Eigenſchaften der Objekte in ihrer fortſchreitenden Steigerung vom Unbedeutendſten zum Wichtigſten in zweckmäßiger Weiſe zum Ausdruck zu bringen, bietet die Schriftzeichnung folgende Mittel:

a. Anwendung verſchiedener Schriftarten, wie Kapitalſchrift, Rotundeſchrift, Kurſivſchrift, Balkenſchrift, ſchraffierte Schrift und für einzelne Fälle auch Skelettſchrift und hohle Schrift.

b. Anwendung verſchiedener Schriftlagen, wie ſtehende Schrift und vorwärts- oder rückwärtsliegende Schrift in verſchiedenen Neigungswinkeln.

c. Anwendung verſchiedener Schrifthöhen und Schriftſtärken, deren Wertbeſtimmung dem jeweilig in Betracht kommenden Maßſtab angepaßt ſein muß.

d. Anwendung verſchiedener Stellung, Richtung und Ausdehnung der Schrift, wie Stellung in einer oder mehreren Zeilen, horizontale Stellung, Stellung im Bogen oder in der Richtung der Objekte, geſchloſſene oder geſperrte Schrift.

e. Anwendung von Unterſtreichungen oder ſonſtigen Zuſätzen.

Die Art und Weiſe der Anwendung der angegebenen Mittel gibt vornehmlich den Maßſtab für die Beurteilung der ſachgemäßen Ausführung der Schriftzeichnung, für die die praktiſche Erfahrung die Bevorzugung der lateiniſchen Druckſchrift als Regel feſtgeſtellt hat.

Außerdem ſind aber zur Erzielung einer ausdrucksvollen Geſamtwirkung auch noch hohe Anforderungen an die Ausführung der Schrift zu ſtellen. Sie muß geeignet ſein, dem Kartenbild als beſonderer Schmuck zu dienen und darf niemals in bezug auf Güte und Schönheit hinter der übrigen Zeichnung zurückſtehen.

Naturgemäß fällt auf topographiſchen Karten die topographiſche Eigenart der Objekte in erſter Linie ins Auge. Daher iſt es zweckmäßig, den einzelnen topographiſchen Objekten ſtets ihre beſtimmten Schriften zuzuweiſen und ihre Anwendung bei allen gebräuchlichen Verjüngungsverhältniſſen ſtets gleichmäßig durchzuführen. Wenn es auch nicht möglich ſein wird, dieſen Grundſatz mit voller Strenge innezuhalten, ſo laſſen ſich doch unter Berückſichtigung des bisher üblichen Verfahrens folgende Regeln beobachten:

a. Alle Ortſchaftsbezeichnungen von erheblicher Bedeutung erhalten ſtehende Kapital- bzw. Rotundeſchrift.
b. Alle Ortſchaftsbezeichnungen von geringerer Bedeutung erhalten vorwärtsliegende Rotunde- bzw. Kurſivſchrift.
c. Alle Gewäſſer erhalten rückwärtsliegende Schrift, und die Schriftſtellung in gleicher Weiſe wie Eiſenbahnen und Wege in Richtung der Objekte.
d. Alle Bergnamen erhalten Bogenſtellung.
e. Alle topographiſchen Flächenbezeichnungen werden durch mehr oder minder geſperrte Schrift wiedergegeben.

Weiterhin iſt es von Wichtigkeit, die Abgrenzung für die Einſchätzung der Bedeutung der topographiſchen Objekte im einzelnen feſtzuſtellen, wobei zunächſt die Ortſchaften in Betracht kommen. Das allgemeine Schönheitsempfinden würde verlangen, die Abſtufung der Schrift allein der Ausdehnung der Objekte anzupaſſen, jedoch iſt die Eigenart der Ortſchaften nicht allein in ihrer Ausdehnung zu ſuchen, ſondern auch in der Zahl ihrer Einwohner, Häuſer oder Feuerſtellen, und ferner in ihrer Bauart, ihrer wirtſchaftlichen, militäriſchen, kirchlichen und politiſchen Stellung.

Alle dieſe Geſichtspunkte für die Klaſſeneinteilung in Betracht zu ziehen, erſcheint aber unmöglich, da die Verhältniſſe ganz verſchiedenartigen Beurteilungen unterliegen können. Um zu einem praktiſch brauchbaren Reſultat zu kommen, muß man in erſter Linie die politiſche Bedeutung zugrunde legen, die, abgeſehen von wenigen Ausnahmen, den zuverläſſigſten Maßſtab für die Geſamtbedeutung der Örtlichkeiten abgibt. Man muß demgemäß unterſcheiden zwiſchen ſelbſtändigen politiſchen Gemeinden, zu denen die Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke gehören, und den Gemeindeteilen, wie Bauernſchaften, Weiler und Abbauten aller Art.

Von gleichgroßem Einfluß auf die Bedeutung der Örtlichkeiten ist ferner die Zahl ihrer Einwohner, die in der Regel gleichzeitig den Wohlstand des betreffenden Landstrichs zum Ausdruck bringt. Die Feststellung der Klasseneinteilung hinsichtlich der Höhe der Einwohnerzahlen kann aber nur eine mehr oder weniger willkürliche sein und die angenommenen Zahlen können selbstredend nur als ungefähre angesehen werden, da in Wirklichkeit eine dauernde Verschiebung der ortsanwesenden Bevölkerung stattfindet. Außerdem wird man stets zu einer gewissen Beschränkung der Anzahl der Klassen gezwungen sein, um die Einteilung nicht zu umständlich zu gestalten.

Die Unterscheidung der stehenden und fließenden Gewässer ergibt sich in der Regel schon aus ihren Benennungen und ihrer topographischen Gestalt, sie bedarf daher keiner weiteren Erläuterung durch die Art der Schrift. Die Bedeutung der einzelnen Gewässer beruht auf der Beschaffenheit ihrer Betten, ihrer Wasserverhältnisse, Ausdehnung, Schiff- oder Flößbarkeit. Der größte praktische Wert kommt aber der Schiffbarkeit zu, daher muß auch die Schriftzeichnung vornehmlich die schiffbaren vor den nichtschiffbaren Gewässern hervorheben.

Bei Höhenzügen, Rücken, einzelnen Bergen und Felsen einerseits sowie bei Tälern, Schluchten, Mulden und Erdrissen anderseits finden sich ferner eigene topographische Benennungen. Der Hauptunterschied dieser Geländeformen, die sich als Erhebungen und Senkungen charakterisieren, bedarf ebenfalls keiner gesonderten Schriftformen, da er ohne weiteres aus der topographischen Darstellung der Objekte hervorgeht.

Außerdem sind noch die Flächenbezeichnungen zu berücksichtigen, zu denen sowohl die politischen Benennungen der Forst- und Wiesengutsbezirke als auch die topographischen Landschafts-, Flur- und Gewann-Namen sowie die Bezeichnungen von Kulturen verschiedenster Art gehören. Ihre Bedeutung liegt insgesamt vorwiegend in ihrer Ausdehnung und kommt daher am besten durch gesperrte Schrift zum Ausdruck, wobei die Schriftform so zu wählen ist, daß sie im allgemeinen in horizontaler Anordnung die Objekte mehr in sich zusammenzuschließen als zu decken suchen muß, um dadurch die Lesbarkeit der topographischen Darstellung zu fördern.

Eine tunlichste Übereinstimmung der Schriftdarstellung in allen vorkommenden Verjüngungsverhältnissen wird besonders geeignet sein, das Lesen der Karten zu erleichtern und zu vereinfachen.

e. Die Darstellung der Geländeformen.

Wenn die topographischen Karten ein porträtähnliches Bild der Natur erzielen sollen, so muß vor allen Dingen auch die Darstellung der Geländeformen geometrisch richtig und naturwahr sein.

Die theoretische Beurteilung wird feststellen müssen, ob die mathematische Grundlage dieser Darstellung als ausreichend angesehen werden kann. Dabei wird zunächst das geometrische Grundrißbild in Frage kommen, das die horizontale Richtung und

Ausdehnung der Formen maßſtabgerecht zum Ausdruck bringen ſoll, alsdann die Art der Darſtellung der hypſometriſchen Verhältniſſe, und ferner die Wirkung der Darſtellung der geneigten Flächen im Verhältnis zu den naturwahren Böſchungen.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß die Güte der techniſchen Ausführung nicht nur die Überſichtlichkeit des Geländebildes, ſondern auch die Richtigkeit deſſelben ſowohl in hypſometriſcher Beziehung, als auch in bezug auf den Ausdruck der Bodenplaſtik ſehr weſentlich heben oder beeinträchtigen kann. Eine techniſch geſchickt ausgeführte, recht harmoniſche Abtönung von Situation, Schrift und Geländeformen wird am meiſten dazu beitragen, daß die Karte in voller Deutlichkeit und klarer Überſicht einen ausreichenden Einblick ſowohl in den Charakter und Zuſammenhang des ganzen Geländes, als auch in ſeine Gliederung und die Einzelheiten der Bodenformen zu gewähren im Stande iſt.

Die Geländeformen dürfen demnach niemals hervorſtechend in die Augen treten, ſondern ſind ausreichend zum Ausdruck gebracht, wenn ſich das gliedernde Geripnetz der Höhenzüge und Talſohlen noch deutlich gegeneinander abhebt und die den Geſamtcharakter der Bodenunebenheiten beeinfluſſenden Einzelformen ein richtiges und natürliches Bild der geognoſtiſchen Verhältniſſe wiedergeben.

Alles das würde ſich verhältnismäßig einfach geſtalten, wenn nicht die große Mannigfaltigkeit der Geländeformen in Betracht gezogen werden müßte, die gerade das Gebiet des Deutſchen Reiches mit ſeinem wechſelnden Flachland, Mittel- und Hochgebirge in ſo ausgedehntem Maße aufweiſt. Hierdurch wird die Feſtſtellung eines für die betreffenden Maßſtäbe geeigneten Verfahrens erheblich verwickelter, insbeſondere wenn die Klarheit und Überſichtlichkeit des Kartenbildes nicht verloren gehen ſoll, die zur Lesbarkeit der Karte benötigt wird.

Für den Ausdruck der Bodenplaſtik auf topographiſchen Karten können folgende Verfahren in Gebrauch genommen werden:

1. Zahlenangaben nach mathematiſchen Höhenbeſtimmungen.
2. Schichtlinienſyſteme mit einheitlichen oder wechſelnden Schichthöhen.
3. Auf mathematiſcher Grundlage beruhende Vertikal-Schraffur. (Bergſtrichmethoden.)
4. Flächentönungen in zenitaler Beleuchtung. (Schattenplaſtik.)
5. Flächentönungen in Höhenſtufen. (Farbenplaſtik.)
6. Kombinationen der genannten Methoden.
7. Kombinationen unter Zuhilfenahme von bunten Farben und ſchräger Beleuchtung.

Von dieſen Methoden werden Zahlenangaben allein nie ein überſichtliches und lesbares Bild ergeben, ſelbſt bei ganz dichter Gruppierung derſelben und peinlichſter Genauigkeit. Sie ſind daher nur in ſolchem Flachland ausreichend, in dem Bodenformen und Böſchungen überhaupt nicht in der Natur erkennbar ſind.

Dagegen giebt die Darſtellung in einer dem Maßſtabe angepaßten Schichtlinienmethode ein in mathematiſcher Beziehung durchaus zuverläſſiges Bild, nur kann ſie allein vielfach nicht den Charakter der Geländeformen ſo ausreichend veranſchaulichen wie es durch die dritte Methode, die Vertikalſchraffur, in größter Vollendung geſchehen kann.

Dieſe aber ermangelt wieder der leichten Lesbarkeit der vertikalen Höhenunterſchiede. Insbeſondere wird bei größeren Verjüngungs-Verhältniſſen die Schwierigkeit ihrer techniſchen Ausführung ſo bedeutend, daß ein genaues Innehalten der mathematiſchen Stufenſkala unmöglich und daher die Berechnung der Höhenverhältniſſe unzuverläſſig wird.

Die Flächentönungen der Schattenplaſtik, ſowie die Anwendung von bunten Farben oder ſchräger Beleuchtung haben ſämtlich nicht die Bedeutung einer für ſich ſelbſtändigen Darſtellungsart, ſondern können nur als Hilfsmittel zur Erhöhung des Ausdrucks der Gliederung und der Formen des Geländes angeſehen werden, die Flächentönungen in Höhenſtufen werden in der Regel nur die hypſometriſchen Verhältniſſe in großen Zügen ohne die nötigen Einzelheiten darzuſtellen geſtatten.

Für die Auswahl des anzuwendenden Verfahrens iſt neben dem Zweck der Karte vornehmlich der Maßſtab entſcheidend. In der Regel wird hierbei unter richtiger Abwägung der vorliegenden Verhältniſſe das Hauptgewicht entweder auf das Hervortreten der Böſchungsverhältniſſe, oder auf die Lesbarkeit der Höhenverhältniſſe zu legen ſein. Jedoch bei den kleinſten Maßſtäben kann ohne Störung der Klarheit des Kartenbildes meiſt nur noch einem dieſer Geſichtspunkte Rechnung getragen werden, ſo daß ſolche Karten ſtets nur ein allgemeines Bild der Geländeformen wiederzugeben imſtande ſein können.

2. Die veröffentlichten Hauptkartenwerke.

Das Grundmaterial für alle Kartenwerke bilden die Original-Meßtiſch-Aufnahmen der topographiſchen Abteilung im Maßſtab 1 : 25 000. Die Ausdehnung jedes Aufnahmeblattes entſpricht einem Flächenraum von 10 Breiten-Minuten und 6 Längen-Minuten. Auf dieſem Raum befindet ſich ein Netz von 20 bis 23 trigonometriſchen Punkten, welches für die genaue, ins einzelne gehende Wiedergabe des Geländebildes durch geometriſche Konſtruktionen und direkte Meſſungen von Koten mit der Kippregel ſo weit vervollſtändigt wird, wie es die Schwierigkeit des Geländes und die Ausbildung des Aufnehmers erfordern.

Die Darſtellung des eigentlichen Kartenbildes geſchieht mittels Krokierens unter Zuhilfenahme von Reduktionen aller etwa vorangegangener Spezialvermeſſungen. Die Genauigkeit und Vollkommenheit dieſer Arbeiten wird dadurch erreicht, daß dieſelben nur im Gelände ſelbſt in direkter Anſchauung der Natur durch fachmänniſch ausgebildetes Perſonal ausgeführt werden.

Die Veröffentlichung der Aufnahmen geschieht im gleichen Maßstabe als:

Meßtischblätter in 1 : 25 000.

Für die Reproduktion werden die Meßtischblätter in manueller Stichgravüre auf Stein bearbeitet, die für eine gute und schnell arbeitende, verhältnismäßig wohlfeile Ausführung und für volle Klarheit und Leserlichkeit der Blätter eine sichere Gewähr bietet.

Ihre Vervielfältigung geschieht in einfachem Schwarzdruck mit Handkolorit der hauptsächlichsten Gewässer.

Während die Aufnahme selbst vornehmlich die Absicht verfolgt, die Unterlage für die Kartenwerke in kleineren Maßstäben zu schaffen, so bezweckt ihre Veröffentlichung die Nutzbarmachung dieses zuverlässigen und wertvollen Materials für allgemeine wirtschaftliche Zwecke, unter denen ihre direkte Bearbeitung als geologische Landeskarte die erste Stelle einnimmt.

Zu den Veröffentlichungen in kleineren Maßstäben gehören die nachstehend aufgeführten Kartenwerke:

Die Karte des Deutschen Reiches in 1 : 100 000.

Diese Karte wird direkt aus den Original-Aufnahmen abgeleitet und dient ihrerseits als Unterlage für die noch kleineren Maßstäbe. Sie wird in manuellem Kupferstich ausgeführt und in zwei verschiedenen Ausgaben herausgegeben, die eine in schwarzem Kupferdruck, die andere in dreifarbigem Kupferbuntdruck: Situation mit Schrift schwarz, Gewässer blau, Geländeformen braun.

Die Karte, die zur Zeit nahe vor ihrem Abschluß steht, wird als topographische Spezialkarte bearbeitet und hat sich während der langen Zeit ihres Bestehens eine außerordentlich große Zahl von Freunden erworben, da sie tatsächlich sowohl technisch, als auch topographisch und kartographisch als eine Musterleistung hingestellt werden kann. Sie hat auch als militärische Karte bei Manövern und sonstigen Friedensübungen ihre Probe stets glänzend bestanden und ist ein einheitliches Werk von einer Vollendung, wie es heute kein andrer Staat aufzuweisen hat.

Um einzelnen gegenüber dieser Karte hervorgetretenen Wünschen entgegenzukommen die sich insbesondere auf bessere Lesbarkeit bei schlechtem Licht oder schwachen Augen beziehen, ist die zweite Ausgabe in Kupferbuntdruck zur Ausführung gelangt und bei dieser der bisherige Inhalt durch Einfügen von 50 m Schichtlinien in die Darstellung der Geländeformen noch vermehrt worden.

Die topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches in 1 : 200 000.

Die Ausdehnung der einzelnen Blätter entspricht einem Flächenraum von 1° in der Breite und ½° in der Höhe, so daß dieselben 4 Sektionen der Karte 1 : 100 000 umfassen, auf der auch ihre Bearbeitung aufgebaut ist. Zur Darstellung der Bodenformen sind 20 m Schichtlinien angewandt, die im flachen Gelände durch Einfügen von 10 m Linien ergänzt und zur Erleichterung der Lesbarkeit durch zahlreiche Höhen-

angaben in Zahlen vervollständigt werden. Von der Anwendung eines besonderen Tones für die Böschungen, sei es durch Bergstriche oder durch Schummerung, ist Abstand genommen worden, weil sonst bei dem kleinen Maßstab die Durchsichtigkeit des Kartenbildes in den bergigen Teilen erheblich beeinträchtigt und die Ausführung in Kupferdruck durch Hinzukommen noch einer vierten Platte wesentlich erschwert worden wäre. Anderseits dürfte durch die gewählte enge Schichthöhe in Verbindung mit dem grünen Kolorit der Talsohlen eine genügende Plastik der Bodenformen erreicht worden sein. Die technische Ausführung erfolgt in manuellem Kupferstich auf drei getrennten Grundplatten für Situation mit Schrift, Gewässer und Geländeformen. Diese Bearbeitung für mehrfarbigen Druck ermöglicht, in gleicher Weise wie bei der Buntausgabe der Karte 1 : 100 000, die Platten für etwa auftretende Sonderzwecke auch einzeln oder in beliebiger Zusammenstellung zu drucken.

Die Topographische Spezialkarte von Mittel-Europa in 1 : 200 000.

Dieses von dem ehemaligen Kgl. Preuß. Plankammer-Inspektor Reymann etwa um das Jahr 1800 in einer normal-konischen Projektion entworfene Kartenwerk wurde erst im Jahre 1874 vom Generalstabe käuflich erworben und mußte natürlich in dem vorhandenen Rahmen weitergeführt werden. Das zu Gebote stehende Grundmaterial ist ein sehr vielseitiges, da das Kartenwerk weit in die Nachbarstaaten hineingreift. Für jeden dieser Staaten liegt anderes Kartenmaterial vor, und jedes von diesem muß durch besondere redaktionelle Arbeiten zugerichtet werden.

Der kleine Maßstab gestattet eine geometrisch richtige Grundrißzeichnung nur noch ganz ausnahmsweise, so daß eine ausgedehnte Charakterzeichnung geboten ist. Die Darstellung der Geländeformen in Schraffenmanier mit Höhenangaben kann nur noch die wesentliche Gliederung des Bodenreliefs zum Ausdruck bringen und muß daher eine bedeutende Vereinfachung der Einzelformen zeigen.

Die Karte wird in Schwarzdruck mit Handkolorit der Grenzen und Seeufer herausgegeben.

Die Topographische Übersichtskarte von Mittel-Europa in 1 : 300 000.

Auch dieser Karte werden, ihrer Ausdehnung entsprechend, die verschiedenartigsten Kartenwerke zugrunde gelegt. Der Maßstab bedingt die Ausschaltung aller Einzelheiten in der gesamten Darstellung. Um jedoch ohne zu weit gehende Beschränkung des Inhalts noch eine genügende Übersichtlichkeit zu erzielen, ist die Farbengebung bei dieser Karte vermehrt worden. Sie wird in manueller Stichgravure auf Stein hergestellt und in fünffarbigem Steindruck herausgegeben. Für Sonderzwecke können auch einfarbige Drucke oder Drucke mehrerer einzelner Farben hergestellt werden.

Außer diesen Hauptkartenwerken werden noch Spezialkarten für einzelne Gebietsteile, Kreise, oder als Umgebungskarten größerer Städte in den Vertrieb gegeben, unter denen aber nur die Karte von Berlin und Umgebung in 1 : 50 000 eine besondere Bedeutung beanspruchen kann.

III. Die Bearbeitung der Karten für den Militär-Dienſtgebrauch.

1. Die Gebrauchskarten für den Friedensdienſt.

Der Militär-Dienſtgebrauch beanſprucht für die praktiſche Verwendung im Gelände die Herſtellung großer Maſſenauflagen der vorgenannten topographiſchen Spezial- und Überſichtskarten ſowohl für größere Gelände-Abſchnitte, als auch für einzelne Teilgebiete, ferner aber auch eine Menge der verſchiedenartigſten Karten, Skizzen, Pläne, Überſichten und ſonſtigen graphiſchen Darſtellungen für Lehr- und Studienzwecke, für theoretiſche und wiſſenſchaftliche Arbeiten, zu vorbereitenden und endgültigen Maßnahmen für militäriſche Zwecke und dergleichen mehr, ſo daß ſich für dieſes zweite Hauptarbeitsgebiet der kartographiſchen Abteilung ebenfalls ein weites Feld der Tätigkeit, insbeſondere für die Verwendung und Ausnutzung ihrer techniſchen Einrichtungen, ergiebt.

An erſter Stelle kommen die kartographiſchen, zeichneriſchen und ſonſtigen techniſchen Hilfsarbeiten für den Dienſt des Großen Generalſtabes zur Friedensausbildung der Führer und Truppen und zur Kriegsvorbereitung in Betracht. Ferner erfordern die regelmäßig ſtattfindenden Truppenübungen, wie Manöver, Kavallerie-, Pionier- Eiſenbahn-, Schieß- und ſonſtige Geländeübungen, ſowie die Übungsreiſen der Offiziere eine ausgedehnte Arbeitsleiſtung auf kartographiſchem Gebiete. Alsdann treten umfangreiche Aufträge zur Herſtellung von beſonderen Garniſon-Umgebungskarten, Karten der Truppenübungsplätze und Schießplätze an die Abteilung heran. Auch von den militäriſchen Bildungsanſtalten und für allgemeine Schulzwecke werden große Anforderungen zur Lieferung verſchiedenen Kartenmaterials geſtellt. Endlich werden eigenartige Kartenherſtellungen zu Kriegsſpiel- und Vortragszwecken und zur Ausſtattung wiſſenſchaftlicher Werke verlangt.

Zum größten Teil müſſen die Karten für dieſe Aufgaben auf den neueſten Stand berichtigt ſein und oft muß ihr Inhalt noch, den Sonderintereſſen entſprechend, mit weiteren Einzelheiten vervollſtändigt oder ausgeſtaltet werden. Dann wieder kommen Karten in Betracht, deren Darſtellungen beſtimmten Zeitperioden angepaßt ſein ſollen und deren Herſtellung daher ein Zurückgreifen auf die alten Beſtände der vorhandenen Sammlungen erfordert.

Aber wie vielſeitig ſich auch die Anforderungen geſtalten mögen, ſo wird doch die kartographiſche Abteilung gegenüber allen ſonſtigen Inſtituten am eheſten in der Lage ſein, die Ausführung aller dieſer Arbeiten ſachgemäß in die Wege zu leiten, denn alles für die Berichtigung der Karten benötigte Material geht ihr aus erſter Hand zu, und die techniſche Leiſtungsfähigkeit wird durch die inneren Einrichtungen der Abteilung geſichert.

Die Grundplatten ſämtlicher Kartenwerke ſind ſo eingerichtet, daß ſie die vielſeitigſte Verwendung zur direkten mechaniſchen Herſtellung von Karten für Spezial-

zwecke zulaſſen. Sowohl ein Zuſammendruck mehrerer Blätter oder einzelner Teile derſelben als auch der Druck von einzelnen Kartenblattausſchnitten kann ſtattfinden, ebenſo wie eine mechaniſche Vergrößerung oder Verkleinerung der Maßſtäbe oder die Herſtellung von beſonderen Farbenplatten oder das Eliminieren oder Hinzufügen einzelner Teile des Kartenbildes techniſch leicht ausführbar iſt.

Die zur Verwendung gelangenden und praktiſch als zuverläſſig erprobten techniſchen Methoden ermöglichen für alle vorkommenden Bedürfniſſe die Auswahl derjenigen, die vom ökonomiſchen, techniſchen und künſtleriſchen Standpunkt aus das billigſte, ſchnellſte und beſte Reſultat zu geben vermag.

Wie aber die dispoſitive Tätigkeit zur Feſtſtellung der jeweiligen Ausführungsmethode auf der einen Seite erfordert, die ganze Technik in ihren einzelnen Teilen zu beherrſchen, die Leiſtungsfähigkeit der vorhandenen Arbeitskräfte ſicher abzuſchätzen und die finanzielle Wirkung richtig zu beurteilen, ſo müſſen anderſeits, um eine ſachgemäße Entſcheidung treffen zu können, ob dieſes oder jenes Verfahren für den vorliegenden Fall den Vorzug verdient, alle Aufträge auf das eingehendſte Auskunft geben über Zweck und Verwendung des gewünſchten Materials, die geſtellten Anforderungen, die Höhe der Auflage und die verfügbaren Mittel.

2. Die Gebrauchskarten für den Kriegsfall.

Entſprechend dem damaligen Stand des Kartenweſens konnte in den letzten Feldzügen des vorigen Jahrhunderts die Ausrüſtung der Truppen mit Kriegskarten nur eine verhältnismäßig unvollkommene ſein. Eine ſtaatliche Landesaufnahme mit den heutigen Einrichtungen gab es noch nicht, die Heeresleitung war vielmehr zur Beſchaffung des erforderlichen Kartenmaterials häufig auf Kontrakte mit Privatfirmen angewieſen, auf deren pünktliche Innehaltung ſie in keiner Weiſe einen ausreichenden Einfluß ausüben konnte.

Für den Feldzug 1864 war beim Generalſtabe nur eine Karte von Süd-Schleswig in 1 : 100 000 auf 4 Blättern vorhanden. Für Holſtein wurden die dem damaligen Major Geerz, ſpäteren Chef der Kartographiſchen Abteilung, gehörigen Kupferplatten ſeiner Karte in 1 : 276 000 benutzt, und für Nord-Schleswig und Jütland die Manſaſche Karte in 1 : 160 000 durch den Buchhandel beſchafft und mechaniſch vervielfältigt. Daneben wurden noch verſchiedene Überſichtskarten ebenfalls durch den Buchhandel in der erforderlichen Anzahl bezogen und an die höheren Führer verausgabt.

Die Höhe der Ausrüſtung war ſehr knapp bemeſſen. Den öſterreichiſchen, ſächſiſchen und hannoverſchen Bundestruppen wurden die notwendigen Kartenexemplare zum Selbſtkoſtenpreiſe von 1,50, 2,00 bzw. 3,75 Mk. überlaſſen und allen Offizieren der mobilen Truppen die Reſtbeſtände gegen Bezahlung zur Verfügung geſtellt, wobei die Preiſe auf 2,00, 4,00 bzw. 4,50 Mk. erhöht wurden.

Die Karten wurden zu dieſer Zeit gewiſſermaßen noch als beſondere Wertobjekte behandelt und daher auch bei der Ausgabe gleichzeitig die Rückgabe derſelben nach Beendigung des Feldzuges befohlen. Da ſie aber teils verbraucht und teils abhanden gekommen waren, ſo wurde ſchließlich von der Rückgabe Abſtand genommen.

Die Abrechnung der Geſamtkoſten ergab in der Ausgabe die Summe von 10 318,41 Mk., in der Einnahme 2091,00 Mk.

Ebenſo wie für den Feldzug 1864 war auch für den Feldzug 1866 nur eine knapp bemeſſene Friſt zur Verfügung, um die Herſtellung und Vervielfältigung der benötigten Karten zur Ausführung zu bringen. Vorwiegend beſtand die Ausrüſtung im Jahre 1866 aus mechaniſchen Reproduktionen der Spezialkarte von Böhmen und Mähren in 1 : 144 000 und einer Vergrößerung der Straßenkarte von Böhmen in 1 : 200 000. Für die Main-Armee konnte nur eine Reihe von Blättern der verſchiedenſten Kartenwerke aus alten Beſtänden verausgabt werden.

Die Geſamtkoſten der Kartenausrüſtung erreichte die Höhe von 134 890 Mk.

Auch für den Feldzug 1870/71 konnte wegen der Vielſeitigkeit des deutſchen Kartenmaterials an eine halbwegs einheitliche Ausrüſtung noch nicht gedacht werden. Die einzigen größeren zuſammenhängenden Kartenwerke waren noch immer in der Hand von Privaten, ſo die topographiſche Spezialkarte von Mittel-Europa in 1 : 200 000, die dem geographiſchen Inſtitut von C. Flemming in Glogau gehörte, und die ſogenannte Liebenowſche Karte des hannoverſchen Buchhändlers Oppermann.

Die Ausrüſtung war zwar gleich anfangs in bedeutend größerem Umfange bemeſſen, aber bei dem ſchnellen Fortſchreiten der Operationen wuchs auch die Ausdehnung des Kriegsſchauplatzes in raſch zunehmendem Maße und erforderte die angeſtrengteſte Arbeit für die weiter notwendige Kartenverſorgung.

Als eine dem Bedürfnis entſprechende Aushilfsmaßregel, die ſich auch durchaus bewährte, wurde dem Vertreter der Spezialkarte in 1 : 200 000 die Erlaubnis erteilt, der Armee mit einem größeren Kartenlager ins Feld zu folgen und fliegende Depots für den Verkauf der bezüglichen Sektionen einzurichten.

Die Höhe der Koſten für die Kartenausrüſtung im Kriege 1870/71 erreichte die Summe von 212 373 Mk.

Seitdem iſt es für das Deutſche Reich zu kriegeriſchen Ereigniſſen auf dem eigenen Kontinent nicht mehr gekommen. Dagegen machte das neue Jahrhundert eine kriegeriſche Expedition nach Oſt-Aſien und eine ebenſolche nach Südweſt-Afrika notwendig und erforderte die Ausrüſtung der Expeditionstruppen mit überſeeiſchen Karten. Es iſt natürlich, daß bei dem vollſtändigen Mangel an brauchbarem Kartenmaterial dieſer Gegenden auch dieſe Ausrüſtungen nur mangelhaft ſein konnten und auch hierbei wiederum die Privatinduſtrie teilweiſe zur Mitwirkung herangezogen werden mußte.

Für das Anfang Juli 1900 nach China abgehende Marine-Detachement wurde zunächſt eine Anzahl von Atlas-Karten in den allerkleinſten Maßſtäben angekauft und

auch für das Mitte August nachfolgende Expeditionskorps stand im wesentlichen nichts Besseres zur Verfügung. Als eigentliche „Kriegskarte" wurde nach diesem Material eine „Karte des Kriegsschauplatzes in 1 : 300 000" bei der kartographischen Abteilung in Bearbeitung genommen, von der das Blatt Peking-Taku dem Expeditionskorps für die ersten Bedürfnisse noch mitgegeben werden konnte. Außerdem wurde bei der Abteilung nach den aus dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894/96 stammenden Wegeaufnahmen der Provinz Tschili in 1 : 168 000 eine deutsche Ausgabe hergestellt, von der 4 Blätter ebenfalls vor der Verschiffung in größerer Auflage zur Ausgabe gelangen konnten.

Eine bessere Zuverlässigkeit und geeignetere Brauchbarkeit war bei einer in Japan mit englischen Schriftformen bearbeiteten Karte von Tschili in 1 : 300 000 vorauszusetzen, die nach neueren japanischen Aufnahmen in 8 Blättern hergestellt worden war. Von dieser Karte wurde eine größere Auflage direkt von Japan nach dem Kriegsschauplatz übermittelt, so daß die Truppen noch rechtzeitig in den Besitz derselben gelangten.

Die Kriegskarte in 1 : 300 000 wurde alsdann fortlaufend nach allem zugänglichen Material verbessert bzw. umgearbeitet, so daß Anfang September 1900 bereits eine zweite Auflage zur Versendung kam. Daneben erfolgte die Bearbeitung einer „Übersichtskarte in 1 : 1 000 000", die später auf 22 Blätter über ganz Ost-China ausgedehnt wurde.

Dem Expeditionskorps selbst wurde eine „Topographische Sektion", bestehend aus 1 Dirigenten und 4 Offizieren, angeschlossen. Ihre Aufgabe war einerseits die Herstellung von Operations- und Gefechtsskizzen bei den Truppen, anderseits die Ausführung möglichst umfangreicher eigener Aufnahmen, ferner die Sammlung alles zugänglichen Materials sowohl des Operationsgebietes als auch von Ost-China überhaupt und die Ausführung möglichst zahlreicher astronomischer und telegraphischer Ortsbestimmungen, um damit die bisher noch mangelnde zuverlässige geodätische Unterlage für das Kartenmaterial zu schaffen.

Die Arbeiten der topographischen Sektion sind alsdann auch während der anschließenden Okkupationszeit energisch weitergeführt worden und haben ein besonders wertvolles Material zur geographischen Erschließung des chinesischen Reiches geliefert.

Zunächst konnten auf Grund derselben Spezialpläne der Städte Peking und Tientsin in 1 : 17 500 bzw. 1 : 25 000 von der kartographischen Abteilung herausgegeben und ferner eine provisorische Karte von Tschili und eines Teiles von Schantung in 1 : 200 000 bearbeitet werden. Die in China verbliebene Besatzungs-Brigade veranstaltete außerdem selbst die Ausgabe einer Karte der näheren Umgebung der Standorte der Truppen in 1 : 100 000 in autographischer Ausführung.

Weiteres umfangreiches Material von Ost-Asien wurde in letzter Zeit durch den russisch-japanischen Krieg von 1904/5 zugänglich, so daß gegenwärtig neben der Be-

arbeitung von Spezialkarten einzelner Teilgebiete die vollſtändige Umarbeitung mehrerer Blätter der Überſichtskarte von Oſt-China in 1 : 1 000 000 bei der kartographiſchen Abteilung in Angriff genommen werden konnte.

Die Ausrüſtung des für Südweſt-Afrika beſtimmten Expeditionskorps, deſſen erſte Truppen im Januar 1904 verſchifft wurden, beſtand aus einer Auflage der Langhansſchen Atlaskarte im Maßſtabe von 1 : 2 000 000, die in dem geographiſchen Inſtitut von S. Perthes in Gotha in dreifarbigem Druck hergeſtellt worden war.

Außerdem wurde mit der Verlagshandlung von D. Reimer in Berlin, bei welcher das geſamte überſeeiſche Kartenmaterial des Kolonialamtes zur Bearbeitung gelangt, eine Vereinbarung zur Fertigſtellung und Lieferung einer in Ausführung begriffenen Karte von Südweſt-Afrika in 1 : 800 000 getroffen. Das erſte Blatt, welches das Gebiet zwiſchen Swakopmund und Windhuk umfaßt und für welches ein etwas ausgiebigeres Grundmaterial vorlag, konnte ebenfalls dem erſten Transport noch rechtzeitig mitgegeben werden. Für die übrigen 7 Blätter, deren Fertigſtellung bald darauf bewirkt wurde, war im großen und ganzen nur wenig Grundmaterial vorhanden, ſo daß dieſelben für die ausgedehnten Truppenbewegungen in dem großen Gebiete nur ein recht unzureichendes Hilfsmittel boten.

Daher wurde durch die Landesaufnahme auf Veranlaſſung des Führers des Expeditionskorps ein beſonderer Feldvermeſſungs-Trupp ausgerüſtet. Dieſer Feldvermeſſungs-Trupp erhielt von vornherein eine Organiſation, die die Möglichkeit bot, ſobald die kriegeriſchen Ereigniſſe nicht dringend beſondere Arbeiten erforderten, ſofort eine grundlegende geodätiſche Landesvermeſſung und eine planmäßige topographiſche Aufnahme des ganzen Schutzgebietes in Angriff zu nehmen.

Da auf irgendwelche Hilfsmittel im Lande ſelbſt nicht gerechnet werden konnte und die Unſicherheit des Gebietes es nötig machte, mußte die Kopfzahl des Trupps eine verhältnismäßig große ſein. Er ſetzt ſich z. B. aus 12 Offizieren und 140 ſonſtigen Militär- und techniſchen Perſonen zuſammen, die teils für trigonometriſche, teils für topographiſche, teils für Reproduktions-Arbeiten vorgebildet worden waren, teils zu anderweitigen Hilfsarbeiten herangezogen werden. Auch die Materialausrüſtung wurde dementſprechend zuſammengeſtellt und enthält für die geodätiſchen Arbeiten Theodolite und Heliotrope, einen Jäderinſchen Baſismeßapparat und Nivellierinſtrumente, für die topographiſchen Arbeiten eine Anzahl vollſtändiger Meßapparate, Krokierapparate, Meßräder, Barometer und Bouſſolen, ſowie einen ſtereophotogrammetriſchen Apparat und für die Reproduktionsarbeiten mehrere Lichtpausapparate, photographiſche Apparate und eine Handdruckpreſſe.

Die Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatz wurden der beabſichtigten Landesvermeſſung nicht hinderlich. Sie iſt daher bereits begonnen und ſoll auf ſelbſtändiger Grundlage aufgebaut werden.

Die Triangulation ſoll von einem Punkt bei Windhuk ausgehen, deſſen Breite

astronomisch und dessen Länge durch telegraphische Übertragung von Kapstadt bestimmt wird. Das ganze Gebiet wird alsdann unter Berücksichtigung der dortigen besonderen Verhältnisse nach der Methode der Kettenanlagen mit einem Hauptdreiecksnetz versehen, für welches nach Bedarf Basismessungen vorgenommen werden. Die anschließende Klein-Triangulation wird sich den wirtschaftlichen und Kartierungszwecken anpassen müssen. Für die durch Präzisions-Nivellements und trigonometrische Messungen auszuführenden Höhenbestimmungen wird ein Normal-Höhenpunkt bei Windhuk als Ausgangspunkt genommen, dessen Höhenlage durch ein Präzisions-Nivellement zum Swakopmunder Pegel auf die mittlere Meereshöhe bezogen wird.

Die topographischen Aufnahmen sind im Maßstab 1 : 50 000 geplant und die Verwendung der Stereophotogrammetrie bei den Aufnahmen in die Wege geleitet. Die ersten Proben konnten bereits vorgelegt werden. Die Arbeiten stellen jedoch in den unwirtlichen Gebieten die höchsten Anforderungen an die Willenskraft und Leistungsfähigkeit des einzelnen. Nur der Umstand läßt die Strapazen leichter überwinden und wirkt zugleich anspornend auf die Beteiligten, daß jedermann bei der Eigenart der Feldmeßarbeiten meist eine gewisse Befriedigung in der Arbeit findet, weil er die Erfolge seiner Arbeiten stets unmittelbar und anschaulich vor Augen hat. Die volle Ungebundenheit des Daseins und der dauernde Aufenthalt in der freien Natur erwecken oft sogar ein geradezu leidenschaftliches Interesse für diese Tätigkeit und lassen dann die vielen Mühen und Unzuträglichkeiten ganz vergessen. Zuversichtlich ist daher darauf zu rechnen, daß in wenigen Jahren die Leistungen von großem allgemeinen Nutzen sein und die gebührende Anerkennung neben den Arbeiten im engeren Vaterlande finden werden.

v. Zglinicki,
Oberstleutnant, zugeteilt dem Großen Generalstabe.

Die gegenwärtige Ausrüſtung mit Feldkanonen in den verſchiedenen Staaten.

Das Prinzip des Rohrrücklaufs mit Flüſſigkeitsbremſe iſt überall zum Durchbruch gelangt. In bezug auf die Einrichtung zum Verhalten des Rohres hat der Vorzug Frankreichs mit der Verwendung verdichteter Luft nur wenig Nachfolge gefunden. Selbſt die franzöſiſche Privatinduſtrie, die ſich anfänglich dazu bekannt hatte, mußte auf Wunſch der Beſteller mehrfach den Federverholer bei ihren Lieferungen anwenden, ſo in Bulgarien, oder hatte denſelben, wie in Belgien, bei ihrem Verſuchsgeſchütz ſchon den Vorzug gegeben. Auch Rußland hat bei ſeinen neuen Modellen nur noch Flüſſigkeitsbremſe mit Federverholer.

Was die Länge des Rohrrücklaufs betrifft, ſo haben gegenwärtig die Maße von 1,25 bis 1,30 m den Vorzug, was bei ſonſt günſtigen Bedingungen einen abſolut ruhigen Stand beim Feuern ergibt.

Die Unterſchiede zwiſchen den techniſchen Anordnungen der verſchiedenen Staaten bei den Rohrrücklaufgeſchützen, wie ſie die nachfolgende Tabelle ergibt, beruhen weſentlich auf den zugrunde gelegten balliſtiſchen Verhältniſſen, in bezug auf welche die Anſichten ſehr verſchieden ſind. Hier kommen zur Sprache: die Seelenweite, die relativen Geſchoßlängen und damit im Zuſammenhang die Geſchoßgewichte und die Belaſtungen des Geſchoßquerſchnitts. Für die balliſtiſche Wirkung kommen dann in Betracht: die Ladungen im Verhältnis zu den Geſchoßgewichten als Vorbedingung für die Mündungsgeſchwindigkeiten. Eng damit zuſammenhängen wieder die Geſchoßarbeiten an der Mündung erſtlich abſolut und dann im Verhältnis zu den aufgewandten Gewichten, als des Rohres, des abgeprotzten Geſchützes in der Feuerſtellung, Batteriegewicht und des aufgeprotzten Geſchützes (Fahrzeuggewicht), das ergibt dann die eigentliche Leiſtung, gewiſſermaßen die Rentabilität einer Konſtruktion.

Die häufigſt vorkommende Seelenweite iſt 7,5 cm mit 6,5 kg Geſchoßgewicht. Weit über letzteres hinaus gehen Frankreich mit 7,58 kg und Großbritannien fahrende Artillerie mit 6,8 kg. Die geringſten Geſchoßgewichte haben Niederlande mit 6 kg und Großbritannien reitende Artillerie mit nur 5,7 kg. Es ergibt ſich

hier der Zuſammenhang mit den Querſchnittsbelaſtungen, für die als Mittelwert 147 bis 150 g gelten, während der Wert bei Frankreich auf 163,6 g ſteigt, bei den Niederlanden auf 136,4 g, Großbritannien reitende Artillerie auf 122,8 g fällt.

In ſehr weiten Grenzen halten ſich die Mündungsgeſchwindigkeiten, hier bilden Rußland mit 588 m und Deutſchland mit 465 m die äußerſten Grenzen. Dem entſprechen die Geſchoßarbeiten: bei Rußland 118,7 Metertonnen, Deutſchland mit 75,5, noch niedriger Italien mit 75 und Großbritannien reitende Artillerie mit 73.

Im Zuſammenhang mit den Leiſtungen ſtehen wieder die Belaſtungen. Wo jene groß ſind, ſind es in der Hauptſache auch dieſe. Im Gegenſatz dazu ſteht die Eigenſchaft der Beweglichkeit. Die Belaſtungen ergeben ſich durch die Gewichte der Rohre, der Laffeten mit den jetzt allgemein üblichen Schutzſchilden in den Stärken von 3,5 bis 6 mm, der Protzen mit der darin verladenen Munition, die zwiſchen 24 und 44 Patronen ſchwankt. Ein gewiſſes Mehrgewicht bedingen auch die bei der fahrenden Artillerie häufig vorhandenen Achsſitze.

Die größten Batteriegewichte haben Großbritannien fahrende Artillerie mit 1223 kg, Frankreich (ohne Achsſitze) 1130 kg. Beim franzöſiſchen Material leidet die Feuerbereitſchaft durch die Notwendigkeit einer Feſtſtellung der Räder beim erſten Schuß (die „abatage“), die bei größeren Veränderungen der Seitenrichtungen wiederholt werden muß. Meiſt liegen die Batteriegewichte zwiſchen 1000 und 1100 kg. Sehr günſtig ſteht hier Deutſchland, ebenſo mit dem Fahrzeuggewicht. Auch hier iſt Frankreich wieder ſehr ungünſtig mit 1885 kg ungeachtet geringer Protzmunition und fehlender Achsſitze. Die höchſte Patronenzahl in der Protze nehmen Dänemark und Schweden mit und zwar 44 Stück, letzteres gibt trotzdem nur 1800 kg Fahrzeuggewicht an. In den Protzen und Hinterwagen der Munitionswagen werden im ganzen meiſt 90 bis 100 Patronen mitgeführt. Die Panzerung der Hinterwagenkaſten zum gleichzeitigen Schutz der Munitionskanoniere und einiger Chargen iſt jetzt faſt allgemein. Zum Teil iſt nach dem Abprotzen des Hinterwagens noch ein Umkippen nötig, daher die Bezeichnungen kippbar und nicht kippbar. Die letztere Einrichtung wird vorgezogen. Man verpackt die Patronen entweder einzeln in Fächern, oder zunächſt in Kaſten oder Körben zu je 4 Stück. Die letztere Anordnung erleichtert die Munitionsverſorgung.

Die Brennlängen der Doppelzünder gehen bis an 6000 m.

Die Richtvorrichtungen werden an der Wiege des Rohrs angebracht. Man hat Richtbogenaufſatz mit Korn, zur Aushilfe Viſirfernrohr, zum Richten nach Hilfszielpunkten Winkelmeſſer, in verdeckter Stellung das Panoramafernrohr. Die von Frankreich angegebene unabhängige Viſierlinie findet wenig Verbreitung.

Die Zuglaſten der fahrenden Artillerie pro Pferd ohne aufſitzende Mannſchaften liegen zwiſchen 286,6 kg (Deutſchland) und 322,5 kg (Dänemark), Großbritannien reitende Artillerie hat 255 kg, Deutſchland desgl. $278^1/_2$ kg.

Die Zahl der Geſchütze in der Batterie iſt 4 oder 6, pro Geſchütz 1½ bis 3 Munitionswagen. Die Ausrüſtung mit Patronen ſchwankt zwiſchen 315 und 500 Patronen für das Geſchütz. Die Erfahrungen des oſtaſiatiſchen Krieges mit ihren mehrtägigen und ſelbſt wochenlangen Kämpfen laſſen alle bisherigen Zahlen als unzureichend erſcheinen.

Vor dem oſtaſiatiſchen Kriege hatte man an vielen Stellen das Schrapnell mit Doppelzünder als einzige Geſchoßart für ausreichend erachtet. Meiſt räumte man der Granate nur noch eine Bedeutung gegen tote Ziele ein. Der Krieg hat die Bedeutung der Briſanzgranate mit Entſchiedenheit hervortreten laſſen; beſonders wichtig dürfte ſie auch gegen Schildbatterien ſein, wie niederländiſche Verſuche ſcharf hervorleuchten laſſen. Der Übergang zu einem Einheitsgeſchoß, für das es ſchon verſchiedene Konſtruktionen gibt, wie Briſanzſchrapnell, Schrapnellgranate, ſcheint nur eine Frage der Zeit zu ſein.

J. Schott, Major a. D.

		Deutschland a	Italien b	Österreich-Ungarn c	Frankreich d	Rußland e	
1	Modelljahr	1896 N. A.	1900, Sez. 75 A	1905	1897	1900	
2	Rohr Seelenweite in cm	7,7	7,5	7,65	7,5	7,62	
3	" Länge in Seelenweiten	27,3	30	30	35	30	
4	" Verschluß	Flachteil nach Ehrhardt 1 Ladegriff	Schraube mit unterbrochenem Gewinde	Flachteil 1 Ladegriff	eccentrischer Schraubenverschluß	Cylindr. Schraube mit 1 Bewegung	
5	Gewicht in kg Rohr mit Verschluß	390	351	336—330	460	376	
6	" Batterie-	945 r. Art. 895	1040	950	1130	1020 r. Art. 970	
7	" Fahrzeug-	1740 r. Art. 1690	1726	etwa 1700	1885	1884 (1790 ohne Zubehör)	
8	" Munitionswagen	1780	?	1780-1800	2000	1820	
9	Schußzahl in Protze	36	32	33	24	36 r. Art. 24	
10	" im Munitionswagen	88	96	90	96	88 r. Art. 72	
11	Gewicht in kg Schrapnell	6,85	6,7	6,6	7,24	6,5	
12	" Granate	6,85	6,05	6,6	7,24	—	
13	Querdichte auf qcm g Schrapnell	147,2	151,8	143,6	163,6	144	
14	" " " Granate	147,2	137	143,6	163,6	—	
15	Füllkugeln im Schrapnell Anzahl	300	180+127 à à	320	300	259	
16	" " Einzelgewicht in g	10	10 11	9	12	10,66	
17	Gewicht in kg Geschützladung	0,57	0,43-0,434	0,53	0,58	0,88	
18	" Patrone	—	—	?	?	8,905	
19	Mündungsgeschwindigkeit m	465	Schr. 480 Gran. 493	500	530	588	
20	Geschoßarbeit an der Mündung mt	75,5	Schr. 78,7	84,1	103,2	118,7	
21	Geschoßarbeit an der Mündung pro kg Rohrgewicht mkg	194	221	252,5	224,4	331	
22	" " pro kg Batteriegewicht mkg	80,00	75,6	81	91,3	113	
23	" " pro kg Fahrzeuggewicht mkg	43,4	45,6	49	54,8	63	
24	Brennlänge des Zünders m	5000	5000	5000	5000	5500	
25	Rücklaufhemmung	Rohrrücklauf	Federsporn, Seilbremse	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	
26	Länge des Rohrrücklaufs m	?	—	1,27	1,09	0,91	

Dänemark	Schweden reitende Artillerie	Schweden fahrende Artillerie	Norwegen	Niederlande	Schweiz	Vereinigte Staaten von Amerika	Belgien	Portugal
g	h		i	k	l	m	n	o
1902	1900	1902	1901	1903	1903	1902	1905	1904
7,5	7,5		7,5	7,5	7,5	7,62	7,5	7,5
30	30		31	30	30	29	30	31,4
Leitwell-Keilverschluß Krupp	Leitwell-Keilverschluß Krupp		excentrischer Schraubenverschluß	Leitwell-Keilverschluß Krupp	Leitwell-Keilverschluß Krupp	Schraube mit unterbrochenem Gewinde	Leitwell-Keilverschluß Krupp	Canetverschluß
330	350	340	330	350	330	377	330	340
1035	887	975	998	990	1000	970	1030	1080
1935	1600	1800	1885	1767	1750	1724	1715	1830
2050	1600	1800	2020	1847	1820	1835	1785	1852
44	40	44	36	40	40	36 + 4 Laffete	40	38
120	92	96	100	104	96	106	101	110
6,75	6,5		6,58	6,0	6,35	6,8	6,5	6,5
—	—		—	6,0	6,35	—	—	—
154	148		149	136,4	143	149	148	148
—	—		—	136,4	143	—	—	—
295	295		280	270	210	295	360	294
11	11		11	11	12,5	11	9	10
0,6	0,6		0,58	0,44	0,515	0,61	0,465	0,8
8,7	8,3		8,25	7,72	—	8,7	8,14	8,198
500	500		500	500	485	518	500	500
86	83		84	76,4	76,1	93	83	83
263	237	244	254,5	218	230	247	251	244
92,7	93,5	85,7	84,0	77,02	76,1	95,8	80,5	76,8
44,4	51,8	46,1	44,5	43,33	43,5	54	48,9	45,4
6000	5200		5500	5600	5900	—	—	—
Rohrrücklauf	Federsporn	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf
?	—	?	1,0 à 1.25	1,30	1,35	1,22	1,30	—

			Deutschland a	Italien b	Österreich-Ungarn c	Frankreich d	Rußland e	Großbritannie reitende	fahr Artillerie f
27	Sicherung gegen Gewehrgeschosse und	Geschütz	Ober-, Mittel- u. Unterschild	..	Schild von Chromstahl, aufklappbar, 4,5 mm	2 Seitenschilde, 5 mm, unten aufklappbar	—	Schild	Sch
28	Schrapnellsprengteile	Munitionswagen	noch unbestimmt	—	gepanzert	gepanzert, kippbar,	—	—	–
29	Visierung		Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	gewöhnlich	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr, Panoramaaufsatz Goerz	unabh. Visierlinie	Richtbogenaufsatz, Winkelmesser	unabhängige Visierlinie	
30	Erhöhungsgrenzen + ...		16	17	16	—	$16^3/_4$	16	
	—		12	10	10	—	$6^1/_2$	5	
31	Ganze Seitendrehung Grad . . .		8	6	6	—	2	8	
32	Anzahl der Bedienungskanoniere .		5	5	5 3 beim Mun. Wag.	6 mit Mun. Wag.	5	—	
33	" " Zugpferde		6	6	6	6	6	6	
34	Anzahl Schuß in 1 Minute . . .		20	8	21	20	15—20	29	
35	Die Batterie zählt im Kriege	Geschütze	6	6	6	4	8	—	
36		Munitionswagen	6	10	9	12	16	—	
37	Feuerhöhe in m		0,96	1,002	0,99	0,90	0,98	0,94	
38	Bezugsquelle		Staat	Staat	Staat	Staat	Putilow-Fabrik	Englische Fabri	

a. Die Werte infolge der Umänderung sind annähernd.
b. Ein von Krupp aufgestelltes Muster mit Rohrrücklauf von 7,5 cm soll der Neubeschaffung zugrunde werden. Ausführung in Italien beabsichtigt. Versuche mit 7,0 und 7,3 cm aufgegeben.
c. Die Beschaffung im Großen kann erst nach Behebung der finanziellen Schwierigkeiten mit Ungarn erfolge
d. Ein erleichtertes Muster für reitende Batterien der Kavallerie-Divisionen noch in Schwebe.
e. Ein Modell 1902 hat die Flüssigkeitsbremse und Vorholfedern. Dasselbe wurde mit Schutzschilden ver und mit Panorama-Fernrohraufsatz. Dies ergibt Modell 1903; die Munitionswagen werden gepanzert.
i. Die Schilde werden lose auf den Munitionswagen fortgeschafft und zur Feuerbereitschaft an den Ach angebracht.
m. Die Zahlen haben nur annähernde Bedeutung.
n. Während der Ausführung sind noch geringe Änderungen der Werte zu erwarten.

ıemark	Schweden reitende Artillerie	Schweden fahrende Artillerie	Norwegen	Niederlande	Schweiz	Vereinigte Staaten von Amerika	Belgien	Portugal	Bu
g	h		i	k	l	m	n	o	
teilter child, mm	—	geteilter Schild, 4,75 mm	Loser Schild, 3,5 mm 29 kg	Ober-, Mittel- u. Unterschild, 4 mm	Schild 4,25 mm, 1,55 m hoch	Schild von 5 mm in verschiedenen Teilen	Schild 5 mm	Schild	4
ınzert, ıpbar	—	gepanzert, nicht kippbar	—	gepanzert, Ober- u. Unterschild, Seitenteil	gepanzert, nicht kippbar	—	gepanzert, nicht kippbar, 5 mm	gepanzert, kippbar	ge ki
ichtenauf- Visierrohr	—	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr, unabh. Visierlinie	—	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	—	gewöhnl. Aufsatz u. Panoramaaufsatz	unabhäng. Visierlinie	ge ri
15	—	16	$15^1/_2$	16	16	15	15	16	
9	—	8	5	8	8	5	5	5	
7	—	6	7	7	4	8	6	6	
—	—	—	4 Geschütz 2 Wagen	3 Geschütz 3 Wagen	—	5		—	
6	6	6	6	6	6	6	6	6	
—20	8	20	20	12—20	20	20	16 –25	15—20	1
4	4	4	6	6	4	4	4	-	
6	4	10	12	12	10	12			
0,99	- -	-	1,0	0,995	0,99	-	1,0	0,955	
ried. rupp	Fried. Krupp		Rhein. Metall	Fried. Krupp	Fried. Krupp	Ordnance Deptm.	Fried. Krupp	Schneider-Creusot	Sd C

Von den nicht erwähnten Staaten hat Rumänien eine Konstruktion von Krupp angenommen, die z in Ausführung ist. Sie soll sich derjenigen von Dänemark nähern. Die Batterie zählt 4 Geschütze, 12 Mu ı. Spanien hat sich für Schneider Creusot entschieden. In Serbien hatte sich die Artillerie Versuchskom r Mehrheit für die Konstruktion von Krupp entschieden. Gelegentlich der Verhandlungen über einen Handelsvert reich-Ungarn hatte man von da aus einen Druck zugunsten einer Konstruktion der Skodawerke versucht. Mit ! erlangung der finanziellen Mittel ist es nicht ausgeschlossen, daß die Bestellung bei Schneider Creusot erfolg ei, Brasilien, China beziehen ihr Material von Krupp. Merito hat eine Konstruktion von St. Ch ›ragon angenommen. Ausführliche Angaben über diese Staaten, die uns ferner liegen, sind nicht in gen rläßigkeit zu erlangen gewesen.

Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

(Fortsetzung.)

I. Der Herbstfeldzug 1813.

5. Dresden.

Die verbündete Hauptarmee überschreitet das Erzgebirge und wendet sich gegen Dresden.

Am 19. August standen die Avantgarden der Hauptarmee am Südabhange des Erzgebirges, die Gros an der Eger. Am 17. hatte in Melnik ein Kriegsrat stattgefunden. Die eingelaufenen Nachrichten gingen dahin, daß sich Napoleon persönlich gegen den Kronprinzen von Schweden zu wenden beabsichtige. Um diesen zu entlasten, wurde daher ein Vorgehen auf Leipzig als angezeigt erachtet. Diese Richtung entsprach zugleich der im Großen Hauptquartier der Verbündeten verschiedentlich vertretenen Auffassung, daß Napoleon, sobald ihm die Ansammlung einer starken verbündeten Armee im nordwestlichen Böhmen bekannt werden würde, zur Räumung des rechten Elbufers schreiten müsse und seine Hauptkräfte vermutlich bei Leipzig versammeln würde. Infolgedessen wurde der Entschluß gefaßt, das Erzgebirge mit drei Hauptkolonnen in der allgemeinen Richtung auf Leipzig zu überschreiten und eine vierte Kolonne zur Deckung der rechten Flanke gegen den Königstein und Pirna vorzutreiben. Dieser Auftrag fiel der 1. Kolonne, dem 28 000 Mann starken russischen Korps Wittgenstein zu, das von Teplitz die Nollendorfer Straße einschlug. Links von ihm gingen vor: die 37 000 Mann des II. preußischen Korps Kleist von Brüx über Johnsdorf als 2. Kolonne auf Sayda, dann als 3. Kolonne der rechte österreichische Armeeflügel unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, 56 000 Mann von Komotau über Sebastiansberg auf Marienberg, endlich der linke österreichische Armeeflügel, 27 000 Mann unter dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai, als 4. Kolonne auf einem westlichen Nebenwege ebenfalls auf Marienberg. In zweiter Linie hatten zu folgen: der 1. Kolonne die russisch-preußischen Garden und Reserven, der 4. Kolonne das österreichische Korps Klenau, 24 000 Mann. Am 21.*) schob sich die Armee mit ihren Anfängen in das Gebirge bis an die sächsische Grenze vor, die russisch-preußischen Garden und Reserven**) gelangten mit dem Anfang bis halbwegs Teplitz—Brüx.

*) Skizze 11.

**) Auf die Meldung Reippergs, daß er am 19. angegriffen sei, und daß Napoleon persönlich in Böhmen weile, wurde die russische Grenadier-Division Tschoglokow mit 6 Eskadrons und 2 Batterien nach Melnik zur Sicherung des dortigen Übergangs zurückgesandt.

Am 22. ſtießen bei weiterem Vorgehen die Kolonnen 2 bis 4 nur auf ſchwache franzöſiſche Kavallerieabteilungen, dagegen hatte die 1. Kolonne Wittgenſtein einen ernſteren Widerſtand des Korps St. Cyr zu überwinden. Dieſes befand ſich mit ſeiner 43. Diviſion Claparede und der Maſſe des 5. Kavalleriekorps bei Berggießhübel an der ſogenannten neuen, mit der 44. Diviſion Berthezenes weiter weſtlich an der über Fürſtenwalde führenden alten Straße, mit der 45. Diviſion Razout bei Dippoldiswalde, Vortruppen waren in das Gebirge vorgeſchoben. Ein Beobachtungsdetachement von 2 Bataillonen, 3 Kavallerie-Regimentern, 2 Geſchützen befand ſich in der Linie Marienberg—Hof. Die 42. Diviſion Mouton-Duvernet ſtand auf dem rechten Elbufer am Lilienſtein. Im Laufe des 22. entſpannen ſich auf der ganzen Front von Berggießhübel bis Dippoldiswalde Gefechte gegen die Avantgarde, Teile des Gros und Seitenabteilungen des Korps Wittgenſtein. Die franzöſiſchen Diviſionen leiſteten, vom Gelände begünſtigt und durch einen Vorſtoß der Diviſion Mouton-Duvernet vom Königſtein gegen die rechte Flanke der Ruſſen unterſtützt, lange erfolgreichen Widerſtand und wichen erſt gegen Abend hinter die untere Müglitz zurück. Wittgenſtein folgte mit ſeinen vorderſten Truppen bis Pirna und Dohna. Die übrigen Kolonnen der Verbündeten gelangten bis Sayda, Marienberg und Wolkenſtein.

Die in Zöblitz im Hauptquartier des Kaiſers Alexander und des Fürſten Schwarzenberg eingehenden Nachrichten ließen nunmehr klar erkennen, daß ſich der verbündeten Hauptarmee auf dem linken Elbufer unmittelbar gegenüber nur das XIV. franzöſiſche Korps, Napoleon mit ſeinen Hauptkräften aber wider Erwarten noch jenſeits des Fluſſes in der Oberlauſitz befand. Da ſonach eine Offenſive in der Richtung auf Leipzig den Feind dort nicht angetroffen hätte, wurde beſchloſſen, auf Dresden abzubiegen, dadurch ſich dem vereinzelten Korps Wittgenſtein zu nähern, Napoleons Streitkräfte von einem etwaigen Vorſtoß von der Lauſitz auf Prag ſowie von Berlin abzuziehen und, wenn es gelang Dresden zu nehmen, dort dem Feinde den Rückzug über die Elbe zu verlegen.

Die neue Operationsrichtung bedingte, daß die Truppen nach den ohnehin ſchon beſchwerlichen Gebirgsmärſchen der letzten Tage bei ſchlechter Witterung nunmehr auf ſehr mangelhafte Querverbindungen verwieſen wurden, auf denen ſie die zahlreichen, vom Kamm des Erzgebirges nordwärts laufenden Taleinſchnitte der Reihe nach mit unſäglicher Anſtrengung zu überwinden hatten. Während am 23. und 24. Auguſt Wittgenſtein unter Sicherung gegen den Königſtein auf Dresden vorfühlte, in deſſen näheren Bereich St. Cyr ſeine Diviſionen zurückgeführt hatte, gelangte am 24. das Korps Kleiſt bis in die Gegend öſtlich, das Gros der öſterreichiſchen Armee in die Gegend weſtlich Dippoldiswalde, das öſterreichiſche Korps Klenau bis Freiberg; die ruſſiſch-preußiſchen Reſerven befanden ſich rückwärts bis Teplitz geſtaffelt. St. Cyr nahm ſeine Truppen an dieſem Tage hinter die äußeren Verſchanzungen von Dresden zurück.

Die Nachricht, daß Napoleon sich mit seinen Garden gegen Blücher gewandt habe, ließ einen Erfolg gegen Dresden fast als gewiß erscheinen. Am 25. warf Wittgensteins Avantgarde die französischen Vortruppen zwischen der Elbe und dem Großen Garten und in diesem selbst zurück, das Gros folgte bis Seidnitz, während 13 500 Mann unter dem Herzog Eugen von Württemberg gegen die Elbübergänge am Königstein sicherten. Um 4^{00} nachmittags stand das Korps Kleist zwischen Leubnitz und Maxen. Von der österreichischen Armee erreichten 25 500 Mann unter Feldmarschall-Leutnant Colloredo Räcknitz, 14 500 unter Feldmarschall-Leutnant Chasteler die Gegend von Plauen, 45 500 Mann waren noch nördlich Dippoldiswalde zurück, das Korps Klenau rastete in Freiberg. Die russisch-preußischen Reserven befanden sich zum großen Teil noch im Anmarsch über das Gebirge. Auf dem linken Weißeritzufer gelangte die 6500 Mann starke österreichische Division Meszko bis halbwegs Kesselsdorf—Dresden. Die schweren Feldbatterien der Artillerieresserven waren bis an die Anfänge der Marschkolonnen vorgezogen, da die Absicht bestand, Dresden noch an diesem Nachmittage anzugreifen, eine Absicht, die dann aber zunächst fallen gelassen wurde, um am folgenden Morgen, am 26. August früh, wieder aufgenommen zu werden.

Napoleon versammelt starke Kräfte im Stolpen r der Absicht, ber die Elbe gegen Flanke und Rücken der Verbündeten vorzustoßen.

Napoleon, den die Verbündeten in Schlesien ferngehalten glaubten, befand sich zu dieser Zeit tatsächlich mit starken Kräften in nächster Nähe von Dresden.

Den ersten Meldungen St. Cyrs, die den Kaiser bewogen hatten, seine Garden, das Korps Marmont und Latour-Maubourgs Reiter am 22. August die Verfolgung der Schlesischen Armee nicht fortsetzen zu lassen, waren bald weitere gefolgt, aus denen sich unzweifelhaft ergab, daß starke feindliche Kräfte im Vorgehen über das Erzgebirge begriffen waren. Im Verein mit der jetzt zu übersehenden Stärke der Schlesischen Armee, die Napoleon auf 80 000 bis 90 000 Mann schätzte, war kaum noch ein Zweifel möglich, daß weit mehr als nur ein Armeekorps russischer und preußischer Truppen zu den Österreichern gestoßen war, so daß auf dem linken Elbufer mit einer feindlichen Armee von 200 000 Mann gerechnet werden mußte. Gegen sie war der Kaiser bestrebt, in den an den Lausitzer Pässen stehenden Korps Vandamme und Victor, seinen vom Bober herangeführten Verstärkungen, der 42. Division am Lilienstein sowie den in Dresden befindlichen übrigen drei Divisionen St. Cyrs und der dortigen Besatzung, im ganzen 190 000 Mann, zusammenzufassen, während an den Lausitzer Pässen nur das VIII. Korps Poniatowski und das 4. Kavalleriekorps Kellermann verblieben.

Die Nachricht vom Vorgehen der Verbündeten auf Dresden war Napoleon durchaus willkommen, denn damit bot sich ihm die Gelegenheit zu einer Entscheidungsschlacht, ohne die er zu keinem Ergebnis gelangen zu können meinte, und die selbst bei ungünstigem Ausgang immer den Rückzug nach dem rechten Elbufer offen ließ, von wo er später wieder über Torgau, Wittenberg oder Magdeburg auf das rechte Elbufer zurückkehren zu können wähnte. Neben dem Gedanken, alle verfügbaren Kräfte

nach dem bedrohten Dresden zusammenzuziehen, beschäftigte ihn bei seinem Aufbruch von Löwenberg vorübergehend noch der, die an den rechtselbischen Pässen stehenden Korps durch die vom Bober anrückenden Reserven zu verstärken und sich mit diesen 170 000 Mann auf Prag gegen die Verbindungen der verbündeten Hauptarmee zu wenden. Diese Erwägungen machten in Görlitz, wo er am 23. abends eintraf und den 24. über verweilte, anderen Platz. Er faßte den Entschluß, alle auf dem rechten Elbufer verfügbaren Kräfte, ausgenommen das VIII. Korps und das 4. Kavalleriekorps am 25. um Stolpen zu versammeln. Am 26. früh sollte das auf 40 000 Mann verstärkte I. Korps Vandamme unter dem Schutze des Königsteins auf den dort vorhandenen Brücken als Avantgarde der Armee übergehen, die gegenüberstehenden Russen des Herzogs von Württemberg verdrängen und, indem es rechts schwenkte, an der Elbe abwärts nach Pirna rücken. Auf zwei Brücken, die dort zu schlagen waren, beabsichtigte Napoleon alsdann weitere Truppen übergehen zu lassen und am 27. bereits mit 100 000 Mann im Rücken des vor Dresden befindlichen Feindes zu erscheinen. Der Feind würde hierdurch gezwungen sein, sich entweder seine rückwärtige Verbindung über Peterswald—Nollendorf gewaltsam zu öffnen, oder weiter westlich über das Erzgebirge zurückzugehen. In diesem Falle würde der Kaiser im Besitz der Nollendorfer Straße, der kürzeren Verbindung nach Böhmen sein, und wollte alsdann auf Prag marschieren. Die Entwicklung der Armee über Königstein—Pirna sollte dem Gegner durch die Entfaltung starker Kavallerie und reitender Artillerie an der Elbe verschleiert und ihm dadurch der Glaube an den Anmarsch der französischen Hauptkräfte auf Dresden erweckt werden. Verzichtete der Feind auf einen Kampf mit verwandter Front und zog er in der Richtung auf Komotau über das Gebirge ab, dann sollte diese Kavallerie im Verein mit St. Cyrs Korps die unmittelbare Verfolgung übernehmen, während die Masse der Armee sich nach Böhmen wandte.

Die geplante Versammlung um Stolpen wurde bis zum 25. August abends durchgeführt. Es befanden sich zunächst um Stolpen die Garden und die Masse des Kavalleriekorps Latour-Maubourg. Das VI. Korps Marmont hatte Bautzen erreicht, das II. Korps Victor war im Anmarsch von Neustadt, im ganzen waren es mit Einschluß einer Brigade der Division Teste des I. Korps und der leichten Garde-Kavallerie-Division Lefebvre-Desnoëttes, die Pirna gegenüberstanden, etwa 120 000 Mann, die Napoleon hier zur Hand hatte, während Vandamme mit 40 000 Mann in der Richtung des geplanten ersten Übergangspunktes Königstein gestaffelt stand.

Der Kaiser verzichtete jedoch darauf, diese große Bereitschaftstellung seiner Armee in der beabsichtigten Weise auszunutzen, weil die Grundbedingung der Durchführbarkeit der Operation gegen den Rücken des Feindes, die Möglichkeit, das nur mangelhaft befestigte Dresden, wenn auch nur einige Tage gegen den fast zehnfach überlegenen Feind zu halten, den am 25. abends in Stolpen einlaufenden Nachrichten zufolge nicht vorhanden schien. Napoleon entschloß sich daher, nur Vandamme mit seinen 40 000

Mann die Bewegung gegen den Rücken des Gegners ausführen, alle übrigen zur Hand befindlichen Kräfte aber am 26. früh nach Dresden aufbrechen zu lassen, um auf dem dortigen vorbereiteten Kampffelde die Entscheidungsschlacht auszufechten.

Die Schlachten bei Dresden und Kulm.

Die Verbündeten eröffneten am 26. früh den Angriff auf Dresden,*) Wittgenstein an der Elbe, Kleist gegen den Großen Garten, die Österreicher weiter links bis an die Weißeritz. Um Mittag war es den Verbündeten gelungen, die Franzosen überall auf die Hauptverteidigungslinien zurückzuwerfen. Zu dieser Zeit aber war Napoleon bereits mit den ersten Verstärkungen eingetroffen. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, am Nachmittage den Verbündeten alle errungenen Vorteile wieder zu entreißen und sie durch kraftige Vorstöße auf die Punkte zurückzuwerfen, von denen aus sie den Angriff begonnen hatten. Vandamme hatte mit einem Teil seiner Truppen das linke Elbufer gewonnen und die schwachen Kräfte des Herzogs von Württemberg zurückgeworfen. Die noch im Anmarsch auf Dresden befindliche russische 1. Garde-Infanterie-Division erhielt infolgedessen den Befehl, nach rechts einzuschwenken, um den Prinzen nötigenfalls aufnehmen zu können.

Da während der Nacht zum 27. die letzten nach Dresden in Marsch gesetzten französischen Truppen dort eintrafen, verfügte Napoleon am 27. über etwa 125 000 Mann, um den Kampf zu erneuern. Er tat das, indem er in der Mitte, gestützt auf die Befestigungen der Dresdener Vorstadt, unter Entwicklung starker Artillerie in der Verteidigung blieb und auf beiden Flügeln, an der Elbe aufwärts und von der Friedrichstadt aus zum Angriff vorging. Die Verbündeten verharrten trotz ihrer Überlegenheit demgegenüber untätig auf den beiderseitigen die Stadt umgebenden Höhen. Auf ihrem äußersten linken Flügel auf dem linken Ufer der Elbe ein gemischtes Korps bei die preußische Division Kleist, deren Gefechte bei dem unausgesetzt herabströmenden Regen verlaufen, einem Angriff Murats mit dem Kavalleriekorps sowie Mouton und einer Infanterie-Division zum Opfer. Das Korps Kleist war in der Tat so stark mitgenommen, daß es nicht mehr imstande war, die Brücken zu halten, es vermochte nur noch eine Nachhut für die Trümmer zu stellen. Auf dem linken französischen Flügel gelang es dem Marschall Marmont mit der Division Jungen schon die Höhen von der Bautzner Straße abzudrängen.

Da man [illegible] den Verbündeten [illegible] einem Gefechte [illegible] konnte, wurde der Rückzug über das Erzgebirge auf den Straßen von Dippoldiswalde und Freiberg befohlen.

[illegible]

erreichte, verſtärkt durch zwei Infanterie- und eine Kavallerie-Diviſion des linken öſterreichiſchen Flügels am 30. Auguſt Marienberg. Die mittlere Kolonne, die Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Armee, gelangte mit dem Gros über Dippoldiswalde am 28. nach Altenberg, von wo ſie ſich über Sayda auf Georgenthal und Dux teilte. Am 29. trafen in der Gegend von Dux drei Infanterie-, eine Kavallerie-Diviſion ein.

Da Barclay vorausſah, daß er die rechte Kolonne nicht ohne ernſten Kampf auf der ihr zugewieſenen neuen Dresdener Straße über Berggießhübel—Peterswald—Nollendorf zurückführen konnte, weil dieſe ſüdlich Dresden bereits im Beſitz der franzöſiſchen Hauptkräfte und bei Pirna durch Vandamme gefährdet war, befahl er, daß die Reſerven die Richtung über Dippoldiswalde, Kleiſt diejenige über Maxen einzuſchlagen hätten, während Wittgenſtein, verſtärkt durch eine preußiſche Brigade, den Abzug auf den Höhen von Leubnitz deckte. Dieſe Anordnungen mußten zu vielfachen Stockungen und Kreuzungen mit öſterreichiſchen Truppen und Trains führen. Während das Gros der Reſerven über Altenberg und Zinnwald am 29. die Gegend von Teplitz erreichte, gelangte das Korps Kleiſt an dieſem Tage über Maxen nach Fürſtenwalde und Liebſtadt, Wittgenſtein bis Altenberg.

Napoleon hatte ſich für den 28. Auguſt auf eine Erneuerung des Kampfes gefaßt gemacht. Als dann erkennbar wurde, daß die Verbündeten zurückgingen, ließ er Murat mit dem II. Korps Victor und dem 1. Kavalleriekorps den Öſterreichern auf Freiberg folgen, Marmont ſchlug die Richtung auf Dippoldiswalde ein, St. Cyr hing ſich dem Korps Kleiſt an, Mortier mit der Garde hielt die große Straße nach Pirna inne. Am 28. abends gelangte die franzöſiſche Verfolgung indeſſen nur bis Freiberg, ſowie bis in die Gegend nördlich Dippoldiswalde und nördlich Maxen, nicht mehr als 20, 15 und 10 km über das Schlachtfeld hinaus. Die unmittelbare Verfolgung litt unter den gleichen Schwierigkeiten der Wege und der Witterung wie der Rückzug der Verbündeten, ſie überſtieg die Kräfte der durch zweitägige Kämpfe ermatteten Truppen. Auch die Junge Garde ließ der Kaiſer nicht über Pirna hinaus folgen. Er ſelbſt kehrte nach Dresden zurück, wohin ihm die Alte Garde folgte. Ein raſches Nachdrängen der Franzoſen hätte bei den Rückzugsanordnungen der Verbündeten für dieſe von den ſchlimmſten Folgen ſein können. Blieben ihnen ſolche in der Front erſpart, ſo erwuchs ihnen eine um ſo ernſtere Gefahr in Flanke und Rücken durch das mit der mittelbaren Verfolgung beauftragte verſtärkte Korps Vandamme.

Die für die Kolonnen der Verbündeten beſtehende Gefahr, den Austritt aus dem Gebirge in das Teplitzer Tal von 40 000 Franzoſen verlegt zu finden, wurde jedoch glücklich abgewendet. Prinz Eugen von Württemberg ging am 28. Auguſt von Zehiſta aus zum Angriff gegen Vandamme vor und es glückte ihm dabei die Front, die er bisher zur Deckung der vor Dresden ſtehenden verbündeten Hauptarmee nach Süden gehabt hatte, nach Oſten zu nehmen, ſo daß die 1. Garde-Diviſion hinter ihm fort über Berggießhübel abziehen konnte. Die Ruſſen erlitten bei dieſen Kämpfen ſtarke

Einbußen, aber es war doch damit erreicht, daß ihre 1. Garde-Division und die Trümmer der Truppen des Prinzen von Württemberg sich am 29. bei Prießten als Riegel einem weiteren Vordringen Vandammes vorschoben. Von dem auf dem Gefechtsfelde eintreffenden Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zum Ausharren ermahnt, leisteten hier an diesem Tage 15 000 Russen einen verzweifelten Widerstand.

Am 30. waren, nachdem alle erreichbaren Truppen der Verbündeten, die bereits bei Teplitz und Dux eingetroffenen Teile, auf das Gefechtsfeld herangeholt waren, einige 40 000 Mann zum Angriff auf Vandamme verfügbar, der nach den Verlusten der letzten Tage noch etwa 32 000 Mann zählte. Er stand mit dem rechten Flügel an die waldigen Hänge des Gebirges gelehnt, quer über den Straßen nach Teplitz zwischen Prießten und Kulm. Beide Gegner schritten am 30. früh mit vorgenommenem rechten Flügel zum Angriff. Die Entscheidung erfolgte durch das unerwartete Auftreten des II. preußischen Korps Kleist, das sich, weil ihm der Abstieg von Fürstenwalde durch ineinandergefahrenes Fuhrwerk versperrt war, auf dem flachen Kamm des Gebirges nach der Nollendorfer Straße gewandt hatte und nunmehr von dort gegen den Rücken der Franzosen vorging. Vandamme überrannte das Korps Kleist, bevor dieses sich hatte entwickeln können, aber nur der Hälfte seiner Truppen gelang es unter Verlust von 80 Geschützen zur französischen Armee nach Sachsen durchzubrechen. Vandamme selbst fiel in Gefangenschaft. Die Verfolgung durch die übrigen französischen Heeresteile nördlich des Gebirges kam nunmehr völlig zum Stehen. Die verbündete Hauptarmee aber konnte sich ungestört am Fuße des Erzgebirges sammeln.

6. Erörterungen und Vergleiche.

Einfluß der böhmischen Grenzgebirge.

In den Anordnungen, wie sie bei der Hauptarmee der Verbündeten für das Vorgehen nach Sachsen getroffen wurden, kam die bei ihnen bestehende vorgefaßte Meinung von der zu erwartenden Räumung des rechten Elbufers durch Napoleon deutlich zum Ausdruck. Ihr entsprach die anfänglich gewählte Operationsrichtung auf Leipzig. Napoleon erkannte das vollständig, denn am 22. August schreibt er:*) „Es scheint, daß ihre Schlesische Armee nur gemäß dem allgemeinen Plan der Verbündeten so schnell vorgerückt ist und in dem Glauben, daß wir hinter die Elbe zurückgehen würden. Sie dachten, es handle sich nur darum, zu verfolgen.“ Wenn dann freilich der Kaiser hinzufügt: sobald seine Kolonnen über den Bober gegangen seien, habe der Schrecken die Schlesische Armee ergriffen, so verkennt er, daß solches Ausweichen Blüchers ebenfalls im Gesamtplan seiner Gegner lag.

Ein frühzeitiges Erkennen der bei der feindlichen Hauptarmee bestehenden Absichten wurde durch die böhmischen Grenzgebirge ungemein erschwert. So kam es, daß Napoleon längere Zeit darüber im Ungewissen blieb, wie hoch die Verstärkung

* Corresp. XXVI. 20437.

der Öſterreicher durch ruſſiſche und preußiſche Kräfte anzuſchlagen ſei und welche Operationsrichtung die ſo verſtärkte Hauptarmee der Verbündeten wählen würde. Gleich einem Flußlauf bietet ein derartiger Gebirgszug dem Feinde die Möglichkeit, ſeine Bewegungen zu verbergen. Andererſeits aber bildeten die böhmiſchen Grenzgebirge eine willkommene Flankendeckung für die franzöſiſche Aufſtellung. In jedem Falle mußten ſie die Bewegungen des Feindes verlangſamen, ſo daß Zeit zu entſprechenden Gegenmaßregeln blieb. Napoleon gibt dem Ausdruck, wenn er am 23. Auguſt aus Görlitz ſchreibt:*) „Vorausgeſetzt, daß der Feind eine groß angelegte Offenſive auf Dresden ausführt, wird er den heutigen Tag gebraucht haben, um ſich aus dem Gebirge zu entwickeln und zu erkunden."

„Der Einfluß des Gebirges auf die Kriegführung iſt ſehr groß .... Dieſer Einfluß bringt ein aufhaltendes Prinzip in die Handlung .... Die unendliche Schwierigkeit, die ein Marſch mit großen Kolonnen auf Gebirgswegen hat, die außerordentliche Stärke, die ein kleiner Poſten durch eine ſteile Bergfläche bekommt, die ſeine Front deckt, und durch Schluchten rechts und links, an die er ſich ſtützen kann, ſind unſtreitig die beiden Hauptumſtände, welche der Gebirgsverteidigung von jeher einen ſo allgemeinen Anſpruch auf Wirkſamkeit und Stärke verliehen haben, ... indes weiß jeder, daß ein ſolcher Zug durch ein Gebirge wenig oder gar nichts mit dem Angriff desſelben gemein hat, und daß darum der Schluß von dieſer Schwierigkeit auf eine noch viel größere beim Angriff falſch iſt.... Es iſt freilich unverkennbar, daß ein kleiner Poſten bei einer guten Wahl ſeiner Stellung im Gebirge eine ungewöhnliche Stärke bekommt ...., es war daher ſehr natürlich zu glauben, daß viele ſolche ſtarke Poſten, einer neben den anderen hingeſtellt, eine ſehr ſtarke, faſt unangreifbare Front geben müßten, und es kam alſo nur noch darauf an, ſich gegen Umgehung zu ſichern .... Da nun die einzelnen Poſten durch einen unzugänglichen Boden — weil man mit Kolonnen nicht außerhalb der Wege marſchieren kann — genau miteinander verbunden ſchienen, ſo glaubte man dem Feinde eine eherne Mauer entgegengeſtellt zu haben .... Man verwechſelt aber oft eine unwegſame Gegend mit einer unzugänglichen. Wo man nicht mit einer Kolonne, nicht mit Artillerie und Kavallerie marſchieren kann, da kann man doch meiſtens mit Infanterie vorgehen .... Die ſichere Verbindung der einzelnen Poſten untereinander beruht alſo geradezu auf einer Illuſion .... Ein Anfall mit vereinigter, alſo ſehr überlegener Kraft auf einen der Punkte kann zwar einen für dieſen ſehr heftigen, für das Ganze aber nur ſehr unbedeutenden Widerſtand finden, nach deſſen Überwindung das Ganze geſprengt und der Zweck des Angriffs erreicht iſt.

Es geht hieraus hervor, daß der relative Widerſtand im Gebirge überhaupt größer iſt, als in der Ebene, daß er bei kleinen Poſten verhältnismäßig am größten iſt, aber nicht in eben dem Maße ſteigt, wie die Maſſen zunehmen .... Die Haupt-

*) Correſp. XXVI. 20445.

ſtrage iſt, ob der Widerſtand, welchen man mit der Gebirgsverteidigung beabſichtigt, ein relativer oder abſoluter ſein, ob er nur eine Zeitlang dauern oder mit einem entſcheidenden Siege enden ſoll. Für den Widerſtand der erſteren Art iſt der Gebirgsboden in hohem Grade geeignet und bringt ein ſehr großes Prinzip der Verſtärkung hinein, für den der letzteren Art iſt er es dagegen im allgemeinen gar nicht oder nur in einigen beſonderen Fällen.

Im Gebirge iſt jede Bewegung langſamer und ſchwieriger, koſtet mithin mehr Zeit und, wenn ſie im Bereich der Gefahr geſchieht, mehr Menſchen. Aufwand von Zeit und Menſchen geben aber das Maß des geleiſteten Widerſtandes. Solange die Bewegungen allein die Sache des Angreifenden ſind, ſolange hat der Verteidiger ein entſchiedenes Übergewicht; ſobald aber der Verteidiger das Prinzip der Bewegung auch anwenden ſoll, hört dieſer Vorteil auf.“*)

Bei dem Durchzug der verbündeten Hauptarmee durch das Erzgebirge äußerten ſich dieſe Schwierigkeiten nur zum Teil. Nachteilig trat auch für die Verbündeten hervor, daß ſie über den jenſeits ſtehenden Gegner nicht unterrichtet waren, daß für ſie, wie ſtets im Gebirgslande, Unterkunft und Verpflegung erſchwert waren, und es zeigte ſich der Nachteil des Berggeländes, als es galt, die Kolonnen aus der anfänglichen Richtung auf Leipzig in diejenige auf Dresden abzudrehen. Beunruhigend wurde es ſodann zeitweiſe empfunden, daß das Korps Wittgenſtein von der Mitte der Armee 50 km entfernt war, ohne daß man über eine gute Querverbindung verfügte. Alle dieſe Schwierigkeiten machten ſich zu jener Zeit weit mehr geltend als jetzt, wo die europäiſchen Mittelgebirge überall von zahlreichen und guten Straßen durchzogen ſind.

Den Verbündeten blieb es dafür erſpart, einer weiteren Schwierigkeit zu begegnen, „welche der Angreifende im Gebirge zu fürchten hat: die vorläufige Gebirgsverteidigung durch eine Avantgarde oder Vorpoſtenkette“,**) ein Mittel, das unter Umſtänden, wenn die Geländeverhältniſſe die Verteidigung begünſtigen, oder wenn die Übergänge über das Gebirge oder der Austritt aus dieſem gar durch Befeſtigungen geſperrt ſind, mit Nutzen angewandt werden kann und den Vormarſch ſehr zu verzögern vermag. „Je höher und unzugänglicher das Gebirge iſt, um ſo größer darf die Teilung beim Verteidiger ſein, um ſo größer muß ſie aber auch werden, denn je weniger eine Gegend durch Kombinationen geſichert werden kann, die auf Bewegungen beruhen, um ſo mehr muß die Sicherung durch unmittelbare Deckung erfolgen. Die Verteidigung der Alpen nötigt zu viel größerer Teilung, bringt dem Norden viel näher als die Verteidigung der Vogeſen oder des Rieſengebirges.“***) Solche unmittelbare Deckung ſtreckt jede Sperrbefeſtigung im Gebirge aus. Auch dieſe wird im Hochgebirge, weil dort die Zeiten ſchwerer zu um-

*) Vom Kriege. VI. Buch. 13. Kap.
**) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch. 11. Kap.
***) Vom Kriege. VI. Buch. 17. Kap.

gehen und ſchwerer aus der Ferne niederzukämpfen ſind, wirkſamer ſein als im Mittelgebirge und im Hügellande.

St. Cyr mußte ſich bei ſeinen ſchwachen Kräften, zumal es durchweg Truppen neueſter Bildung waren über die er verfügte, im weſentlichen auf die Beobachtung beſchränken, hatte er doch ohnehin einen fünf Tagemärſche breiten Raum im Auge zu behalten. Nur auf ſeinem linken Flügel, unmittelbar ſüdlich Dresden, wo er enger maſſiert ſtand und die Diviſion vom Lilienſtein flankierend einzugreifen vermochte, war er imſtande, Wittgenſtein zeitweilig ernſthaften Widerſtand entgegenzuſetzen. Auf einen Verſuch mehr zu leiſten und auch die übrigen Kolonnen der Verbündeten wirkſam aufzuhalten, hätte auch bei feſter gefügten Truppen verzichtet werden müſſen, er wäre einer völligen Zerſplitterung des Korps gleichgekommen. Die Anordnungen des Marſchalls waren ſonach die denkbar beſten. Auch abgeſehen davon, daß der Rücken des Erzgebirges einen plateauartigen Charakter trägt und der ſehr allmähliche Nordabfall einer Sperrung der Straßen nicht günſtig iſt, wäre es, ſelbſt wenn ſtärkere franzöſiſche Kräfte hier zur Verfügung geſtanden hätten, immer vorteilhafter geweſen, den Gegner in den ſtarken Stellungen im Hügellande ſüdlich Dresden—Freiberg zu erwarten als im Gebirge ſelbſt. Eine wirkſame Gebirgsverteidigung liegt diesſeits des Gebirges, nur dort winkt ihr Erfolg, weil ihr die Möglichkeit der Gegenoffenſive gewahrt bleibt. Darum auch plante Napoleon vor Eröffnung der Operationen, als er ein gleichzeitiges Vorgehen der ruſſiſch-preußiſchen Armee von Schleſien, der Öſterreicher über Zittau erwartete, ſich nördlich des dortigen Engweges vorzulegen. Die Türken dagegen handelten falſch, als ſie im Winter 1877/78 mit ſtarken Kräften im Balkan ſelbſt ſtehen blieben und ſich auf die Unzugänglichkeit des verſchneiten Gebirges verließen.

Das Gebirge iſt nicht der Boden, auf dem ſich entſcheidende Schlachten abſpielen, große Maſſen können in ihm nicht zur Wirkſamkeit gebracht werden. Es iſt kein Schlachtfeld im eigentlichen Sinne. Ein Angreifer, der richtig verfährt und in möglichſt vielen Kolonnen vorgeht, wird ſtets in der Lage ſein, eine oder mehrere ſeiner Kolonnen, die etwa einem nicht zu überwältigenden Widerſtande begegnen ſollten, durch das Vordringen der Nebenkolonnen zu entlaſten. „Wir können es nur als eine bedauernswerte Lage bezeichnen, wenn der ſchwächere Verteidiger, der alle ſeine Kräfte mühſam und mit der größten Anſtrengung geſammelt hat, um den Angreifenden in einer entſcheidenden Schlacht die Wirkung ſeiner Vaterlandsliebe, ſeiner Begeiſterung und klugen Beſonnenheit fühlen zu laſſen, wenn er, auf den alles mit geſpannter Erwartung den Blick geheftet hat, ſich in die Nacht eines vielfach verſchleierten Gebirges hineinbegeben und, durch den eigenſinnigen Boden in jeder Bewegung gefeſſelt, ſich den tauſend möglichen Anfällen ſeines überlegenen Gegners preisgeben muß. Nur nach einer einzigen Seite hin hat ſeine Intelligenz noch ein weites Feld, nämlich in der möglichſten Benutzung aller Hinderniſſe des Bodens; dies führt aber dicht an die Grenzen des verderblichen Kordonkrieges

hin, welcher unter allen Umständen vermieden werden soll. Weit entfernt also, für den Fall einer entscheidenden Schlacht in dem Gebirgslande ein Asyl des Verteidigers zu sehen, würden wir vielmehr dem Feldherrn raten, es aufs äußerste zu vermeiden. . . . . Für Gefechte von untergeordneter Bedeutung und Wichtigkeit kann dagegen ein Gebirge sehr nützlich sein, weil es dabei auf keinen absoluten Widerstand ankommt, und weil keine entscheidenden Folgen damit verbunden sind"*) . . . .

Etwas anderes als das Überwinden eines Gebirgszuges im Verlauf einer Offensivoperation, ein bloßes Durchziehen des Gebirges, ist der Kampf um das Gebirge selbst, wo es sich um die Bezwingung einer Volksbewaffnung handelt, für die das Gebirge stets der am meisten geeignete Boden sein wird, das Hochgebirge natürlich in verstärktem Maße. Welche Widerstandskraft einem zu zäher Gegenwehr entschlossenen Volke aus dem heimatlichen Gebirgsboden erwachsen kann, lehrt der Tiroler Aufstand vom Jahre 1809 und der Widerstand, den die Österreicher bei der Besetzung Bosniens fanden. Napoleon setzte nach der Schlacht von Wagram 50 000 Mann in 8 Kolonnen von allen Seiten gegen die Tiroler in Bewegung. Diesem konzentrischen Vorgehen erlag schließlich die Bergfeste. Die Österreicher rückten Ende Juli 1878 mit 75 000 Mann in Bosnien und die Herzegowina ein, für die alsbald zum Rückenschutz weitere $3\frac{1}{2}$ Divisionen mobil gemacht wurden. Es bedurfte jedoch noch der Aufstellung einer zweiten Armee von 50 000 Mann, um des Aufstandes endgültig Herr zu werden.

„Weil jedes Vorschreiten im Gebirge, wenn der Gegner es besetzt hat, viel langsamer als in der Ebene stattfindet, also mit diesem nicht Schritt halten kann, ist auch beim Gebirge viel mehr als bei einem anderen gleich großen Landstrich die Frage wichtig, wer in Besitz desselben sei. In einer offenen Gegend kann dieser Besitz sich von einem Tage zum anderen ändern; das bloße Vorgehen starker Haufen nötigt die feindlichen, uns die Gegend, welche wir brauchen, zu überlassen. So ist es aber nicht im Gebirge; hier ist auch bei viel geringeren Kräften ein merklicher Widerstand möglich. . . . . Die Gebirgsgegend hat also eine viel größere Selbständigkeit, ihr Besitz ist entschiedener und weniger veränderlich. Fügt man hinzu, daß ein Gebirgsstrich seiner Natur nach von den Rändern desselben gegen das offene Land eine gute Übersicht gewährt, während er selbst stets wie in dunkle Nacht gehüllt bleibt, so wird man begreifen, daß ein Gebirge für den, welcher es nicht inne hat und doch damit in Berührung kommt, immer als ein unversiegbarer Quell nachteiliger Einflüsse, eine Werkstätte feindlicher Kräfte zu betrachten ist. . . . . Die kleinsten Haufen verwegener Partisane finden alsdann in ihm Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und können dann ungestraft an einem andern Punkte wieder hervorbrechen. . . . . Auf diese Weise übt jedes Gebirge bis auf eine gewisse Entfernung einen bedeutenden Einfluß auf die an-

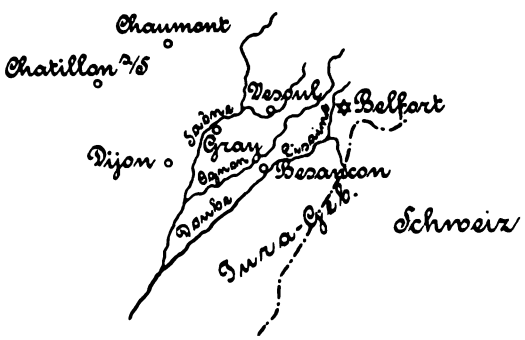
*) Vom Kriege, VI. Buch, 16. Kap.

grenzende niedriger liegende Gegend aus. . . . . Moreau hat 1796 Schwaben hauptsächlich deshalb verlassen müssen, weil er der höheren Gegenden nicht Herr war und zu viel Kräfte auf ihre Beobachtung verwenden mußte."*)

Napoleon hat 1805 und 1809 starke Entsendungen nach Tirol vornehmen müssen, um mit der Herrschaft über die Alpen zugleich eine gesicherte Verbindung mit seiner italienischen Armee zu gewinnen. Derartige Lagen können zum Kampf um ein Gebirgsland zwingen, so sehr man auch sonst bestrebt sein mag, „mit der Hauptmacht das Gebirge womöglich zu vermeiden und es seitwärts liegen zu lassen oder vor oder hinter sich zu behalten. . . . . Im übrigen ist das Gebirge, sowohl in der Taktik wie in der Strategie der Verteidigung im allgemeinen ungünstig. . . . . Es raubt die Übersicht und hindert die Bewegungen nach allen Richtungen; es zwingt zur Passivität."*)

Die Erwägungen Napoleons 22. bis 25. August.

Die Absicht Napoleons, als er sich entschloß, die Verfolgung der Schlesischen Armee Macdonald zu überlassen und sich persönlich gegen die verbündete Hauptarmee zu wenden, ging, wie erwähnt, anfänglich auf einen Einfall in Böhmen, auf dem rechten Elbufer über die Lausitzer Pässe. Diesen Marsch auf Prag verwarf er dann alsbald, denn er hätte sich nicht gegen die feindliche Hauptarmee, sondern gegen deren Etappengebiet gerichtet, vergleichbar der anfänglichen Operationsrichtung dieser Armee auf Leipzig, den Hauptetappenort hinter der französischen Front, ähnlich auch dem Plane Gambettas im Januar 1871, der sich von dem bloßen Erscheinen der Armee Bourbakis im deutschen Etappengebiet Erfolg versprach. Ein solcher mußte ausbleiben, solange ungeschlagene deutsche Armeen vor Paris und an der Loire standen. Napoleon hätte damals nichts in seinem Marsch auf Prag aufhalten können, aber dieser blieb unwirksam, solange die Verbündeten ungeschlagen in Sachsen standen, denn selbst wenn sie sich durch das Erscheinen Napoleons in Böhmen zum Rückzuge bewogen fühlten, blieb ihnen dieser immer noch über die Pässe des mittleren und westlichen Erzgebirges frei.



Immerhin kann es Verhältnisse geben, in denen auch eine derartig weiter ausgreifende Unternehmung gegen den Rücken des Feindes Erfolg verheißt. General v. Manteuffel entschloß sich im Januar 1871, mit dem II. und VII. Korps seiner neugebildeten Südarmee von Châtillon sur Seine nicht in der anfänglichen Richtung auf Vesoul fortzumarschieren, um dem die Belagerung von Belfort deckenden Korps Werder unmittelbar zu Hilfe zu eilen, sondern, sobald die Behauptung der Lisaine-

*) Vom Kriege, VI. Buch, 16. Kap.

Stellung durch General v. Werder den Rückzug der Armee Bourbakis wahrscheinlich machte, das II. und VII. Korps die Richtung über Gray gegen die Verbindungen des Feindes nehmen zu lassen. Die Überzeugung von der Minderwertigkeit des Gegners, die Beschaffenheit und die Richtung seiner über Besançon zurückführenden, durch das Jura-Gebirge und die nahe Schweizer Grenze eingeengten Verbindungen ließen hier einen Entschluß gerechtfertigt erscheinen, der einem tüchtigen Feinde gegenüber und unter anderen begleitenden Umständen verwerflich gewesen wäre.

Der andere Plan Napoleons, bei Königstein—Pirna überzugehen, richtete sich ebenfalls gegen den Rücken der vor Dresden stehenden Verbündeten. Dieses Manöver aber traf sie dort unmittelbar, es war taktisch wirksam und kam in seinen Folgen, da dem Kaiser der Weg über Nollendorf nach Böhmen frei gewesen wäre, einem vollständigen Abdrängen des Gegners von seinen Verbindungen gleich, da er sich diese nur durch eine Schlacht mit verwandter Front unter den schwierigsten Verhältnissen mit dem Gebirge im Rücken öffnen konnte.

So zeigt sich auch hier, „daß es für das Manövrieren keine Art von Regeln gibt, daß keine Manier, kein allgemeiner Grundsatz die Art des Handelns bestimmen kann, sondern daß überlegene Tätigkeit, Präzision, Ordnung, Gehorsam, Unerschrockenheit in den individuellsten und kleinsten Umständen die Mittel finden können, sich merkliche Vorteile zu verschaffen, und daß also hauptsächlich von jenen Eigenschaften der Sieg in diesem Wettkampf abhängen wird".*)

Der Kaiser verzichtete auf sein groß angelegtes, Erfolg versprechendes Manöver infolge der mangelnden Widerstandsfähigkeit Dresdens.

Die Behauptung der sächsischen Hauptstadt mochte ihm aus moralischen Gründen bei der schon zweifelhaften Haltung der Rheinbundstruppen von besonderem Wert erscheinen. Sodann hätte der Verlust auch nur der Altstadt Dresden immerhin eine vollständige Verlegung der Etappenlinie, eine Basierung auf die untere Elbe und somit eine Verschiebung der gesamten Kriegslage bedingt, die der Kaiser zwar selbst als eine Möglichkeit hingestellt hatte, die eintreten könnte,**) die aber selbst ohne eine verlorene Schlacht in ihren Folgen einer schweren Niederlage gleichgekommen wäre. Auch gründete sich der Plan, am Königstein überzugehen, doch immer auf eine Fesselung der feindlichen Hauptarmee vor Dresden. Lief St. Cyr Gefahr, in den dortigen Verschanzungen überrannt zu werden, so fiel die Grundlage für die ganze Operation in sich zusammen.

Wäre Dresden auch auf dem linken Ufer ausreichend durch Befestigungen geschützt oder gar ein großer Waffenplatz dauernder Bauart gewesen, hätte Napoleon unbekümmert um das Schicksal der Stadt an seiner Absicht festhalten können. Es ging

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 13. Kap.

**) Vergl. S. 716.

ihm darin wie ſo manchem Feldherrn in früheren Zeiten, der mit Feſtungen von mangelhafter Widerſtandskraft zu rechnen hatte. Im Herbſt 1759 befürchtete Friedrich der Große einen gewaltſamen Angriff der Ruſſen auf Glogau. „Er hatte wegen der Feſtung kein gutes Gewiſſen. Hätte dies in den individuellen Umſtänden gelegen, ſo wäre es nicht der Mühe wert, den Fall herauszuheben; aber es iſt merkwürdig, daß dieſe Anſicht faſt eine durchgehende der früheren Kriege iſt. Überall wird die Armee im Felde gebraucht, um die Feſtungen vor einer Berührung mit dem Feinde zu bewahren, während doch gerade umgekehrt die Feſtungen wie Eisblöcke hingelegt ſein ſollten, die feindliche Macht zu brechen, ehe ſie an die Armee kommt.“ *)

Die raſtloſe Tätigkeit, die Napoleon in den Tagen vor der Dresdener Schlacht entfaltete, iſt vorbildlich für die Ausnutzung der inneren Linie. Der von ihm ausgehende Antrieb wirkte auf alle Glieder der Armee ein. Ihre Marſchleiſtungen ſind für ſo große Maſſen außerordentlich, zumal wenn man die üblen Wege der damaligen Zeit und die ſchlechte Witterung berückſichtigt. Die Garden und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg legten die 115 km lange Strecke von Löwenberg bis Stolpen in drei Tagen zurück, das Korps Marmont, das am 23. mittags von Löwenberg aufbrach, brauchte für die 90 km lange Strecke bis Bautzen 60 Stunden, die Korps Vandamme und Victor blieben dahinter nicht zurück, wiewohl ſie auf mangelhafte Gebirgswege angewieſen waren. Die 22 km betragende Entfernung von Stolpen bis Dresden wurde von der Maſſe der Truppen während eines Vormittags zurückgelegt. Eine ſtrenge Marſchordnung konnte dabei freilich nicht innegehalten werden, ſondern alles drängte vorwärts, ſo gut es ging, die Kavallerie und Artillerie teils neben der Infanterie, teils mit dieſer untermiſcht. Bedenkt man, daß es zum großen Teil neugebildete Truppen waren, die bei kärglichſter, zum Teil völlig fehlender Verpflegung ſich von den Anſtrengungen des Marſches in kurz bemeſſenen Halten und Biwaks auf völlig aufgeweichtem Boden nicht zu erholen vermochten, ſo erkennt man, welche Leiſtungen von Menſch und Tier, wenn ein großer Zweck es fordert, zu erreichen ſind.

Dieſer große Zweck, den Napoleon erſtrebte, war die Entſcheidungsſchlacht gegen die ſtärkſte Armee der Verbündeten. „Die Hauptſchlacht iſt als der konzentrierte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzuges anzuſehen. Wie ſich die Strahlen der Sonne im Brennpunkt des Hohlſpiegels zu ihrem vollkommenen Bilde und zur höchſten Glut vereinigen, ſo vereinigen ſich Kräfte und Umſtände des Krieges in der Hauptſchlacht zu einer zuſammengedrängten höchſten Wirkung.“ **)

Solche „höchſte Wirkung“ war bei dem Verfahren der Verbündeten von vorn-

*) Band X. Friedrich der Große.
**) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.

herein ausgeſchloſſen. Sie verkannten, daß „überall, wo ein großer, poſitiver, alſo in das Intereſſe des Gegners tief eingreifender Zweck das Ziel iſt, ſich die Hauptſchlacht als das natürlichſte, als das beſte Mittel darbietet . . . daß der poſitive Zweck dem Angreifenden paßt und ſo die Hauptſchlacht vorzugsweiſe ſein Mittel iſt".*) Von unklaren Vorſtellungen eingegeben und ohne Energie durchgeführt, mußte die zuerſt in der Richtung auf Leipzig eingeleitete, dann gegen Dresden gerichtete Operation ſcheitern. „Es beſtraft ſich in der Regel, wenn die Hauptſchlacht aus Scheu vor der großen Entſcheidung umgangen worden iſt."*) Die Strafe mußte um ſo empfindlicher ausfallen bei einem Gegner wie Napoleon, der ſich bewußt war, „daß die Hauptſchlacht, wenn auch kein bloßes gegenſeitiges Morden, ſondern in ihrer Wirkung mehr ein Totſchlagen des feindlichen Mutes als der feindlichen Krieger, doch der blutigſte Weg zur Löſung iſt . . . . Der Menſch im Feldherrn ſchauderte bei ihm aber nicht davor zurück, daß Hinſchlachten der Charakter wie der Name der Hauptſchlacht und immer Blut ihr Preis bleibt. Sein Geiſt erbebte nicht vor dem Gedanken der mit einem einzigen Schlag gegebenen Entſcheidung, wo alles Handeln in einem Punkt des Raumes und der Zeit zuſammengedrängt iſt".*) Die Verbündeten dagegen waren nicht frei von „einem dunklen Gefühl, als ob ihre Kräfte in dieſem engen Raum ſich nicht entwickeln und tätig werden könnten, als ob ſie mit der bloßen Zeit ſchon viel gewonnen hätten, wenn auch dieſe Zeit ihnen gar nichts ſchuldig war. Dies iſt ſtets eine bloße Täuſchung, aber auch als Täuſchung iſt es etwas, und eben dieſe Schwäche, welche den Menſchen bei jeder anderen großen Entſcheidung anwandelt, kann ſich im Feldherrn ſtärker regen, wenn er einen Gegenſtand von ſo ungeheurem Gewicht auf eine Spitze ſtellen ſoll. . . . . Nicht bloß der Begriff des Krieges führt uns dahin, eine große Entſcheidung nur in einer großen Schlacht zu ſuchen, ſondern auch die Erfahrung. Von jeher haben nur große Siege zu großen Erfolgen geführt, bei dem Angreifenden unbedingt, bei dem Verteidiger mehr oder weniger. . . . Es ſind nicht bloß die kühnen Feldherren, die verwegenen, die trotzigen, die ihr Werk mit dem großen Wagſtück entſcheidender Schlachten zu vollbringen geſucht haben, es ſind die glücklichen insgeſamt; und von dieſen können wir uns bei einer ſo umfaſſenden Frage die Antwort gefallen laſſen".*)

ung
icht
n.

Sobald Napoleon die Überzeugung gewonnen hatte, daß auf eine feſtungsähnliche Widerſtandsfähigkeit von Dresden nicht zu rechnen war, kam für ihn die verſchanzte Altſtadt nur noch als eine vorbereitete Stellung in Betracht, ſie „ſollte nichts ſein als ein Schlachtfeld mit geſteigerten Vorteilen",**) die um ſo höher zu bewerten waren, „je mehr ſich die Gelegenheit bot, den Gegner durch die eigenen Gefechtskombinationen zu überraſchen".**) Waren die Verſchanzungen der Vorſtädte mit den ſchwachen Kräften St. Cyrs allein nicht zu halten, ſo gewannen ſie, ſobald eine ganze Armee bei Dresden verfügbar wurde, bedeutenden Wert. Wenn

*) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 11. Kap.

Clauſewitz den Angriff eines verſchanzten Lagers zu den ganz ungewöhnlichen Mitteln der Offenſive zählt, ſo ſetzt er doch hinzu: „wenn die Schanzen in der Eile aufgeworfen, nicht vollendet, noch weniger mit Zugangshinderniſſen verſtärkt ſind, oder wenn überhaupt, wie das oft der Fall iſt, das ganze Lager nur ein Schema von dem iſt, was es ſein ſollte, eine halbfertige Ruine, dann kann ein Angriff darauf ratſam ſein und ſogar ein Weg werden, den Gegner mit Leichtigkeit zu beſiegen".*) Das traf auf Dresden am 25. und am 26. Auguſt vormittags zu, ſolange ſich St. Cyr allein dort befand, nicht mehr vom Mittag des 26. ab, ſeitdem Napoleon mit der Garde eingetroffen war. Von nun an konnten für ihn „durch den paſſenden Gebrauch der einzelnen Feldſchanzen die großen Lineamente des Gefechts im voraus willkürlich beſtimmt werden . . . ., es konnte aller Vorteil aus dem Umſtande gezogen werden, daß man das Schlachtfeld genau kannte, der Feind aber nicht, daß die Maßregeln beſſer zu verbergen waren als die ſeinigen, daß man überhaupt in den Mitteln der Überraſchung im Laufe des Gefechts ihm überlegen war. Aus dieſen vereinigten Beziehungen entſprang ein überwiegender und entſcheidender Einfluß der Örtlichkeit, deſſen Macht der Feind erlag, ohne die wahre Quelle ſeiner Niederlage zu kennen".**)

Der Kaiſer konnte ſich in der Front mit verhältnismäßig ſchwachen Kräften begnügen, um dafür auf beiden Flügeln um ſo ſtärker aufzutreten. „Derjenige Feldherr aber wie dasjenige Heer, welche es am weiteſten darin gebracht haben, das Gefecht ſelbſt mit der höchſten Ökonomie der Kräfte zu führen und überall die moraliſche Wirkung ſtarker Reſerven geltend zu machen, gehen den ſicherſten Weg zum Siege. Man muß den Franzoſen, beſonders wenn Bonaparte ſie führte, darin eine große Meiſterſchaft einräumen."***) In der Tat, dieſe Meiſterſchaft bewahrheitete Napoleon bei Dresden durchaus.

Die durch Verſchanzungen geſchützte Front ermöglichte hier auch der Minderzahl zu einem doppelt umfaſſenden Angriff zu ſchreiten, wenn auch die Umfaſſung auf dem Schlachtfelde ſelbſt ſich erſt bei fortſchreitendem Angriff ergab und die Bewegung zu ihrem Beginn mehr in einem Vorgehen mit beiden verſtärkten Flügeln beſtand. Der an der Elbe aufwärts geführte Angriff gewann dadurch erhöhte Bedeutung, daß er bei weiterer Durchführung der Schlacht am 28. mit der Umgehungsbewegung Vandammes leicht unmittelbar hätte zuſammenwirken können. Freilich iſt die durch Vandamme drohende Gefahr im Rücken für den Entſchluß zum Rückzuge bei den Verbündeten nicht ausſchlaggebend geweſen, weil ſie in ihrer Tragweite am 27. Auguſt noch nicht erkannt wurde. Der Gedanke, am Nordhange des Gebirges in ſtarker Stellung ſtehen zu bleiben, kam gar nicht erſt ernſthaft in Frage, obwohl an ſich für eine Stellung, die ein Gebirge im Rücken hat, „ſich ſo viele Vorteile ergeben, daß

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 10. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 12. Kap.
***) Vom Kriege, IV. Buch, 7. Kap.

sie im allgemeinen für eine der günstigsten Lagen für Verteidigungsstellungen angenommen werden kann".*) .... „Die Gefahr, sich auf zwei Seiten schlagen zu müssen, und die noch drohendere, keinen Rückzug zu behalten, lähmten hier die Bewegungen und die Kraft des Widerstandes. Sie wirken stets auf die Alternative von Sieg und Niederlage; ferner steigern sie bei der Niederlage den Verlust und treiben ihn oft bis an die äußerste Grenze, d. h. bis zur Vernichtung. Der bedrohte Rücken macht also die Niederlage zugleich wahrscheinlicher und entscheidender.

Hieraus entsteht also ein wahrer Instinkt für die ganze Kriegführung und besonders für die großen und kleinen Gefechte: nämlich die Sicherung des eigenen Rückens und die Gewinnung des feindlichen; er folgt aus dem Begriff des Sieges."**) „Wo der Sieg gesucht wird, darf der offensive Teil in der Verteidigungsschlacht niemals fehlen, und von diesem offensiven Teile aus können alle Wirkungen eines entscheidenden Sieges hervorgehen, so gut wie in einer rein taktischen Offensivschlacht ...., so daß für die strategische Kombination im Grunde zwischen Angriffs- und Verteidigungsschlacht gar kein Unterschied besteht."***)

Der Sieg von Dresden ist für Napoleon nicht entscheidend, weil die Verfolgung unterbleibt.

„Das Schwierigere, den Sieg möglichst vorzubereiten, ist ein stilles Verdienst der Strategie, dennoch wird sie kaum darüber belobt."†) Diese Worte treffen durchaus auf die Beurteilung zu, die Napoleons Operation von Dresden erfahren hat, denn wenn die Strategie im Gegensatz zu diesem stillen Verdienst „glänzend und ruhmvoll erscheint, indem sie den erfochtenen Sieg benutzt",†) so ist dem Kaiser stets zum Vorwurf gemacht worden, daß er hier den Sieg zu benutzen unterlassen habe. Der Umstand, daß Vandamme sich bereits im Besitz der Pirna—Rollendorfer Straße befand, die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Verbündeten bei ihrem Rückzuge zu überwinden hatten, scheinen die Früchte, die eine energische Verfolgung ernten konnte, allerdings handgreiflich klarzulegen. „Die entscheidendsten Verluste für den Besiegten treten erst mit dem Abzuge ein, nämlich die, welche der Sieger nicht mit ihm teilt .... Der Verlust an physischen Streitkräften ist nicht der einzige, den beide Teile im Verlauf des Gefechts erleiden, sondern auch die moralischen werden erschüttert, gebrochen und gehen zugrunde."** „Gewöhnlich ist der Sieg in dem Augenblick, wo der geschlagene Gegner, das Gefecht aufgebend, seinen Platz verläßt, wenn auch unzweifelhaft, doch noch sehr klein und schwach und würde in der Reihe der Begebenheiten nicht viel positive Vorteile gewähren, wenn er nicht durch das Verfolgen am ersten Tage vervollständigt würde."†)

Dem Sieger in so vielen Schlachten, der einst nicht ruhte, bis eine Verfolgung ohnegleichen die an der Saale geschlagene preußische Armee vollends aufgerieben hatte, ist es natürlich nicht entgangen, welches Unheil bei einer kräftigen Verfolgung über die

* Vom Kriege, VI. Buch 12. Kap.
** Vom Kriege IV. Buch. 4. Kap.
*** Vom Kriege VI. Buch 9. Kap.
† Vom Kriege IV. Buch 12. Kap.

Verbündeten hereinbrechen mußte, aber nicht minder wie die obigen Sätze paſſen die folgenden auf ſeine Lage: „Gewöhnlich kommen beide Teile mit ſehr geſchwächten körperlichen Kräften in die Schlacht, denn die Bewegungen, welche unmittelbar vorhergehen, haben meiſtens den Charakter dringender Umſtände. Die Anſtrengungen, welche das Ausringen eines langen Kampfes koſtet, vollenden die Erſchöpfung.“*) Die den beiden Schlachttagen voraufgegangenen Gewaltmärſche machten ſich hier fühlbar, und wenn auch ſonſt Napoleon auf die Ermüdung ſeiner Truppen niemals die geringſte Rückſicht nahm, ſo trat ſie hier doch umſomehr hervor, als es im weſentlichen eine Rekrutenarmee war, die er anführte. Das unmittelbare Nachdrängen konnte ſchon deshalb keine großen Erfolge zeitigen, weil der Abzug der Verbündeten erſt ſpät bemerkt wurde, weil dieſe immer noch die Überlegenheit der Zahl hatten und bei aller Verwirrung in ihrer Rückzugsbewegung doch zum weitaus größten Teil nicht eigentlich geſchlagen waren. Vor allem aber hinderte der Gebirgscharakter, ſo ſehr er den Rückzug erſchwerte, andererſeits doch auch die Verfolgung. Das Erzgebirge ſprach auch ſehr weſentlich bei der Bewegung Vandammes und der Frage, ob Napoleon etwa weitere Kräfte folgen laſſen ſollte, mit.

Wohl ſteigerte ſich, weil ſie auf einige ſchlechte Gebirgsſtraßen angewieſen waren, die ihnen durch Vandammes Vorgehen drohende Gefahr für die Verbündeten, aber die Gefahr, die er ſelbſt lief, und die ohnehin mit einem ſolchen Auftrage ſtets verbunden iſt, vergrößerte ſich, wie der Tag von Kulm lehrt, mit jedem weiteren Schritt, den er nach Böhmen hineintat hier in ganz anderer Weiſe, als wenn ſich zwiſchen Sachſen und Böhmen ein überall gangbares, offenes Gelände befunden hätte. In ſolchem Falle wäre es auch für Napoleon leicht geweſen, der indirekten Verfolgung wie ſie Vandamme übertragen war, größeren Nachdruck zu geben, indem er auf der neuen Dresdener Straße mit den Garden und dem Korps St. Cyr Anſchluß an Vandamme nahm und den Erfolg von Dresden auf böhmiſchem Boden erſt zum Austrag brachte. Anders aber war es in Wirklichkeit, wo es galt, 120000 Mann auf einer Straße über das Gebirge zu führen, zumal für Verpflegungsnachſchub nicht ausreichend geſorgt war.

Sich mit der franzöſiſchen Hauptmacht in Böhmen einzulaſſen, verbot ſich ſodann in dieſem Augenblick ſchon dadurch, daß Napoleon, als er am 28. Auguſt nachmittags in Dresden eintraf, die Nachricht erhielt, daß ſeine Bober-Armee unter Macdonald am 26. Auguſt an der Katzbach geſchlagen ſei; nachdem ihm bereits in Stolpen vor den Dresdener Schlachttagen Nachrichten von einer Niederlage, die Oudinot am 23. Auguſt bei Groß-Beeren erlitten hatte, zugekommen waren. Wenn er auch zunächſt noch geneigt blieb, dieſen keine größere Bedeutung beizumeſſen, und wenn er die Tragweite ſeines eigenen Sieges bei Dresden auch überſchätzt haben mag, ſo äußert ſich doch darin, daß er nicht mit allen verfügbaren Kräften den Verbündeten nach Böhmen

*) Vom Kriege, IV. Buch, 12. Kap.

nachdrängte, wiederum die begrenzte Tragweite einer Operation auf der inneren Linie, die gezwungen ist, von dem geschlagenen, aber noch nicht vernichteten Gegner abzulassen, um sich gegen den im Rücken drohenden Feind zu wenden.

Beschränkte Wirksamkeit einer Operation auf der inneren Linie. Verteidigung im allgemeinen.

Der Vorteil eines konzentrischen Angriffs, so verschieden sich seine Wirkung auch in der Taktik und in der Strategie äußert, beruht darin, daß er von mehreren Seiten gleichzeitig auf die Kräfte des Gegners drückt, diese überall bindet und ihre Aufmerksamkeit nach verschiedenen Seiten abzieht. Den daraus für sie erwachsenden Nachteil exzentrischer Wirkung vermag die Verteidigung häufig auszugleichen durch das „Nahebeieinandersein ihrer Kräfte und das Bewegen auf inneren Linien. Es ist unnötig zu entwickeln, auf welche Weise dies ein solcher Multiplikator der Kräfte werden kann, daß der Angreifende sich ohne eine große Überlegenheit diesem Nachteil nicht aussetzen darf. Hat die Verteidigung einmal das Prinzip der Bewegung in sich aufgenommen — einer Bewegung, die zwar später anfängt, als die des Angreifenden, aber immer zeitig genug, um die Fesseln der erstarrenden Passivität zu lösen —, so wird dieser Vorteil der größeren Vereinigung und der inneren Linien ein sehr entscheidender .... Der Vorteil der inneren Linie wächst mit den Räumen, auf die sich diese Linien beziehen"*) ...., „die Wirksamkeit der inneren, d. h. kürzeren Linien tritt in der Strategie des großen Raumes wegen stärker hervor und bildet ein großes Gegengewicht gegen die Anfälle von mehreren Seiten"**) ....

Das Vorgehen der verbündeten Hauptarmee auf dem linken Elbufer wirkte von Anfang an als Bedrohung der französischen Verbindungen; eine solche erwuchs in anderer Form für den Rücken der Hauptmacht Napoleons aus den Erfolgen der Verbündeten bei Großbeeren und an der Katzbach. Hatte die innere Linie Napoleon auch Erfolg gewährt, so war er doch außerstande, diesen auszubeuten. An und für sich besitzt freilich die exzentrische Form keinen Vorzug vor der konzentrischen, vielmehr erscheinen beide Formen „in ein gewisses schwebendes Gleichgewicht gebracht. Fügt man hinzu, daß die Verteidigung, weil sie nicht überall eine absolute ist, sich auch nicht immer in der Unmöglichkeit befindet, sich der konzentrischen Kräfte zu bedienen,***) so wird man wenigstens kein Recht mehr haben, zu glauben, daß diese Wirkungsart allein hinreichend sei, dem Angriff ein ganz allgemeines Übergewicht über die Verteidigung zu gewähren."*)

„Die Verteidigung besteht aus zwei heterogenen Teilen, dem Abwarten und dem Handeln .... Aber ein Akt der Verteidigung, besonders ein großer, wie ein Feldzug oder ganzer Krieg, wird der Zeit nach nicht aus zwei großen Hälften bestehen, der ersten, wo man bloß abwartet, und der zweiten, wo man bloß handelt,

*) Vom Kriege, VI. Buch, 4. Kap.

**) Vom Kriege, VI. Buch, 3. Kap.

***) Die zeitweise bestehende Absicht Napoleons, die Masse seiner Armee am Königstein übergehen zu lassen und die Verbündeten zwischen diese und St. Cyr zu bringen, liefert hierfür einen Beweis.

ſondern aus einem Wechſel dieſer beiden Zuſtände.“*) „Der Begriff der Verteidigung iſt das Abwehren eines Stoßes. Was iſt alſo ihr Merkmal? Das Abwarten dieſes Stoßes. Dieſes Merkmal alſo macht jedesmal die Handlung zu einer verteidigenden, und durch dieſes Merkmal allein kann im Kriege die Verteidigung vom Angriff unterſchieden werden. Da aber eine abſolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerſpricht, weil bei ihr nur der eine Teil Krieg führen würde, ſo kann auch im Kriege die Verteidigung nur relativ ſein, und jenes Merkmal muß alſo nur auf den Totalbegriff angewendet, nicht auf alle Teile von ihm ausgedehnt werden. Ein partielles Gefecht iſt verteidigend, wenn wir den Anlauf, den Sturm des Feindes abwarten; eine Schlacht, wenn wir den Angriff, d. h. das Erſcheinen vor unſerer Stellung, in unſerem Feuer abwarten; ein Feldzug, wenn wir das Betreten unſeres Kriegstheaters abwarten. In allen dieſen Fällen kommt dem Geſamtbegriff das Merkmal des Abwartens und Abwehrens zu, ohne daß daraus ein Widerſpruch mit dem Begriff des Krieges folgt, denn wir können unſeren Vorteil darin finden, den Angriff auf unſere Stellung und auf unſer Kriegstheater abzuwarten. Da man aber, um wirklich auch ſeinerſeits Krieg zu führen, dem Feinde ſeine Stöße zurückgeben muß, ſo geſchieht dieſer Aktus des Angriffs im Verteidigungskriege gewiſſermaßen unter dem Hauptitel der Verteidigung, d. h. die Offenſive, deren wir uns bedienen, fällt innerhalb der Begriffe von Stellung oder Kriegstheater.“**)

In dieſem Sinne ſehen wir Napoleon vor Wiederbeginn der Feindſeligkeiten 1813 ſich die Beſchaffenheit des Kriegstheaters zunutze machen, die natürliche und künſtlich erhöhte Stärke ſeiner Stellungen verwerten und von Dresden ſowie vom Königſtein her ſeine Angriffsſtöße führen. Es zeigte ſich hier bei Dresden, daß „in der Taktik jedes Gefecht, groß oder klein, ein verteidigendes iſt, wenn wir dem Feinde die Initiative überlaſſen und ſein Erſcheinen vor unſerer Front abwarten. Von dieſem Augenblick an können wir uns aller offenſiven Mittel bedienen, ohne daß wir die beiden genannten Vorteile der Verteidigung, nämlich den des Abwartens und den der Gegend, verlieren. In der Strategie tritt zuerſt der Feldzug an die Stelle des Gefechts, und das Kriegstheater an die Stelle der Stellung, die Verteidigung bleibt, was ſie in der Taktik war“**) . . . .

Nur mit Einſchränkungen wird man allerdings den folgenden Sätzen, die ſich in demſelben Kapitel finden, zuſtimmen können: „Zweck der Verteidigung iſt Erhalten. Erhalten iſt leichter als Gewinnen, ſchon daraus folgt, daß die Verteidigung bei vorausgeſetzten gleichen Mitteln leichter ſei als der Angriff. Worin liegt aber die größere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, daß alle Zeit, welche ungenützt verſtreicht, in die Wagſchale des Verteidigers fällt. Er erntet, wo er nicht geſäet hat. Jedes Unterlaſſen des Angriffs aus falſcher Anſicht, aus Furcht, aus Trägheit kommt dem Verteidiger zugute . . . . Dieſer Vorteil hat den preußiſchen

*) Vom Kriege, VI. Buch, 8. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.

Staat im Siebenjährigen Kriege mehr als einmal vom Untergang gerettet. Dieſer aus Begriff und Zweck ſich ergebende Vorteil der Verteidigung liegt in der Natur aller Verteidigung und iſt im übrigen Leben, beſonders in dem dem Kriege ſo ähnlichen Rechtsverkehr, in dem lateiniſchen Sprichwort: beati sunt possidentes fixiert. Ein anderer, der nur aus der Natur des Krieges hinzukommt, iſt der Beiſtand der örtlichen Lage, welchen die Verteidigung vorzugsweiſe genießt." *)

Unzweifelhaft wird es Fälle geben, in denen dieſe Ausführungen zutreffen. Die Gründe, die im Herbſt 1813 Napoleon bewogen, mit ſeinen Hauptkräften zunächſt in der Verteidigung zu bleiben, wurden bereits entwickelt.**) Solche Gründe, die das Abwarten als vorteilhaft erſcheinen laſſen, werden häufig beſtehen. Wie auch in dieſem Falle — immer, wie es Clauſewitz hier tut, gleiche Kräfte auf beiden Seiten vorausgeſetzt — können Kräftegruppierung des Gegners, natürliche Beſchaffenheit des Operationsgebiets, namentlich Gebirgswälle, die vom Gegner trennen, endlich Ungeeignetheit der Truppen für eine Offenſive großen Stils, ſehr wohl das Erhalten leichter erſcheinen laſſen als das Gewinnen. Nicht immer aber wird der Verteidiger „ernten, wo er nicht geſäet hat," denn nicht unbedingt kann er darauf rechnen, daß der Angreifer „Zeit ungenützt verſtreichen läßt, die in ſeine, des Verteidigers, Wagſchale fällt." Was im Siebenjährigen Krieg eintrat, den Clauſewitz hier anführt, wird ſchwerlich in gleicher Weiſe wiederkehren. Er ſelbſt bekämpft die Lehren, die aus der Kriegführung des 18. Jahrhunderts gezogen werden und lehrt uns den neueren Krieg, der mit Napoleon anhebt, aber es iſt durchaus natürlich, daß er, der dem 18. Jahrhundert entſtammte, den Beiſpielen jener Zeit doch noch mehr abzugewinnen ſuchte als ſie uns jetzt zu bieten vermögen. Gewiß kann es vorkommen, daß man, wie Napoleon 1813, dem Gegner die Initiative zuſchiebt, daß man das Mittel wählt, ihn ſeine Kräfte an ſtarken Stellungen abringen zu laſſen. Der Verteidiger wird jedoch in der Regel gut tun, nicht mit „Furcht und Trägheit", ſondern mit Initiative und Schnelligkeit bei ſeinem Gegner zu rechnen. Wir glauben daher nicht, daß die Verteidigung an ſich leichter ſei als der Angriff. Sie ſtellt im Gegenteil an die operative und taktiſche Leitung höhere Anſprüche, ſobald ſie nicht nur ein Hinausſchieben oder gar ein Vermeiden der Entſcheidung bezweckt. Eine ſolche Verteidigung aber verwirft auch Clauſewitz unbedingt, indem er ſagt, daß „eine abſolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerſpricht."

Er folgert nun weiter:

„Die verteidigende Form des Kriegführens iſt an ſich ſtärker als die angreifende. Auf dieſes Reſultat haben wir hinausgewollt; denn obgleich es ganz in der Natur der Sache liegt und von der Erfahrung tauſendfältig beſtätigt wird, ſo läuft es dennoch der herrſchenden Meinung völlig entgegen." *) Dieſe herrſchende

*) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.

**) Vergl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. Heft 2. S. 244.

Meinung beſteht bei uns zum großen Teil auch noch. Clauſewitz iſt wegen dieſer Behauptung vielfach angegriffen worden, aber ſolche Angriffe beruhen auf einem Mißverſtehen ſeiner Ausführungen, wie er es ſelbſt zum Teil befürchtet hat.*)

Scheint uns auch der ſtreng logiſche Weg, auf dem der Meiſter der Kriegslehre zu dieſer Schlußfolgerung gelangt, indem er die Verteidigung an ſich für leichter als den Angriff erklärt, nicht durchweg gangbar, ſo iſt die Schlußfolgerung ſelbſt doch unzweifelhaft, wie er ſagt, „durch die Erfahrung tauſendfach beſtätigt," nur darf man ſie nicht völlig losgelöſt von ſeinen ſonſtigen Ausführungen für ſich allein hinſtellen. Clauſewitz eifert mit ihr nur gegen jene Einſeitigkeit, die nichts kennen will als den Angriff. So ſagt er an anderer Stelle: „Irgendwo freiwillig in der Verteidigung bleiben, ſcheint den Leuten eine Abſurdität, obgleich es keine größere Abſurdität gibt, als unter allen Umſtänden angreifen zu wollen."**)

Moltke vertritt die gleiche Anſicht. So ſchreibt er 1865:***) Es vereint ſich die ſtrategiſche Offenſive ſehr wohl mit der taktiſchen Verteidigung," und an anderer Stelle:†) „Die Offenſive iſt überhaupt nicht bloß eine taktiſche. Einer geſchickten Heeresleitung wird es in vielen Fällen gelingen, Defenſivſtellungen zu wählen von ſtrategiſch ſo offenſiver Natur, daß der Gegner genötigt iſt, uns in denſelben anzugreifen." Schon 1861 äußert er im Hinblick auf die im Vergleich zu heute doch viel weniger wirkſamen Feuerwaffen ſeiner Zeit:††) „Der Angriff einer Stellung iſt weſentlich ſchwieriger geworden als deren Verteidigung, die Defenſive während des erſten Stadiums eines Gefechts ein entſchiedener Vorteil." Erſt wenn Verluſte, Erſchütterung und Ermattung den Gegner erſchöpft haben, will der Feldmarſchall auch taktiſch offenſiv werden. Wiewohl er ſelbſt in der Praxis des Krieges die hier entwickelten Grundſätze niemals zu erproben Gelegenheit hatte, hielt er auch nach dem Kriege von 1870/71 an ihnen feſt. So ſagt er 1874:†††) „Wir ſind zwar im Feldzuge 1870 immer offenſiv geweſen und haben die ſtärkſten Stellungen des Feindes angegriffen und genommen, aber mit welchen Opfern! Wenn man erſt, nachdem man mehrere Angriffe des Feindes abgeſchlagen, zur Offenſive übergeht, erſcheint mir dies günſtiger."

„Eigentlich iſt die Geringſchätzung der Verteidigung immer die Folge einer Epoche, in der eine gewiſſe Manier der Verteidigung ſich überlebt hat. Im Dreißigjährigen und im Spaniſchen Erbfolgekriege war die Entwicklung und Aufſtellung der Armee eine der großen Hauptſachen in der Schlacht. Sie war der

*) Vgl. „Zur Einführung". Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. Heft 2, S. 231.

**) Bd. V. Feldzüge von 1799. 1. Teil.

***) Taktiſch-ſtrategiſche Aufſätze. Bemerkungen über den Einfluß der verbeſſerten Feuerwaffen S. 65.

†) Ebenda S. 56.

††) Ebenda. Bemerkungen vom April 1861 über den Einfluß der verbeſſerten Feuerwaffen. S. 31.

†††) Taktiſche Aufgaben. S. 104.

wichtigſte Teil des Schlachtplanes. Dies gab dem Verteidiger in der Regel große Vorteile, weil er ſchon aufgeſtellt und entwickelt war. Sobald die Manövrierfähigkeit der Truppen größer wurde, hörte dieſer Vorteil auf, und der Angreifende bekam eine Zeitlang das Übergewicht. Nun ſuchte der Verteidiger Schutz hinter Flüſſen, tiefen Taleinſchnitten und auf Bergen. Dadurch bekam er abermals ein entſchiedenes Übergewicht, welches ſo lange dauerte, bis der Angreifende ſo beweglich und gewandt wurde, daß er ſich ſelbſt in die durchſchnittene Gegend wagen und in getrennten Kolonnen angreifen, alſo den Gegner umgehen konnte. Dies führte zu der immer größeren Ausdehnung, durch welche nun der Angreifende auf die Idee gebracht werden mußte, ſich auf ein paar Punkten zu konzentrieren und die dünne Stellung zu durchſtoßen. Dadurch bekam der Angreifende das Übergewicht zum drittenmal, und die Verteidigung mußte ihr Syſtem abermals ändern. Das hat ſie in den letzten (Napoleoniſchen) Kriegen getan. Sie hat ihre Kräfte in großen Maſſen zuſammengehalten, dieſe meiſtens unentwickelt, wo es anging, auch verdeckt aufgeſtellt, und ſich alſo bloß in Bereitſchaft geſetzt, den Maßregeln der Angreifenden zu begegnen, wenn dieſe ſich mehr entwickeln würden.

Dies ſchließt die teilweiſe paſſive Verteidigung des Bodens nicht ganz aus; der Vorteil derſelben iſt zu groß, als daß deren Benutzung nicht hundertmal in einem Feldzuge vorkommen ſollte. Aber ſolche paſſive Verteidigung des Bodens iſt gewöhnlich nicht mehr die Hauptſache, und darauf kommt es hier an.

Sollte der Angreifende irgend ein neues großes Hilfsmittel erfinden, was doch bei der Einfachheit und inneren Notwendigkeit, zu der alles gediehen iſt, nicht wohl abzuſehen iſt, ſo wird die Verteidigung auch ihr Verfahren ändern müſſen. Immer aber wird ihr der Beiſtand der Gegend gewiß ſein, und weil Gegend und Boden jetzt mehr als je den kriegeriſchen Akt mit ihren Eigentümlichkeiten durchdringen, ihr im allgemeinen ihre natürliche Überlegenheit ſichern."*)

Der hier gegebene geſchichtliche Rückblick auf die wechſelnde Bewertung der Verteidigung hat auch für unſere Zeit noch Gültigkeit. Auch wir werden ſuchen, die Unbeweglichkeit, zu der ein auf ſtarke Stellungen geſtützter Gegner ſich ſelbſt verurteilt hat, durch Beweglichkeit auszugleichen. Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß es Ausnahmeverhältniſſe waren, die in der Mandſchurei zu ſo ausgedehnten Stellungskämpfen führten. Gewiß werden ſolche auch auf einem europäiſchen Kriegsſchauplatze in Zukunft vorkommen, aber — und das iſt ein weſentlicher Unterſchied — es wird ſich nicht der ganze Krieg ausſchließlich um befeſtigte Stellungen drehen. Der Angreifer wird in großen Verhältniſſen im Vorteile ſein, wenn er überhaupt die erforderliche Stärke beſitzt, ſtets die Möglichkeit haben, ſolche mit einem Teil ſeiner Kräfte zu umgehen und den Verteidiger zum Kampf im offenen Felde zu zwingen. Die Worte aber von der Überlegenheit, welche der Verteidigung aus dem Beiſtand der Gegend und des Bodens erwächſt, müſſen für die heutigen Feuerwaffen

*) Vom Kriege. VII. Buch. 2. Kap.

in erhöhtem Maße zu. Die Gefechte des Burenkrieges und die Kämpfe in der Mandſchurei haben das unwiderleglich dargetan. Der Angriff iſt jetzt viel ſchwerer geworden, als er in den Napoleoniſchen Kriegen und ſelbſt noch 1870 war, die Verteidigung iſt, rein taktiſch genommen, tatſächlich die leichtere Form der Kriegführung.

Wenn die Japaner gleichwohl nicht an der Durchführbarkeit des taktiſchen Angriffs auch gegen ſtark verſchanzte ruſſiſche Stellungen verzweifelten und infolgedeſſen dieſe Stellungen überwältigt haben, ſo kann man freilich bei aller Anerkennung, die ihnen gebührt, einwenden, daß ihr Gegner nicht durchweg auf der Höhe kriegeriſcher Ausbildung ſtand und, daß ſeine Waffenwirkung dementſprechend häufig nicht allzuhoch zu bewerten geweſen iſt. Dennoch wird man auch einem beſſer in der Feuertaktik geſchulten Gegner gegenüber an der Durchführbarkeit des Angriffs nicht zu verzweifeln brauchen. Das „neue große Hilfsmittel“ des Angreifers iſt bereits erfunden, es beſteht in einem zielbewußten Streben nach dem Gewinn der Feuerüberlegenheit.

Wiewohl dieſer Grundſatz ſchon vor bald zwei Jahrzehnten in unſeren Dienſtvorſchriften aufgeſtellt wurde und in der taktiſchen Literatur des In- und Auslandes fortgeſetzt betont wird, iſt er in der Praxis der letzten Kriege hinſichtlich der im Infanterieangriff anzuwendenden Formen und der Art des Einſatzes der Gefechtskraft doch nicht überall zur Geltung gelangt. Erſt wenn nach dieſer Richtung dem Streben nach Erringung der Feuerüberlegenheit vollauf Rechnung getragen wird, kann der Angriff ſeine alte Überlegenheit wiedergewinnen. Er wird das um ſo eher können, als er in der heutigen Feld- und beweglichen ſchweren Artillerie ein weiteres „neues großes Hilfsmittel“ beſitzt, das ſowohl in Südafrika wie in der Mandſchurei nicht die ihm im heutigen Kampfe unzweifelhaft zukommende Rolle geſpielt hat. Schon König Friedrich ſah in ſeinen letzten Lebensjahren bei der überhand nehmenden Gewohnheit der Armeen, ſich an ſtarke Stellungen anzuklammen, die einzige Möglichkeit für das Gelingen des Angriffs in dem Erringen der Feuerüberlegenheit,*) die er entſprechend der Bewaffnung ſeiner Zeit naturgemäß nur auf die Artillerie beziehen konnte. Der Ausdruck „supériorité du feu“, iſt zuerſt vom Könige angewandt worden.

Können wir Clauſewitz gerade in bezug auf die Waffenwirkung unſerer Zeit und auf Grund der Erfahrungen der neueſten Kriege nur Recht geben, wenn er die Verteidigung an ſich betrachtet, als außerordentlich ſtark bezeichnet, ſo iſt er andererſeits der Vertreter des Vernichtungsgedankens, und in dieſem Sinne ſagt er: „Iſt die Verteidigung eine ſtärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, ſo folgt von ſelbſt, daß man ſich ihrer nur ſo lange bedienen muß, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und ſie verlaſſen muß, ſobald man ſtark genug

*) Oeuvres IX. Essai sur les formes de gouvernement.

ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen .... Die verteidigende Form des Kriegführens ist also kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche." *)

Der Schild der Buren wie der der Russen war nicht von dieser Art, und darum sind sie unterlegen. Wie sehr auch Clausewitz an dem Grundsatz festhält, daß Kriegführen gleichbedeutend mit Angreifen sei, spricht sich in den Worten aus: „Wir bleiben dabei stehen, daß der Übergang zum Rückstoß als eine Tendenz der Verteidigung, also als ein wesentlicher Bestandteil derselben gedacht werden muß, und daß überall, wo der durch die verteidigende Form errungene Sieg nicht auf irgend eine Weise in dem kriegerischen Haushalt verbraucht wird, wo er gewissermaßen ungenützt dahinwelkt, ein großer Fehler begangen wird. Ein schneller, kräftiger Übergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsschwert — ist der glänzendste Punkt der Verteidigung; wer ihn sich nicht gleich hinzudenkt, oder vielmehr, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Verteidigung aufnimmt, dem wird nimmermehr die Überlegenheit der Verteidigung einleuchten." **)

Das blitzende Vergeltungsschwert hat Napoleon bei Dresden zu handhaben gewußt; daß er den Feind nicht völlig niederschlug, lag an den Verhältnissen. Auch der größte Feldherr wird diese nicht immer meistern können.

*) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 5. Kap.

(Fortsetzung folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe.

Bücherei des Heeres-
[illegible]

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

n poſitiven weck vorzuſetzen .... Die verteidigende Form des Krieg- t alſo kein unmittelbarer Schild, ſondern ein Schild, gebildet durch ge- reiche.“*)

Der Schild der Buren wie der der Ruſſen war nicht von dieſer Art, und darum ſind ſie unterlegen. Wie ſehr auch Clauſewitz an dem Grundſatz feſthält, daß Krieg- führen gleichbedeutend mit Angreifen ſei, ſpricht ſich in den Worten aus: „Wir bleiben dabei ſtehen, daß der Übergang zum Rückſtoß als eine Tendenz der Ver- teidigung, alſo als ein weſentlicher Beſtandteil derſelben gedacht werden muß, und daß überall, wo der durch die verteidigende Form errungene Sieg nicht auf irgend eine Weiſe in dem kriegeriſchen Haushalt verbraucht wird, wo er gewiſſermaßen ungenützt dahinwelkt, ein großer Fehler begangen wird. Ein ſchneller, kräftiger Übergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsſchwert — iſt der glänzendſte Punkt der Verteidigung; wer ihn ſich nicht gleich hinzudenkt, oder vielmehr, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Verteidigung aufnimmt, dem wird nimmermehr die Überlegenheit der Verteidigung einleuchten.“**)

Das blitzende Vergeltungsſchwert hat Napoleon bei Dresden zu handhaben gewußt; daß er den Feind nicht völlig niederſchlug, lag an den Verhältniſſen. Auch der größte Feldherr wird dieſe nicht immer meiſtern können.

*) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 5. Kap.

(Fortſetzung folgt.)

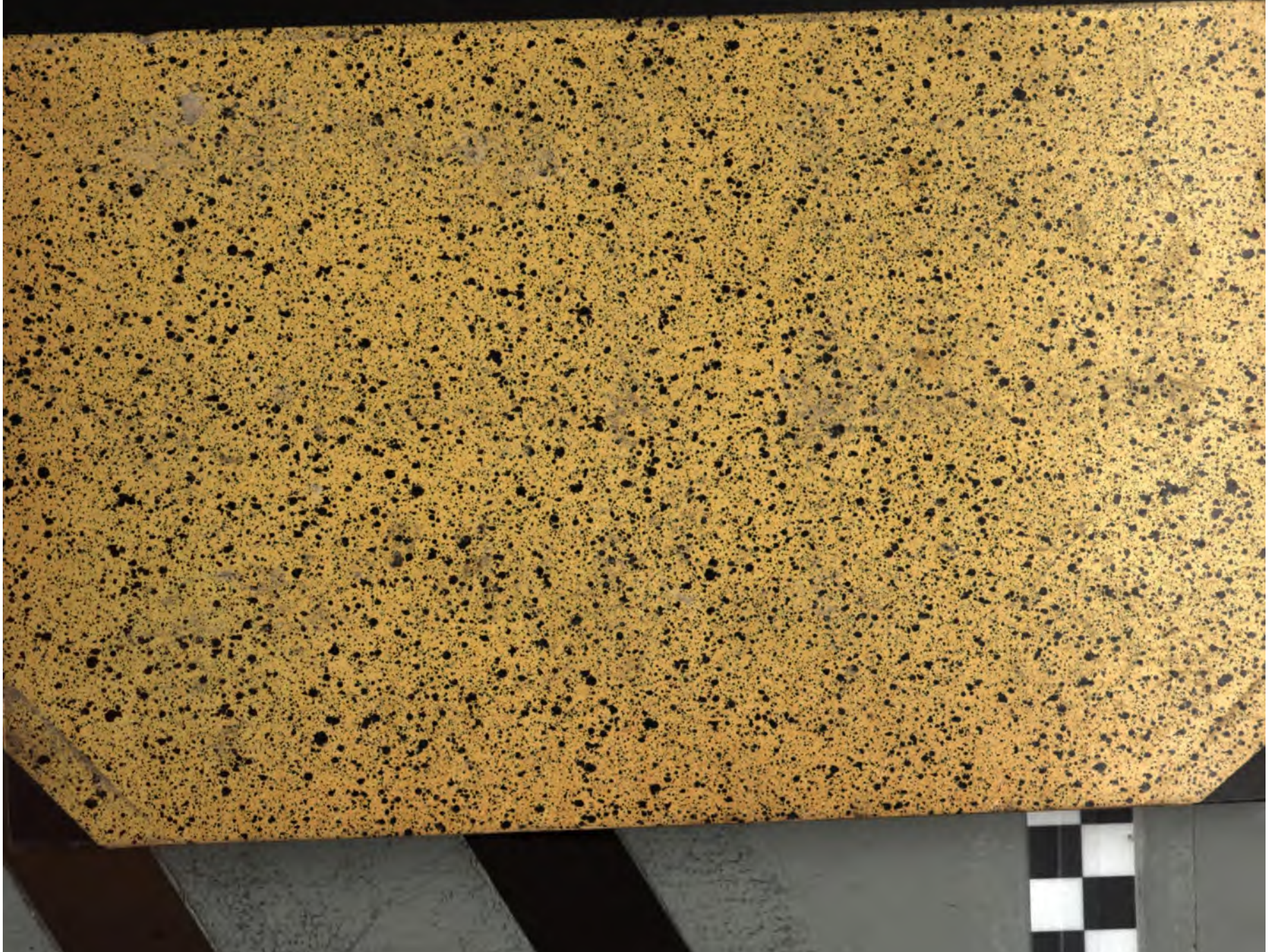
Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberſtleutnant und Abteilungschef im Großen Generalſtabe.

Bücherei des Heeres-
Archiv Wien

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Libraries
nia

date due.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.